

UNIVERSITY OF TORONTO



3 1761 00268835 6





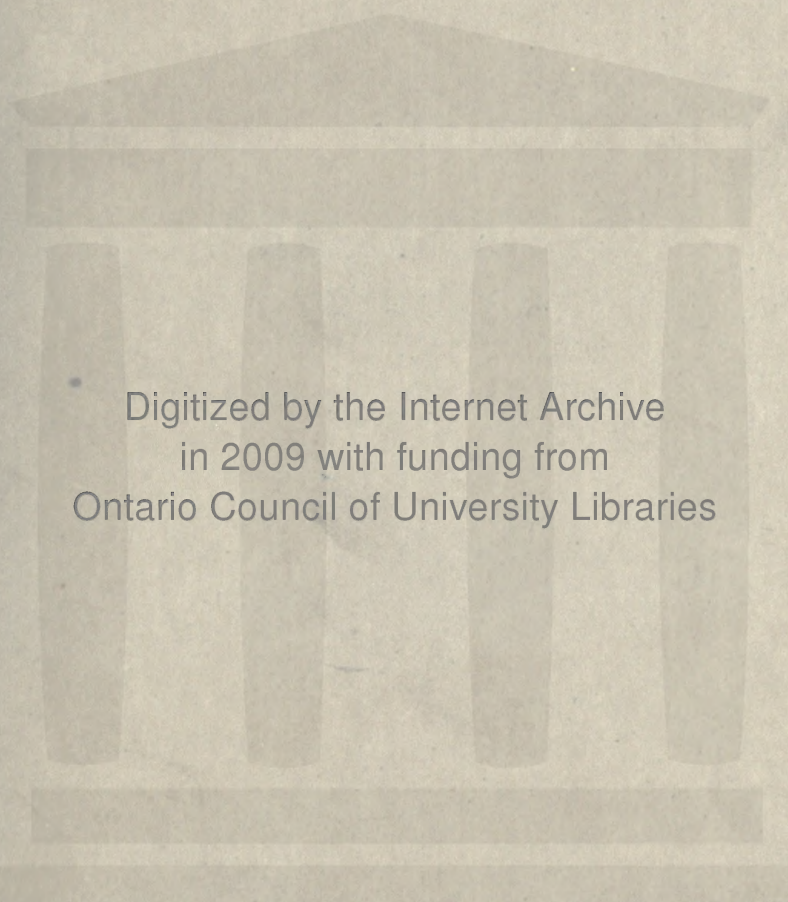












Digitized by the Internet Archive  
in 2009 with funding from  
Ontario Council of University Libraries







NIETZSCHES GESAMMELTE WERKE

---

ZEHNTER BAND

# FRIEDRICH NIETZSCHE GESAMMELTE WERKE

MUSARIONAUSGABE

ZEHNTER BAND  
MORGENRÖTHE

---

MUSARION VERLAG MÜNCHEN



# FRIEDRICH NIETZSCHE GESAMMELTE WERKE

## ZEHNTER BAND

MORGENRÖTHE. GEDANKEN ÜBER  
DIE MORALISCHEN VORURTHEILE /  
GEDANKEN ÜBER MORAL AUS DER  
ZEIT DER MORGENRÖTHE

„Es giebt so viele Morgenröthen  
die noch nicht geleuchtet haben.“

Rigveda

---

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

B  
3312  
A2  
1920  
Bd. 10

*Copyright 1924 by Musarion Verlag München*

*Printed in Germany*



849915



# INHALT DES ZEHNTEN BANDES

---

	Seite
Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile (1880—1881)	
Vorrede . . . . .	3
Erstes Buch . . . . .	11
Zweites Buch . . . . .	87
Drittes Buch . . . . .	145
Viertes Buch . . . . .	199
Fünftes Buch . . . . .	275
Gedanken über Moral aus der Zeit der Morgenröthe (1880—1881)	
1. Moralwissenschaft . . . . .	357
2. Verhältniss höherer und niederer Culturen zur Moral .	359
3. Physische und psychische Factoren als Grundlagen der Moral . . . . .	364
4. Die Sitte . . . . .	372
5. Ethische Gesetze und Ideale	
a) Kritik absoluter Gesetze; der kategorische Impe- rativ, die Pflicht . . . . .	378
b) Kritik unerfüllbarer Ideale . . . . .	381
c) Kritik allgemein gültiger Ideale . . . . .	383
d) Das altruistische Ideal. Mitleid . . . . .	385
e) Das individualistische Ideal . . . . .	393
f) Wille zur Macht, Herren-Moral . . . . .	412
6. Tugenden. Verbrechen. Sünde . . . . .	417
7. Einzelbemerkungen . . . . .	428
Nachbericht . . . . .	438





# Morgenröthe

Gedanken über die moralischen Vorurtheile

---





---

## VORREDE

### I.

**I**n diesem Buche findet man einen „Unterirdischen“ an der Arbeit, einen Bohrenden, Grabenden, Untergrabenden. Man sieht ihn, vorausgesetzt, dass man Augen für solche Arbeit der Tiefe hat —, wie er langsam, besonnen, mit sanfter Unerbittlichkeit vorwärts kommt, ohne dass die Noth sich allzusehr verriethe, welche jede lange Entbehrung von Licht und Luft mit sich bringt; man könnte ihn selbst bei seiner dunklen Arbeit zufrieden nennen. Scheint es nicht, dass irgend ein Glaube ihn führt, ein Trost entschädigt? Dass er vielleicht seine eigne lange Finsterniss haben will, sein Unverständliches, Verborgenes, Räthselhaftes, weil er weiss, was er auch haben wird: seinen eignen Morgen, seine eigne Erlösung, seine eigne *Morgenröthe*? . . . Gewiss, er wird zurückkehren: fragt ihn nicht, was er da unten will, er wird es euch selbst schon sagen, dieser scheinbare Trophonios und Unterirdische, wenn er erst wieder „Mensch geworden“ ist. Man verlernt gründlich das Schweigen, wenn man so lange, wie er, Maulwurf war, allein war — —

### 2.

In der That, meine geduldigen Freunde, ich will es euch sagen, was ich da unten wollte, hier in dieser späten Vorrede, welche leicht hätte ein Nachruf, eine Leichenrede werden können: denn ich bin zurück gekommen und — ich bin davon gekommen. Glaubt ja nicht, dass ich euch

zu dem gleichen Wagnisse auffordern werde! Oder auch nur zur gleichen Einsamkeit! Denn wer auf solchen eignen Wegen geht, begegnet Niemandem: das bringen die „eigenen Wege“ mit sich. Niemand kommt, ihm dabei zu helfen; mit Allem, was ihm von Gefahr, Zufall, Bosheit und schlechtem Wetter zustösst, muss er allein fertig werden. Er hat eben seinen Weg *für sich* — und, wie billig, seine Bitterkeit, seinen gelegentlichen Verdruss an diesem „für sich“; wozu es zum Beispiel gehört, zu wissen, dass selbst seine Freunde nicht errathen können, wo er ist, wohin er geht, dass sie sich bisweilen fragen werden „wie? geht er überhaupt? hat er noch — einen Weg?“ — Damals unternahm ich Etwas, das nicht Jedermanns Sache sein dürfte: ich stieg in die Tiefe, ich bohrte in den Grund, ich begann ein altes *Vertrauen* zu untersuchen und anzugraben, auf dem wir Philosophen seit ein paar Jahrtausenden wie auf dem sichersten Grunde zu bauen pflegten, — immer wieder, obwohl jedes Gebäude bisher einstürzte: ich begann unser *Vertrauen zur Moral* zu untergraben. Aber ihr versteht mich nicht?

3.

Es ist bisher am schlechtesten über Gut und Böse nachgedacht worden: es war dies immer eine zu gefährliche Sache. Das Gewissen, der gute Ruf, die Hölle, unter Umständen selbst die Polizei erlaubten und erlauben keine Unbefangenheit; in Gegenwart der Moral *soll* eben, wie Angesichts jeder Autorität, nicht gedacht, noch weniger geredet werden: hier wird — *gehört!* So lang die Welt steht, war noch keine Autorität Willens, sich zum Gegenstand der Kritik nehmen zu lassen; und gar die Moral kritisiren, die Moral als Problem, als problematisch nehmen: wie? war das nicht — *ist* das nicht — unmoralisch? — Aber die Moral gebietet nicht nur über jede Art von Schreckmitteln,



um sich kritische Hände und Folterwerkzeuge vom Leibe zu halten: ihre Sicherheit liegt noch mehr in einer gewissen Kunst der Bezauberung, auf die sie sich versteht, — sie weiß zu „begeistern“. Es gelingt ihr, oft mit einem einzigen Blicke, den kritischen Willen zu lähmen, sogar zu sich hinüberzulocken, ja es giebt Fälle, wo sie ihn gegen sich selbst zu kehren weiss: so dass er sich dann, gleich dem Skorpione, den Stachel in den eignen Leib sticht. Die Moral versteht sich eben von Alters her auf jede Teufelei von Ueberredungskunst: es giebt keinen Redner, auch heute noch, der sie nicht um ihre Hülfe angienge. (Man höre zum Beispiel selbst unsere Anarchisten reden: wie moralisch reden sie, um zu überreden! Zuletzt heissen sie sich selbst noch gar „die Guten und Gerechten“.) Die Moral hat sich eben von jeher, so lange auf Erden geredet und überredet worden ist, als die grösste Meisterin der Verführung bewiesen — und, was uns Philosophen angeht, als die eigentliche *Circe der Philosophen*. Woran liegt es doch, dass von Plato ab alle philosophischen Baumeister in Europa umsonst gebaut haben? Dass Alles einzufallen droht oder schon in Schutt liegt, was sie selber ehrlich und ernsthaft für aere perennius hielten? Oh wie falsch ist die Antwort, welche man jetzt noch auf diese Frage bereit hält, „weil von ihnen Allen die Voraussetzung versäumt war, die Prüfung des Fundamentes, eine Kritik der gesammten Vernunft“ — jene verhängnissvolle Antwort Kant's, der damit uns moderne Philosophen wahrhaftig nicht auf einen festeren und weniger trüglichen Boden gelockt hat! (— und nachträglich gefragt, war es nicht etwas sonderbar, zu verlangen, dass ein Werkzeug seine eigne Trefflichkeit und Tauglichkeit kritisiren solle? dass der Intellect selbst seinen Werth, seine Kraft, seine Grenzen „erkennen“ solle? war es nicht sogar ein wenig widersinnig? —) Die richtige Antwort wäre vielmehr gewesen, dass alle Philo-

sophen unter der Verführung der Moral gebaut haben, auch Kant —, dass ihre Absicht scheinbar auf Gewissheit, auf „Wahrheit“, eigentlich aber auf „majestätische sittliche Gebäude“ ausgieng: um uns noch einmal der unschuldigen Sprache Kant's zu bedienen, der es als seine eigne „nicht so glänzende, aber doch auch nicht verdienstlose“ Aufgabe und Arbeit bezeichnet, „den Boden zu jenen majestätischen sittlichen Gebäuden eben und baufest zu machen“ (Kritik der reinen Vernunft II, S. 257). Ach, es ist ihm damit nicht gelungen, im Gegentheil! — wie man heute sagen muss. Kant war mit einer solchen schwärmerischen Absicht eben der rechte Sohn seines Jahrhunderts, das mehr als jedes andre das Jahrhundert der Schwärmerei genannt werden darf: wie er es, glücklicher Weise, auch in Bezug auf dessen werthvollere Seiten geblieben ist (zum Beispiel mit jenem guten Stück Sensualismus, den er in seine Erkenntnistheorie hinübernahm). Auch ihn hatte die Moral-Tarantel Rousseau gebissen, auch ihm lag der Gedanke des moralischen Fanatismus auf dem Grunde der Seele, als dessen Vollstrecker sich ein anderer Jünger Rousseau's fühlte und bekannte, nämlich Robespierre, „de fonder sur la terre l'empire de la sagesse, de la justice et de la vertu“ (Rede vom 7. Juni 1794). Andererseits konnte man es, mit einem solchen Franzosen-Fanatismus im Herzen, nicht unfranzösischer, nicht tiefer, gründlicher, deutscher treiben — wenn das Wort „deutsch“ in diesem Sinne heute noch erlaubt ist —, als es Kant getrieben hat: um Raum für *sein* „moralisches Reich“ zu schaffen, sah er sich genöthigt, eine unbeweisbare Welt anzusetzen, ein logisches „Jenseits“, — dazu eben hatte er seine Kritik der reinen Vernunft nöthig! Anders ausgedrückt: *er hätte sie nicht nöthig gehabt*, wenn ihm nicht Eins wichtiger als Alles gewesen wäre, das „moralische Reich“ unangreifbar, lieber noch ungreifbar für die Vernunft zu machen, — er empfand



eben die Angreifbarkeit einer moralischen Ordnung der Dinge von Seiten der Vernunft zu stark! Denn Angesichts von Natur und Geschichte, Angesichts der gründlichen *Unmoralität* von Natur und Geschichte war Kant, wie jeder gute Deutsche von Alters her, Pessimist; er glaubte an die Moral, nicht weil sie durch Natur und Geschichte bewiesen wird, sondern trotzdem dass ihr durch Natur und Geschichte beständig widersprochen wird. Man darf sich vielleicht, um dies „trotzdem dass“ zu verstehen, an etwas Verwandtes bei Luther erinnern, bei jenem andern grossen Pessimisten, der es einmal mit der ganzen Lutherischen Verwegenheit seinen Freunden zu Gemüthe führte: „wenn man durch Vernunft es fassen könnte, wie der Gott gnädig und gerecht sein könne, der so viel Zorn und Bosheit zeigt, wozu brauchte man dann den *Glauben*?“ Nichts nämlich hat von jeher einen tieferen Eindruck auf die deutsche Seele gemacht, Nichts hat sie mehr „versucht“, als diese gefährlichste aller Schlussfolgerungen, welche jedem rechten Romanen eine Sünde wider den Geist ist: *credo quia absurdum est*: — mit ihr tritt die deutsche Logik zuerst in der Geschichte des christlichen Dogma's auf; aber auch heute noch, ein Jahrtausend später, wittern wir Deutschen von heute, späte Deutsche in jedem Betrachte — Etwas von Wahrheit, von *Möglichkeit* der Wahrheit hinter dem berühmten realdialektischen Grund-Satze, mit welchem Hegel seiner Zeit dem deutschen Geiste zum Sieg über Europa verhalf — „der Widerspruch bewegt die Welt, alle Dinge sind sich selbst widersprechend“ —: wir sind eben, sogar bis in die Logik hinein, Pessimisten.

4.

Aber nicht die *logischen* Werthurtheile sind die untersten und gründlichsten, zu denen die Tapferkeit unsres Argwohns

hinunterkann: das Vertrauen auf die Vernunft, mit dem die Gültigkeit dieser Urtheile steht und fällt, ist, als Vertrauen, ein *moralisches* Phänomen . . . Vielleicht hat der deutsche Pessimismus seinen letzten Schritt noch zu thun? Vielleicht muss er noch Ein Mal auf eine furchtbare Weise sein credo und sein absurdum neben einander stellen? Und wenn *dies* Buch bis in die Moral hinein, bis über das Vertrauen zur Moral hinweg pessimistisch ist, — sollte es nicht gerade damit ein deutsches Buch sein? Denn es stellt in der That einen Widerspruch dar und fürchtet sich nicht davor: in ihm wird der Moral das Vertrauen gekündigt — Warum doch? *Aus Moralität!* Oder wie sollen wir's heissen, was sich in ihm — in *uns* — begiebt? denn wir würden unsrem Geschmacke nach bescheidenere Worte vorziehn. Aber es ist kein Zweifel, auch zu uns noch redet ein „du sollst“, auch wir noch gehorchen einem strengen Gesetze über uns, — und dies ist die letzte Moral, die sich auch uns noch hörbar macht, die auch wir noch zu *leben* wissen, hier, wenn irgendworin, sind auch wir noch *Menschen des Gewissens*: dass wir nämlich nicht wieder zurückwollen in Das, was uns als überlebt und morsch gilt, in irgend etwas „Unglaubwürdiges“, heisse es nun Gott, Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe; dass wir uns keine Lügenbrücken zu alten Idealen gestatten; dass wir von Grund aus Allem feind sind, was in uns vermitteln und mischen möchte; feind jeder jetzigen Art Glauben und Christlichkeit; feind dem Halb- und Halben aller Romantik und Vaterländerei; feind auch der Artisten-Genüsslichkeit, Artisten-Gewissenlosigkeit, welche uns überreden möchte, da anzubeten, wo wir nicht mehr glauben — denn wir sind Artisten —; feind, kurzum, dem ganzen europäischen *Feminismus* (oder Idealismus, wenn man's lieber hört), der ewig „hinan zieht“ und ewig gerade damit „herunter bringt“: — allein als Menschen *dieses* Gewissens fühlen wir uns noch



verwandt mit der deutschen Rechtschaffenheit und Frömmigkeit von Jahrtausenden, wenn auch als deren fragwürdigste und letzte Abkömmlinge, wir Immoralisten, wir Gottlosen von heute, ja sogar, in gewissem Verstande, als deren Erben, als Vollstrecker ihres innersten Willens, eines pessimistischen Willens, wie gesagt, der sich davor nicht fürchtet, sich selbst zu verneinen, weil er mit *Lust* verneint! In uns vollzieht sich, gesetzt dass ihr eine Formel wollt, — die *Selbstaufhebung der Moral*. — —

5.

— Zuletzt aber: wozu müssten wir Das, was wir sind, was wir wollen und nicht wollen, so laut und mit solchem Eifer sagen? Sehen wir es kälter, ferner, klüger, höher an, sagen wir es, wie es unter uns gesagt werden darf, so heimlich, dass alle Welt es überhört, dass alle Welt *uns* überhört! Vor Allem sagen wir es *langsam* . . . Diese Vorrede kommt spät, aber nicht zu spät, was liegt im Grunde an fünf, sechs Jahren? Ein solches Buch, ein solches Problem hat keine Eile; überdies sind wir Beide Freunde des *lento*, ich ebenso wohl als mein Buch. Man ist nicht umsonst Philologe gewesen, man ist es vielleicht noch, das will sagen, ein Lehrer des langsamen Lesens: — endlich schreibt man auch langsam. Jetzt gehört es nicht nur zu meinen Gewohnheiten, sondern auch zu meinem Geschmacke — einem boshaften Geschmacke vielleicht? —, Nichts mehr zu schreiben, womit nicht jede Art Mensch, die „Eile hat“, zur Verzweiflung gebracht wird. Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor Allem Eins heischt, bei Seite gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden —, als eine Goldschmiedekunst und -Kennischaft des *Wortes*, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzuthun hat und Nichts erreicht, wenn sie es nicht *lento* erreicht. Gerade

damit aber ist sie heute nöthiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten, mitten in einem Zeitalter der „Arbeit“, will sagen: der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit Allem gleich „fertig werden“ will, auch mit jedem alten und neuen Buche: — sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt *gut* lesen, das heisst langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Thüren, mit zarten Fingern und Augen lesen. . . Meine geduldigen Freunde, dies Buch wünscht sich nur vollkommne Leser und Philologen: *lernt* mich gut lesen! —

Ruta bei Genua,  
im Herbst des Jahres 1886.

---



## Erstes Buch

---





1.

*Nachträgliche Vernünftigkeit.* — Alle Dinge, die lange leben, werden allmählich so mit Vernunft durchtränkt, dass ihre Abkunft aus der Unvernunft dadurch unwahrscheinlich wird. Klingt nicht fast jede genaue Geschichte einer Entstehung für das Gefühl paradox und frevelhaft? *Widerspricht* der gute Historiker im Grunde nicht fortwährend?

2.

*Vorurtheil der Gelehrten.* — Es ist ein richtiges Urtheil der Gelehrten, dass die Menschen aller Zeiten zu *wissen* glaubten, was gut und böse, lobens- und tadelnswerth sei. Aber es ist ein Vorurtheil der Gelehrten, dass *wir es jetzt besser wüssten* als irgend eine Zeit.

3.

*Alles hat seine Zeit.* — Als der Mensch allen Dingen ein Geschlecht gab, meinte er nicht zu spielen, sondern eine tiefe Einsicht gewonnen zu haben: — den ungeheuren Umfang dieses Irrthums hat er sich sehr spät und jetzt vielleicht noch nicht ganz eingestanden. — Ebenso hat der Mensch Allem, was da ist, eine Beziehung zur Moral beigelegt und der Welt eine *ethische Bedeutung* über die Schulter gehängt.

Das wird einmal ebenso viel und nicht mehr Werth haben, als es heute schon der Glaube an die Männlichkeit oder Weiblichkeit der Sonne hat.

4.

*Gegen die erträumte Disharmonie der Sphären.* — Wir müssen die viele *falsche* Grossartigkeit wieder aus der Welt schaffen, weil sie gegen die Gerechtigkeit ist, auf die alle Dinge vor uns Anspruch haben! Und dazu thut noth, die Welt nicht disharmonischer sehen zu wollen, als sie ist!

5.

*Seid dankbar!* — Das grosse Ergebniss der bisherigen Menschheit ist, dass wir nicht mehr beständige Furcht vor wilden Thieren, vor Barbaren, vor Göttern und vor unseren Träumen zu haben brauchen.

6.

*Der Taschenspieler und sein Widerspiel.* — Das Erstaunliche in der Wissenschaft ist dem Erstaunlichen in der Kunst des Taschenspielers entgegengesetzt. Denn dieser will uns dafür gewinnen, eine sehr einfache Causalität dort zu sehen, wo in Wahrheit eine sehr complicirte Causalität in Thätigkeit ist. Die Wissenschaft dagegen nöthigt uns, den Glauben an einfache Causalitäten gerade dort aufzugeben, wo Alles so leicht begreiflich scheint und wir die Narren des Augenscheins sind. Die „einfachsten“ Dinge sind *sehr complicirt*, — man kann sich nicht genug darüber verwundern!



*Umlernen des Raumgefühls.* — Haben die wirklichen Dinge oder die eingebildeten Dinge mehr zum menschlichen Glück beigetragen? Gewiss ist, dass die *Weite des Raumes* zwischen höchstem Glück und tiefstem Unglück erst mit Hülfe der eingebildeten Dinge hergestellt worden ist. *Diese* Art von Raumgefühl wird folglich, unter der Einwirkung der Wissenschaft, immer verkleinert: so wie wir von ihr gelernt haben und noch lernen, die Erde als klein, ja das Sonnensystem als Punkt zu empfinden.

*Transfiguration.* — Die rathlos Leidenden, die verworren Träumenden, die überirdisch Entzückten, — diess sind die *drei Grade*, in welche Raffael die Menschen eintheilt. So blicken wir nicht mehr in die Welt — und auch Raffael dürfte es jetzt nicht mehr: er würde eine neue Transfiguration mit Augen sehen.

*Begriff der Sittlichkeit der Sitte.* — Im Verhältniss zu der Lebensweise ganzer Jahrtausende der Menschheit leben wir jetzigen Menschen in einer sehr unsittlichen Zeit: die Macht der Sitte ist erstaunlich abgeschwächt und das Gefühl der Sittlichkeit so verfeinert und so in die Höhe getragen, dass es ebenso gut als verflüchtigt bezeichnet werden kann. Deshalb werden uns, den Spätgeborenen, die Grundeinsichten in die Entstehung der Moral schwer, sie bleiben uns, wenn wir sie trotzdem gefunden haben, an der Zunge kleben und wollen nicht heraus: weil sie grob klingen! Oder weil sie die Sittlichkeit zu verleumden scheinen! So zum Beispiel

gleich der *Hauptsatz*: Sittlichkeit ist nichts Anderes (also namentlich *nicht mehr!*), als Gehorsam gegen Sitten, welcher Art diese auch sein mögen; Sitten aber sind die *herkömmliche* Art zu handeln und abzuschätzen. In Dingen, wo kein Herkommen befiehlt, giebt es keine Sittlichkeit; und je weniger das Leben durch Herkommen bestimmt ist, um so kleiner wird der Kreis der Sittlichkeit. Der freie Mensch ist unsittlich, weil er in Allem von sich und nicht von einem Herkommen abhängen *will*: in allen ursprünglichen Zuständen der Menschheit bedeutet „böse“ so viel wie „individuell“, „frei“ „willkürlich“, „ungewohnt“, „unvorhergesehen“ „unberechenbar“. Immer nach dem Maassstab solcher Zustände gemessen: wird eine Handlung gethan, *nicht* weil das Herkommen sie befiehlt, sondern aus anderen Motiven (zum Beispiel des individuellen Nutzens wegen), ja selbst aus eben den Motiven, welche das Herkommen ehemals begründet haben, so heisst sie unsittlich und wird so selbst von ihrem Thäter empfunden: denn sie ist nicht aus Gehorsam gegen das Herkommen gethan worden. Was ist das Herkommen? Eine höhere Autorität, welcher man gehorcht, nicht weil sie das uns *Nützliche* befiehlt, sondern weil sie *befiehlt*. — Wo durch unterscheidet sich dies Gefühl vor dem Herkommen von dem Gefühl der Furcht überhaupt? Es ist die Furcht vor einem höheren Intellect, der da befiehlt, vor einer unbegreiflichen, unbestimmten Macht, vor etwas mehr als Persönlichem, — es ist *Aberglaube* in dieser Furcht. — Ursprünglich gehörte die ganze Erziehung und Pflege der Gesundheit, die Ehe, die Heilkunst, der Feldbau, der Krieg, das Reden und Schweigen, der Verkehr unter einander und mit den Göttern in den Bereich der Sittlichkeit: sie verlangte, dass man Vorschriften beobachtete, *ohne an sich* als Individuum zu denken. Ursprünglich also war Alles Sitte, und wer sich über sie erheben wollte, musste Gesetzgeber und Medicin-



mann und eine Art Halbgott werden: das heisst, er musste *Sitten machen*, — ein furchtbares, lebensgefährliches Ding! — Wer ist der Sittlichste? *Einmal* Der, welcher das Gesetz am häufigsten erfüllt: also, gleich dem Brahmanen, das Bewusstsein desselben überallhin und in jeden kleinen Zeittheil trägt, so dass er fortwährend erfinderisch ist in Gelegenheiten, das Gesetz zu erfüllen. *Sodann* Der, der es auch in den schwersten Fällen erfüllt. Der Sittlichste ist Der, welcher am meisten der Sitte *opfert*: welches aber sind die grössten Opfer? Nach der Beantwortung dieser Frage entfalten sich mehrere unterschiedliche Moralen; aber der wichtigste Unterschied bleibt doch jener, welcher die Moralität der *häufigsten Erfüllung* von der *schwersten* Erfüllung trennt. Man täusche sich über das Motiv jener Moral nicht, welche die schwerste Erfüllung der Sitte als Zeichen der Sittlichkeit fordert! Die Selbstüberwindung wird *nicht* ihrer nützlichen Folgen halber, die sie für das Individuum hat, gefordert, sondern damit die Sitte, das Herkommen herrschend erscheine, trotz allem individuellen Gegengelüst und Vortheil: der Einzelne soll sich opfern, — so heisst es die Sittlichkeit der Sitte. — Jene Moralisten dagegen, welche wie die Nachfolger der *sokratischen* Fusstapfen die Moral der Selbstbeherrschung und Enthaltksamkeit dem *Individuum* als seinen eigenen *Vortheil*, als seinen persönlichsten Schlüssel zum Glück an's Herz legen, *machen die Ausnahme* — und wenn es uns anders erscheint, so ist es, weil wir unter ihrer Nachwirkung erzogen sind: sie alle gehen eine neue Strasse unter höchlichster Missbilligung aller Vertreter der Sittlichkeit der Sitte, — sie lösen sich aus der Gemeinde aus, als Unsittliche, und sind, im tiefsten Verstande, böse. Ebenso erschien einem tugendhaften Römer alten Schrotos jeder *Christ*, welcher „am ersten nach seiner *eigenen* Seligkeit trachtete“, — als böse. — Ueberall, wo es eine Gemeinde und folglich eine

Sittlichkeit der Sitte giebt, herrscht auch der Gedanke, dass die Strafe für die Verletzung der Sitte vor Allem auf die Gemeinde fällt: jene übernatürliche Strafe, deren Aeussierung und Grenze so schwer zu begreifen ist und mit so abergläubischer Angst ergründet wird. Die Gemeinde kann den Einzelnen anhalten, dass er den nächsten Schaden, den seine That im Gefolge hatte, am Einzelnen oder an der Gemeinde wieder gut mache, sie kann auch eine Art Rache am Einzelnen dafür nehmen, dass durch ihn, als angebliche Nachwirkung seiner That, sich die göttlichen Wolken und Zorneswetter über der Gemeinde gesammelt haben, — aber sie empfindet die Schuld des Einzelnen doch vor Allem als *ihre* Schuld und trägt dessen Strafe als *ihre* Strafe —: „die Sitten sind locker geworden, so klagt es in der Seele eines Jeden, wenn solche Thaten möglich sind.“ Jede individuelle Denkweise erregt Schauer; es ist gar nicht auszurechnen, was gerade die seltneren, ausgesuchteren, ursprünglicheren Geister im ganzen Verlauf der Geschichte dadurch gelitten haben müssen, dass sie immer als die bösen und gefährlichen empfunden wurden, ja dass *sie sich selber so empfanden*. Unter der Herrschaft der Sittlichkeit der Sitte hat die Originalität jeder Art ein böses Gewissen bekommen; bis diesen Augenblick ist der Himmel der Besten noch dadurch verdüsterter, als er sein müsste.

10.

*Gegenbewegung zwischen Sinn der Sittlichkeit und Sinn der Causalität.* — In dem Maasse, in welchem der Sinn der Causalität zunimmt, nimmt der Umfang des Reiches der Sittlichkeit ab: denn jedesmal, wenn man die nothwendigen Wirkungen begriffen hat und gesondert von allen Zufällen, allem gelegentlichen Nachher (post hoc) zu denken versteht,



hat man eine Unzahl *phantastischer Causalitäten*, an welche als Grundlagen von Sitten bisher geglaubt wurde, zerstört — die wirkliche Welt ist viel kleiner als die phantastische — und jedesmal ist ein Stück Aengstlichkeit und Zwang aus der Welt verschwunden, jedesmal auch ein Stück Achtung vor der Autorität der Sitte: die Sittlichkeit im Grossen hat eingeblüsst. Wer sie dagegen vermehren will, muss zu verhüten wissen, dass die Erfolge *controlirbar* werden.

## II.

*Volksmoral und Volksmedizin.* — An der Moral, welche in einer Gemeinde herrscht, wird fortwährend und von Jedermann gearbeitet: die Meisten bringen Beispiele über Beispiele für das behauptete *Verhältniss von Ursache und Folge*, Schuld und Strafe hinzu, bestätigen es als wohlbegründet und mehrten seinen Glauben: Einige machen neue Beobachtungen über Handlungen und Folgen und ziehen Schlüsse und Gesetze daraus: die Wenigsten nehmen hie und da Anstoss und lassen den Glauben an diesen Punkten schwach werden. — Alle aber sind einander gleich in der gänzlich rohen, *unwissenschaftlichen* Art ihrer Thätigkeit; ob es sich um Beispiele, Beobachtungen oder Anstösse handelt, ob um den Beweis, die Bekräftigung, den Ausdruck, die Widerlegung eines Gesetzes, — es ist werthloses Material und werthlose Form, wie Material und Form aller Volksmedizin. Volksmedizin und Volksmoral gehören zusammen und sollten nicht mehr so verschieden abgeschätzt werden, wie es immer noch geschieht: beides sind die *gefährlichsten* Scheinwissenschaften.

*Die Folge als Zuthat.* — Ehemals glaubte man, der Erfolg einer That sei nicht eine Folge, sondern eine freie Zuthat — nämlich Gottes. Ist eine grössere Verwirrung denkbar! Man musste sich um die That und um den Erfolg besonders bemühen, mit ganz verschiedenen Mitteln und Praktiken!

*Zur neuen Erziehung des Menschengeschlechts.* — Helft, ihr Hülfreichen und Wohlgesinnten, doch an dem Einen Werke mit, den Begriff der Strafe, der die ganze Welt überwuchert hat, aus ihr zu entfernen! Es giebt kein böseres Unkraut! Nicht nur in die Folgen unserer Handlungsweisen hat man ihn gelegt — und wie schrecklich und vernunftwidrig ist schon diess, Ursache und Wirkung als Ursache und Strafe zu verstehen! — aber man hat mehr gethan und die ganze reine Zufälligkeit des Geschehens um ihre Unschuld gebracht, mit dieser verruchten Interpretationskunst des Straf-Begriffs. Ja, man hat die Tollheit so weit getrieben, die Existenz selber als Strafe empfinden zu heissen, — es ist, als ob die Phantasterei von Kerkermeistern und Henkern bisher die Erziehung des Menschengeschlechts geleitet hätte!

*Bedeutung des Wahnsinns in der Geschichte der Moralität.* — Wenn trotz jenem furchtbaren Druck der „Sittlichkeit der Sitte“, unter dem alle Gemeinwesen der Menschheit lebten, viele Jahrtausende lang vor unserer Zeitrechnung und in derselben im Ganzen und Grossen fort bis auf den heutigen Tag (wir selber wohnen in der kleinen Welt der Ausnahmen



und gleichsam in der bösen Zone): — wenn, sage ich, trotzdem neue und abweichende Gedanken, Werthschätzungen, Triebe immer wieder herausbrachen, so geschah diess unter einer schauerhaften Geleitschaft: fast überall ist es der Wahnsinn, welcher dem neuen Gedanken den Weg bahnt, welcher den Bann eines verehrten Brauches und Aberglaubens bricht. Begreift ihr es, wesshalb es der Wahnsinn sein musste? Etwas in Stimme und Gebärde so Grausenhaftes und Unberechenbares wie die dämonischen Launen des Wetters und des Meeres und desshalb einer ähnlichen Scheu und Beobachtung Würdiges? Etwas, das so sichtbar das Zeichen völliger Unfreiwilligkeit trug, wie die Zuckungen und der Schaum des Epileptischen, das den Wahnsinnigen dergestalt als Maske und Schallrohr einer Gottheit zu kennzeichnen schien? Etwas, das dem Träger eines neuen Gedankens selber Ehrfurcht und Schauer vor sich und nicht mehr Gewissensbisse gab und ihn dazu trieb, der Prophet und Märtyrer desselben zu werden? — Während es uns heute noch immer wieder nahe gelegt wird, dass dem Genie, anstatt eines Kornes Salz, ein Korn Wahnwurz beigegeben ist, lag allen früheren Menschen der Gedanke viel näher, dass überall, wo es Wahnsinn giebt, es auch ein Korn Genie und Weisheit gäbe, — etwas „Göttliches“, wie man sich zuflüsterte. Oder vielmehr: man drückte sich kräftig genug aus. „Durch den Wahnsinn sind die grössten Güter über Griechenland gekommen“, sagte Plato mit der ganzen alten Menschheit. Gehen wir noch einen Schritt weiter: allen jenen überlegenen Menschen, welche es unwiderstehlich dahin zog, das Joch irgend einer Sittlichkeit zu brechen und neue Gesetze zu geben, blieb, *wenn sie nicht wirklich wahnsinnig waren*, Nichts übrig, als sich wahnsinnig zu machen oder zu stellen — und zwar gilt diess für die Neuerer auf allen Gebieten, nicht nur auf dem der priesterlichen und

politischen Satzung: — selbst der Neuerer des poetischen Metrums musste durch den Wahnsinn sich beglaubigen. (Bis in viel mildere Zeiten hinein verblieb daraus den Dichtern eine gewisse Convention des Wahnsinns: auf welche zum Beispiel Solon zurückgriff, als er die Athener zur Wiedereroberung von Salamis aufstachelte.) — „Wie macht man sich wahnsinnig, wenn man es nicht ist und nicht wagt, es zu scheinen?“ diesem entsetzlichen Gedankengange haben fast alle bedeutenden Menschen der älteren Civilisation nachgehungen; eine geheime Lehre von Kunstgriffen und diätetischen Winken pflanzte sich darüber fort, nebst dem Gefühle der Unschuld, ja Heiligkeit eines solchen Nachsinnens und Vorhabens. Die Recepte, um bei den Indianern ein Medicinmann, bei den Christen des Mittelalters ein Heiliger, bei den Grönländern ein Angekok, bei den Brasilianern ein Paje zu werden, sind im Wesentlichen die selben: unsinniges Fasten, fortgesetzte geschlechtliche Enthaltung, in die Wüste gehen oder auf einen Berg oder eine Säule steigen, oder „sich auf eine bejahrte Weide setzen, die in einen See hinausieht“ und schlechterdings an Nichts denken als Das, was eine Verzückung und geistige Unordnung mit sich bringen kann. Wer wagt es, einen Blick in die Wildniss bitterster und überflüssigster Seelennöthe zu thun, in welchen wahrscheinlich gerade die fruchtbarsten Menschen aller Zeiten geschmachtet haben! Jene Seufzer der Einsamen und Verstörten zu hören: „Ach, so gebt doch Wahnsinn, ihr Himmlichen! Wahnsinn, dass ich endlich an mich selber glaube! Gebt Delirien und Zuckungen, plötzliche Lichter und Finsternisse, schreckt mich mit Frost und Gluth, wie sie kein Sterblicher noch empfand, mit Getöse und umgehenden Gestalten, lasst mich heulen und winseln und wie ein Thier kriechen: nur dass ich bei mir selber Glauben finde! Der Zweifel frisst mich auf, ich habe das Gesetz getödtet, das Gesetz



ängstigt mich wie ein Leichnam einen Lebendigen; wenn ich nicht *mehr* bin als das Gesetz, so bin ich der Verworfenste von Allen. Der neue Geist, der in mir ist, woher ist er, wenn er nicht von euch ist? Beweist es mir doch, dass ich euer bin; der Wahnsinn allein beweist es mir.“ Und nur zu oft erreichte diese Inbrunst ihr Ziel zu gut: in jener Zeit, in welcher das Christenthum am reichsten seine Fruchtbarkeit an Heiligen und Wüsten-Einsiedlern bewies und sich dadurch selber zu beweisen vermeinte, gab es in Jerusalem grosse Irrenhäuser für verunglückte Heilige, für jene, welche ihr letztes Korn Salz daran gegeben hatten.

15.

*Die ältesten Trostmittel.* — Erste Stufe: der Mensch sieht in jedem Uebelbefinden und Missgeschick Etwas, wofür er irgend jemand Anderes leiden lassen muss, — dabei wird er sich seiner noch vorhandenen Macht bewusst, und diess tröstet ihn. Zweite Stufe: der Mensch sieht in jedem Uebelbefinden und Missgeschick eine Strafe, das heisst die Sühnung der Schuld und das Mittel, sich vom böartigen Zauber eines wirklichen oder vermeintlichen Unrechtes *loszumachen*. Wenn er dieses *Vortheils* ansichtig wird, welchen das Unglück mit sich bringt, so glaubt er einen Anderen nicht mehr dafür leiden lassen zu müssen, — er sagt sich von dieser Art Befriedigung los, weil er nun eine andere hat.

16.

*Erster Satz der Civilisation.* — Bei rohen Völkern giebt es eine Gattung von Sitten, deren Absicht die Sitte überhaupt zu sein scheint: peinliche und im Grunde überflüssige Bestimmungen (wie zum Beispiel die unter den Kamtschadalen,

niemals den Schnee von den Schuhen mit dem Messer abzuschaben, niemals eine Kohle mit dem Messer zu spiessen, niemals ein Eisen in's Feuer zu legen — und der Tod trifft Den, welcher in solchen Stücken zuwiderhandelt!), die aber die fortwährende Nähe der Sitte, den unausgesetzten Zwang, Sitte zu üben, fortwährend im Bewusstsein erhalten: zur Bekräftigung des grossen Satzes, mit dem die Civilisation beginnt: jede Sitte ist besser als keine Sitte.

17.

*Die gute und die böse Natur.* — Erst haben die Menschen sich in die Natur hineingedichtet: sie sahen überall sich und Ihresgleichen, nämlich ihre böse und launenhafte Gesinnung, gleichsam versteckt unter Wolken, Gewittern, Raubthieren, Bäumen und Kräutern: damals erfanden sie die „böse Natur“. Dann kam einmal eine Zeit, da sie sich wieder aus der Natur hinausdichteten, die Zeit Rousseau's: man war einander so satt, daß man durchaus einen Weltwinkel haben wollte, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual: man erfand die „gute Natur“.

18.

*Die Moral des freiwilligen Leidens.* — Welcher Genuss ist für Menschen im Kriegszustande jener kleinen, stets gefährdeten Gemeinde, wo die strengste Sittlichkeit waltet, der höchste? Also für kraftvolle, rachsüchtige, feindselige, tückische, argwöhnische, zum Furchtbarsten bereite und durch Entbehrung und Sittlichkeit gehärtete Seelen? Der Genuß der *Grausamkeit*: so wie es auch zur *Tugend* einer solchen Seele in diesen Zuständen gerechnet wird, in der Grausamkeit erfinderisch und unersättlich zu sein. An dem Thun des



Grausamen erquickt sich die Gemeinde und wirft einmal die Dürsterkeit der beständigen Angst und Vorsicht von sich. Die Grausamkeit gehört zur ältesten Festfreude der Menschheit. Folglich denkt man sich auch die *Götter* erquickt und festlich gestimmt, wenn man ihnen den Anblick der Grausamkeit anbietet, — und so schleicht sich die Vorstellung in die Welt, dass das *freiwillige Leiden*, die selbst-erwählte Marter einen guten Sinn und Werth habe. Allmählich formt die Sitte in der Gemeinde eine Praxis gemäss dieser Vorstellung: man wird bei allem ausschweifenden Wohlbefinden von nun an misstrauischer und bei allen schweren schmerzhaften Zuständen zuversichtlicher; man sagt sich: es mögen wohl die Götter ungnädig wegen des Glücks und gnädig wegen unseres Leidens auf uns sehen, — nicht etwa mitleidig! Denn das Mitleiden gilt als verächtlich und einer starken, furchtbaren Seele unwürdig; — aber gnädig, weil sie dadurch ergötzt und guter Dinge werden: denn der Grausame geniesst den höchsten Kitzel des Machtgefühls. So kommt in den Begriff des „sittlichsten Menschen“ der Gemeinde die Tugend des häufigen Leidens, der Entbehrung, der harten Lebensweise, der grausamen Kasteiung, — *nicht*, um es wieder und wieder zu sagen, als Mittel der Zucht, der Selbstbeherrschung, des Verlangens nach individuellem Glück, — sondern als eine Tugend, welche der Gemeinde bei den bösen Göttern einen guten Geruch macht und wie ein beständiges Versöhnungsoffer auf dem Altare zu ihnen empordampft. Alle jene geistigen Führer der Völker, welche in dem trägen fruchtbaren Schlamm ihrer Sitten Etwas zu bewegen vermochten, haben ausser dem Wahnsinn auch die freiwillige Marter nöthig gehabt, um Glauben zu finden — und zumeist und zuerst, wie immer, den Glauben an sich selber! Je mehr gerade ihr Geist auf neuen Bahnen gieng und folglich von Gewissensbissen und Ängsten gequält wurde,

um so grausamer wütheten sie gegen das eigene Fleisch, das eigene Gelüste und die eigene Gesundheit, — wie um der Gottheit einen Ersatz an Lust zu bieten, wenn sie vielleicht um der vernachlässigten und bekämpften Gebräuche und der neuen Ziele willen erbittert sein sollte. Glaube man nicht zu schnell, daß wir jetzt von einer solchen Logik des Gefühls uns völlig befreit hätten! Die heldenhaftesten Seelen mögen sich darüber mit sich befragen. Jeder kleinste Schritt auf dem Felde des freien Denkens, des persönlich gestalteten Lebens ist von jeher mit geistigen und körperlichen Martern erstritten worden: nicht nur das Vorwärts-Schreiten, nein! vor Allem das Schreiten, die Bewegung, die Veränderung hat ihre unzähligen Märtyrer nöthig gehabt, durch die langen pfadsuchenden und grundlegenden Jahrtausende hindurch, an welche man freilich nicht denkt, wenn man, wie gewohnt, von „Weltgeschichte“, von diesem lächerlich kleinen Ausschnitt des menschlichen Daseins redet; und selbst in dieser sogenannten Weltgeschichte, welche im Grunde ein Lärm um die letzten Neuigkeiten ist, giebt es kein eigentlich wichtigeres Thema als die uralte Tragödie von den Märtyrern, *die den Sumpf bewegen wollten*. Nichts ist theurer erkaufte als das Wenige von menschlicher Vernunft und vom Gefühle der Freiheit, welches jetzt unseren Stolz ausmacht. Dieser Stolz aber ist es, dessentwegen es uns jetzt fast unmöglich wird, mit jenen ungeheuren Zeitstrecken der „Sittlichkeit der Sitte“ zu empfinden, welche der „Weltgeschichte“ vorausliegen, als die *wirkliche und entscheidende Hauptgeschichte, welche den Charakter der Menschheit festgestellt hat*: wo das Leiden als Tugend, die Grausamkeit als Tugend, die Verstellung als Tugend, die Rache als Tugend, die Verleugnung der Vernunft als Tugend, dagegen das Wohlbefinden als Gefahr, die Wissbegier als Gefahr, der Friede als Gefahr, das Mit-leiden als Gefahr, das Bemitleidetwerden als Schimpf, die Arbeit



als Schimpf, der Wahnsinn als Göttlichkeit, die Veränderung als das Unsittliche und Verderbenschwangere in Geltung war! — Ihr meint, es habe sich Alles diess geändert, und die Menschheit müsse somit ihren Charakter vertauscht haben? Oh, ihr Menschenkenner, lernt euch besser kennen!

19.

*Sittlichkeit und Verdummung.* — Die Sitte repräsentirt die Erfahrungen früherer Menschen über das vermeintlich Nützliche und Schädliche, — aber *das Gefühl für die Sitte* (Sittlichkeit) bezieht sich nicht auf jene Erfahrungen als solche, sondern auf das Alter, die Heiligkeit, die Indiscutabilität der Sitte. Und damit wirkt diess Gefühl dem entgegen, dass man neue Erfahrungen macht und die Sitten corrigirt: das heisst, die Sittlichkeit wirkt der Entstehung neuer und besserer Sitten entgegen: sie verdummt.

20.

*Freithäter und Freidenker.* — Die Freithäter sind im Nachtheil gegen die Freidenker, weil die Menschen sichtbarer an den Folgen von Thaten als von Gedanken leiden. Bedenkt man aber, dass diese wie jene ihre Befriedigung suchen, und dass den Freidenkern schon ein Ausdenken und Aussprechen von verbotenen Dingen diese Befriedigung giebt, so ist in Ansehung der Motive Alles eins: und in Ansehung der Folgen wird der Ausschlag sogar gegen den Freidenker sein, vorausgesetzt dass man nicht nach der nächsten und grössten Sichtbarkeit — das heisst: nicht wie alle Welt urtheilt. Man hat viel von der Verunglimpfung wieder zurückzunehmen, mit der die Menschen alle Jene bedacht haben, welche durch die *That* den Bann einer Sitte durchbrachen, — im Allge-

meinen heissen sie Verbrecher. Jeder, der das bestehende Sittengesetz umwarf, hat bisher zuerst immer als *schlechter Mensch* gegolten: aber wenn man, wie es vorkam, hinterher es nicht wieder aufzurichten vermochte und sich damit zufrieden gab, so veränderte sich das Prädicat allmählich; — die Geschichte handelt fast nur von diesen *schlechten Menschen*, welche später *gutgesprochen* worden sind!

21.

„Erfüllung des Gesetzes“. — Im Falle, dass die Befolgung einer moralischen Vorschrift doch ein anderes Resultat ergiebt, als versprochen und erwartet wird, und den Sittlichen nicht das verheissene Glück, sondern wider Erwarten Unglück und Elend trifft, so bleibt immer die Ausflucht des Gewissenhaften und Aengstlichen übrig: „es ist Etwas in der *Ausführung* versehen worden.“ Im allerschlimmsten Falle wird eine tief leidende und zerdrückte Menschheit sogar decretiren „es ist unmöglich, die Vorschrift gut auszuführen, wir sind durch und durch schwach und sündhaft und der Moralität im innersten Grunde nicht fähig, folglich haben wir auch keinen Anspruch auf Glück und Gelingen. Die moralischen Vorschriften und Verheissungen sind für bessere Wesen, als wir sind, gegeben.“

22.

*Werke und Glaube*. — Immer noch wird durch die protestantischen Lehrer jener Grundirrthum fortgepflanzt: dass es nur auf den Glauben ankomme, und dass aus dem Glauben die Werke nothwendig folgen müssen. Diess ist schlechterdings nicht wahr, aber klingt so verführerisch, dass es schon andere Intelligenzen als die Luther's (nämlich die des Sokrates



und Plato) bethört hat: obwohl der Augenschein aller Erfahrungen aller Tage dagegen spricht. Das zuversichtlichste Wissen oder Glauben kann nicht die Kraft zur That, noch die Gewandtheit zur That geben, es kann nicht die Uebung jenes feinen, vieltheiligen Mechanismus ersetzen, welche vorhergegangen sein muss, damit irgend Etwas aus einer Vorstellung sich in Action verwandeln könne. Vor Allem und zuerst die Werke! Das heisst Uebung, Uebung, Uebung! Der dazu gehörige „Glaube“ wird sich schon einstellen, — dessen seid versichert!

23.

*Worin wir am feinsten sind.* — Dadurch, dass man sich viele Tausend Jahre lang die *Sachen* (Natur, Werkzeuge, Eigenthum jeder Art) ebenfalls belebt und beseelt dachte, mit der Kraft zu schaden und sich den menschlichen Absichten zu entziehen, ist das Gefühl der Ohnmacht unter den Menschen viel grösser und viel häufiger gewesen, als es hätte sein müssen: man hatte ja nöthig, sich der Sachen ebenso zu versichern, wie der Menschen und Thiere, durch Gewalt, Zwang, Schmeichelei, Verträge, Opfer, — und hier ist der Ursprung der meisten abergläubischen Gebräuche, das heisst eines erheblichen, *vielleicht überwiegenden* und trotzdem vergeudeten und unnützen Bestandtheils aller von Menschen bisher geübten Thätigkeit! — Aber weil das Gefühl der Ohnmacht und der Furcht so stark und so lange fast fortwährend in Reizung war, hat sich das *Gefühl der Macht* in solcher *Feinheit* entwickelt, dass es jetzt hierin der Mensch mit der delicatesten Goldwage aufnehmen kann. Es ist sein stärkster Hang geworden; die Mittel, welche man entdeckte, sich dieses Gefühl zu schaffen, sind beinahe die Geschichte der Cultur.

*Der Beweis einer Vorschrift.* — Im Allgemeinen wird die Güte oder Schlechtigkeit einer Vorschrift, zum Beispiel der, Brod zu backen, so bewiesen, dass das in ihr versprochene Resultat sich ergibt oder nicht ergibt, vorausgesetzt dass sie genau ausgeführt wird. Anders steht es jetzt mit den moralischen Vorschriften: denn hier sind gerade die Resultate nicht zu übersehen, oder deutbar und unbestimmt. Diese Vorschriften ruhen auf Hypothesen von dem allergeringsten wissenschaftlichen Werthe, deren Beweis und deren Widerlegung aus den Resultaten im Grunde gleich unmöglich ist: — aber einstmals, bei der ursprünglichen Rohheit aller Wissenschaft und den geringen Ansprüchen, die man machte, um ein Ding für *erwiesen* zu nehmen, einstmals wurde die Güte oder Schlechtigkeit einer Vorschrift der Sitte ebenso festgestellt wie jetzt die jeder anderen Vorschrift: durch Hinweisung auf den Erfolg. Wenn bei den Eingeborenen in Russisch-Amerika die Vorschrift gilt: du sollst keinen Thierknochen in's Feuer werfen oder den Hunden geben, — so wird sie so bewiesen: „thue es und du wirst kein Glück auf der Jagd haben.“ Nun aber hat man in irgend einem Sinne fast immer „kein Glück auf der Jagd“; es ist nicht leicht möglich, die Güte der Vorschrift auf diesem Wege zu *widerlegen*, namentlich wenn eine Gemeinde und nicht ein Einzelner als Träger der Strafe gilt; vielmehr wird immer ein Umstand eintreten, welcher die Vorschrift zu beweisen scheint.

*Sitte und Schönheit.* — Zu Gunsten der Sitte sei nicht verschwiegen, dass bei Jedem, der sich ihr völlig und von



ganzem Herzen und von Anbeginn an unterwirft, die Angriffs- und Vertheidigungsorgane — die körperlichen und geistigen — verkümmern: das heisst, er wird zunehmend schöner! Denn die Uebung jener Organe und der ihnen entsprechenden Gesinnung ist es, welche hässlich erhält und hässlicher macht. Der alte Pavian ist darum hässlicher als der junge, und der weibliche junge Pavian ist dem Menschen am ähnlichsten: also am schönsten. — Hiernach mache man einen Schluss auf den Ursprung der Schönheit der Weiber!

26.

*Die Thiere und die Moral.* — Die Praktiken, welche in der verfeinerten Gesellschaft gefordert werden: das sorgfältige Vermeiden des Lächerlichen, des Auffälligen, des Anmaassenden, das Zurückstellen seiner Tugenden sowohl wie seiner heftigeren Begehrungen, das Sich-gleich-geben, Sich-einordnen, Sich-verringern, — diess Alles als die gesellschaftliche Moral ist im Groben überall bis in die tiefste Thierwelt hinab zu finden, — und erst in dieser Tiefe sehen wir die Hinterabsicht aller dieser liebenswürdigen Vorkehrungen: man will seinen Verfolgern entgehen und im Aufsuchen seiner Beute begünstigt sein. Desshalb lernen die Thiere sich beherrschen und sich in der Weise verstellen, dass manche zum Beispiel ihre Farben der Farbe der Umgebung anpassen (vermöge der sogenannten „chromatischen Function“), dass sie sich todt stellen oder die Formen und Farben eines anderen Thieres oder von Sand, Blättern, Flechten, Schwämmen annehmen (Das, was die englischen Forscher mit *mimicry* bezeichnen). So verbirgt sich der Einzelne unter der Allgemeinschaft des Begriffes „Mensch“ oder unter der Gesellschaft, oder passt sich an Fürsten, Stände, Parteien, Meinungen der Zeit oder der Umgebung an: und zu allen den feinen Arten, uns

glücklich, dankbar, mächtig, verliebt zu stellen, wird man leicht das thierische Gleichniss finden. Auch jenen Sinn für Wahrheit, der im Grunde der Sinn für Sicherheit ist, hat der Mensch mit dem Thiere gemeinsam: man will sich nicht täuschen lassen, sich nicht durch sich selber irre führen lassen, man hört dem Zureden der eigenen Leidenschaften misstrauisch zu, man bezwingt sich und bleibt gegen sich auf der Lauer; diess Alles versteht das Thier gleich dem Menschen, auch bei ihm wächst die Selbstbeherrschung aus dem Sinn für das Wirkliche (aus der Klugheit) heraus. Ebenfalls beobachtet es die Wirkungen, die es auf die Vorstellung anderer Thiere ausübt, es lernt von dort aus auf sich zurückblicken, sich „objectiv“ nehmen, es hat seinen Grad von Selbsterkenntniss. Das Thier beurtheilt die Bewegungen seiner Gegner und Freunde, es lernt ihre Eigenthümlichkeiten auswendig, es richtet sich auf diese ein: gegen Einzelne einer bestimmten Gattung giebt es ein für allemal den Kampf auf und ebenso erräth es in der Annäherung mancher Arten von Thieren die Absicht des Friedens und des Vertrags. Die Anfänge der Gerechtigkeit, wie die der Klugheit, Mässigung, Tapferkeit, — kurz Alles, was wir mit dem Namen der *sokratischen Tugenden* bezeichnen, ist *thierhaft*: eine Folge jener Triebe, welche lehren, nach Nahrung zu suchen und den Feinden zu entgehen. Erwägen wir nun, dass auch der höchste Mensch sich eben nur in der *Art* seiner Nahrung und in dem Begriffe dessen, was ihm Alles feindlich ist, erhoben und verfeinert hat, so wird es nicht unerlaubt sein, das ganze moralische Phänomen als thierhaft zu bezeichnen.

27.

*Der Werth im Glauben an übermenschliche Leidenschaften.* — Die Institution der Ehe hält hartnäckig den Glauben aufrecht,



dass die Liebe, obschon eine Leidenschaft, doch als solche der Dauer fähig sei, ja dass die dauerhafte lebenslängliche Liebe als Regel aufgestellt werden könne. Durch diese Zähigkeit eines edlen Glaubens, trotzdem dass derselbe sehr oft und fast in der Regel widerlegt wird und somit eine *pia fraus* ist, hat sie der Liebe einen höheren Adel gegeben. Alle Institutionen, welche einer Leidenschaft *Glauben an ihre Dauer* und Verantwortlichkeit der Dauer zugestehen, wider das Wesen der Leidenschaft, haben ihr einen neuen Rang gegeben: und Der, welcher von einer solchen Leidenschaft nunmehr befallen wird, glaubt sich nicht, wie früher, dadurch erniedrigt oder gefährdet, sondern vor sich und seines Gleichen gehoben. Man denke an Institutionen und Sitten, welche aus der feurigen Hingebung des Augenblicks die ewige Treue geschaffen haben, aus dem Gelüst des Zornes die ewige Rache, aus Verzweiflung die ewige Trauer, aus dem plötzlichen und einmaligen Worte die ewige Verbindlichkeit. Jedesmal ist sehr viel Heuchelei und Lüge durch eine solche Umschaffung in die Welt gekommen: jedesmal auch, und um diesen Preis, ein neuer *übermenschlicher*, den Menschen hebender Begriff.

28.

*Die Stimmung als Argument.* — Was ist die Ursache freudiger Entschlossenheit zur That? — Diese Frage hat die Menschen viel beschäftigt. Die älteste und immer noch geläufige Antwort ist: Gott ist die Ursache, er giebt uns dadurch zu verstehen, dass er unserem Willen zustimmt. Wenn man ehemals die Orakel über ein Vorhaben befragte, wollte man von ihnen jene freudige Entschlossenheit heimbringen; und Jeder beantwortete einen Zweifel, wenn ihm mehrere mögliche Handlungen vor der Seele standen, so:

„ich werde Das thun, wobei jenes Gefühl sich einstellt.“ Man entschied sich also nicht für das Vernünftigste, sondern für ein Vorhaben, bei dessen Bilde die Seele muthig und hoffnungsvoll wurde. Die gute Stimmung wurde als Argument in die Wagschale gelegt und überwog die Vernünftigkeit: desshalb, weil die Stimmung abergläubisch ausgelegt wurde, als Wirkung eines Gottes, der Gelingen verheisst und durch sie seine Vernunft als die höchste Vernünftigkeit reden lässt. Nun erwäge man die Folgen eines solchen Vorurtheils, wenn kluge und machtdurstige Männer sich seiner bedienten — und bedienen! „Stimmung machen!“ — damit kann man alle Gründe ersetzen und alle Gegengründe besiegen!

29.

*Die Schauspieler der Tugend und der Sünde.* — Unter den Männern des Alterthums, welche durch ihre Tugend berühmt wurden, gab es, wie es scheint, eine Un- und Ueberzahl von solchen, die *vor sich selber schauspielerten*: namentlich werden die Griechen, als eingeffleischte Schauspieler, diess eben ganz unwillkürlich gethan und für gut befunden haben. Dazu war Jeder mit seiner Tugend im *Wettstreit* mit der Tugend eines Andern oder aller Anderen: wie sollte man nicht alle Künste aufgewendet haben, um seine Tugend zur Schau zu bringen, vor Allem vor sich selber, schon um der Uebung willen! Was nützte eine Tugend, die man nicht zeigen konnte, oder die sich nicht zu zeigen verstand! — Diesen Schauspielern der Tugend that das Christenthum Einhalt: dafür erfand es das widerliche Prunken und Paradiren mit der Sünde, es brachte die *erlogene* Sündhaftigkeit in die Welt (bis zum heutigen Tage gilt sie als „guter Ton“ unter guten Christen).



*Die verfeinerte Grausamkeit als Tugend.* — Hier ist eine Moralität, die ganz auf dem *Triebe nach Auszeichnung* beruht, — denkt nicht zu gut von ihr! Was ist denn das eigentlich für ein Trieb und welches ist sein Hintergedanke? Man will machen, dass unser Anblick dem Anderen *wehe thue* und seinen Neid, das Gefühl der Ohnmacht und seines Herabsinkens wecke; man will ihm die Bitterkeit seines Fatums zu kosten geben, indem man auf seine Zunge einen Tropfen *unseres* Honigs träufelt und ihm scharf und schadenfroh bei dieser vermeintlichen Wohlthat in's Auge sieht. Dieser ist demüthig geworden und vollkommen jetzt in seiner Demuth, — suchet nach Denen, welchen er damit seit langer Zeit eine Tortur hat machen wollen! ihr werdet sie schon finden! Jener zeigt Erbarmen gegen die Thiere und wird desshalb bewundert, — aber es giebt gewisse Menschen, an welchen er eben damit seine Grausamkeit hat auslassen wollen. Dort steht ein grosser Künstler: die vorempfundene Wollust am Neide bezwungener Nebenbuhler hat seine Kraft nicht schlafen lassen, bis dass er gross geworden ist, — wie viele bittere Augenblicke anderer Seelen hat er sich für das Grosswerden zahlen lassen! Die Keuschheit der Nonne: mit welchen strafenden Augen sieht sie in das Gesicht anderslebender Frauen! wie viel Lust der Rache ist in diesen Augen! — Das Thema ist kurz, die Variationen darauf könnten zahllos sein, aber nicht leicht langweilig, — denn es ist immer noch eine gar zu paradoxe und fast wehe thurende Neuigkeit, dass die Moralität der Auszeichnung im letzten Grunde die Lust an verfeinerter Grausamkeit ist. Im letzten Grunde — das soll hier heissen: jedesmal in der ersten Generation. Denn wenn die Gewohnheit irgend eines auszeichnenden Thuns sich *vererbt*, wird doch der Hintergedanke nicht mit vererbt (nur Gefühle, aber keine Gedanken

erben sich fort): und vorausgesetzt, dass er nicht durch die Erziehung wieder dahintergeschoben wird, giebt es in der zweiten Generation schon keine Lust der Grausamkeit mehr dabei: sondern Lust allein an der Gewohnheit als solcher. Diese Lust aber ist die erste Stufe des „Guten“.

31.

*Der Stolz auf den Geist.* — Der *Stolz* des Menschen, der sich gegen die Lehre der Abstammung von Thieren sträubt und zwischen Natur und Mensch die grosse Kluft legt, — dieser Stolz hat seinen Grund in einem *Vorurtheil* über Das, was Geist ist: und dieses Vorurtheil ist verhältnissmässig *jung*. In der grossen Vorgeschichte der Menschheit setzte man Geist überall voraus und dachte nicht daran, ihn als Vorrecht des Menschen zu ehren. Weil man im Gegentheil das Geistige (nebst allen Trieben, Bosheiten, Neigungen) zum Gemeingut und folglich gemein gemacht hatte, so schämte man sich nicht, von Thieren oder Blumen abzustammen (die *vornehmen* Geschlechter glaubten sich durch solche Fabeln geehrt) und sah in dem Geiste Das, was uns mit der Natur verbindet, nicht was uns von ihr abscheidet. So erzog man sich in der *Bescheidenheit*, — und ebenfalls in Folge eines *Vorurtheils*.

32.

*Der Hemmschuh.* — Moralisch zu leiden und dann zu hören, dieser Art Leiden liege ein *Irrthum* zu Grunde: diess empört. Es giebt ja einen so einzigen Trost, durch sein Leiden eine „tiefere Welt der Wahrheit“ zu bejahen, als alle sonstige Welt ist, und man will viel *lieber* leiden und sich



dabei über die Wirklichkeit *erhaben* fühlen (durch das Bewusstsein, jener „tieferen Welt der Wahrheit“ damit nahe zu kommen), als ohne Leid und dann ohne diess Gefühl des Erhabenen sein. Somit ist es der Stolz und die gewohnte Art, ihn zu befriedigen, welche sich dem neuen *Verständniss* der Moral entgegenstemmen. Welche Kraft wird man also anzuwenden haben, um diesen Hemmschuh zu beseitigen? Mehr Stolz? Einen neuen Stolz?

33.

*Die Verachtung der Ursachen, der Folgen und der Wirklichkeit.* — Jene bösen Zufälle, welche eine Gemeinde treffen, plötzliche Wetter oder Unfruchtbarkeiten oder Seuchen, leiten alle Mitglieder auf den Argwohn, dass Verstösse gegen die Sitte begangen sind oder dass neue Gebräuche erfunden werden müssen, um eine neue dämonische Gewalt und Laune zu beschwichtigen. Diese Art Argwohn und Nachdenken geht somit gerade der Ergründung der wahren natürlichen Ursachen aus dem Wege, sie nimmt die dämonische Ursache als die Voraussetzung. Hier ist die eine Quelle der erblichen Verkehrtheit des menschlichen Intellects: und die andere Quelle entspringt daneben, indem man ebenso grundsätzlich den wahren natürlichen *Folgen* einer Handlung ein viel geringeres Augenmerk schenkte, als den übernatürlichen (den sogenannten Strafen und Gnaden der Gottheit). Es sind zum Beispiel bestimmte Bäder für bestimmte Zeiten vorgeschrieben: man badet, nicht um rein zu werden, sondern weil es vorgeschrieben ist. Man lernt nicht die wirklichen Folgen der Unreinlichkeit fliehen, sondern das vermeintliche Missfallen der Götter an der Versäumniß eines Bades. Unter dem Drucke abergläubischer Angst argwöhnt man, es müsse sehr viel mehr mit diesem Abwaschen der Unreinlichkeit auf sich

haben, man legt zweite und dritte Bedeutungen hinein, man verdirbt sich den Sinn und die Lust am Wirklichen und hält dies zuletzt, nur *insofern es Symbol sein kann*, noch für werthvoll. So verachtet der Mensch im Banne der Sittlichkeit der Sitte erstens die Ursachen, zweitens die Folgen, drittens die Wirklichkeit, und spinnt alle seine höheren Empfindungen (der Ehrfurcht, der Erhabenheit, des Stolzes, der Dankbarkeit, der Liebe) *an eine eingebildete Welt an*; die sogenannte höhere Welt. Und noch jetzt sehen wir die Folge: wo das Gefühl eines Menschen sich *erhebt*, da ist irgendwie jene eingebildete Welt im Spiel. Es ist traurig: aber einstweilen müssen dem wissenschaftlichen Menschen *alle höheren Gefühle* verdächtig sein, so sehr sind sie mit Wahn und Unsinn verquickt. Nicht dass sie es an sich oder für immer sein müssten: aber gewiss wird von allen allmählichen *Reinigungen*, welche der Menschheit bevorstehen, die Reinigung der höheren Gefühle eine der allmählichsten sein.

34.

*Moralische Gefühle und moralische Begriffe.* — Ersichtlich werden moralische Gefühle so übertragen, dass die Kinder bei den Erwachsenen starke Neigungen und Abneigungen gegen bestimmte Handlungen wahrnehmen und dass sie als geborene Affen diese Neigungen und Abneigungen *nachmachen*; im späteren Leben, wo sie sich voll von diesen angelernten und wohlgeübten Affecten finden, halten sie ein nachträgliches Warum, eine Art Begründung, dass jene Neigungen und Abneigungen berechtigt sind, für eine Sache des Anstandes. Diese „Begründungen“ aber haben weder mit der Herkunft, noch dem Grade des Gefühls bei ihnen Etwas zu thun: man findet sich eben nur mit der Regel ab, dass man als vernünftiges Wesen Gründe für sein Für und Wider haben



müsse, und zwar angebbare und annehmbare Gründe. Insofern ist die Geschichte der moralischen Gefühle eine ganz andere als die Geschichte der moralischen Begriffe. Erstere sind mächtig *vor* der Handlung, letztere namentlich *nach* der Handlung, Angesichts der Nöthigung, sich über sie auszusprechen.

35.

*Gefühle und deren Abkunft von Urtheilen.* — „Vertraue deinem Gefühle!“ — Aber Gefühle sind nichts Letztes, Ursprüngliches, hinter den Gefühlen stehen Urtheile und Werthschätzungen, welche in der Form von Gefühlen (Neigungen, Abneigungen) uns vererbt sind. Die Inspiration, die aus dem Gefühle stammt, ist das Enkelkind eines Urtheils — und oft eines falschen! — und jedenfalls nicht deines eigenen! Seinem Gefühle vertrauen — das heisst seinem Grossvater und seiner Grossmutter und deren Grosseltern mehr gehorchen als den Göttern, die in *uns* sind: unserer Vernunft und unserer Erfahrung.

36.

*Eine Narrheit der Pietät mit Hintergedanken.* — Wie! die Erfinder der uralten Culturen, die ältesten Verfertiger der Werkzeuge und Messschnüre, der Wagen und Schiffe und Häuser, die ersten Beobachter der himmlischen Gesetzmässigkeit und der Regeln des Einmaleins, — sie seien etwas unvergleichlich Anderes und Höheres als die Erfinder und Beobachter unserer Zeiten? Die ersten Schritte hätten einen Werth, dem alle unsere Reisen und Weltumsegelungen im Reiche der Entdeckungen nicht gleichkämen? So klingt das Vorurtheil, so argumentirt man für die Geringschätzung des gegenwärtigen Geistes. Und doch liegt auf der Hand, dass

der Zufall ehemals der grösste aller Entdecker und Beobachter und der wohlwollende Einbläser jener erfinderischen Alten war, und dass bei der unbedeutendsten Erfindung, die jetzt gemacht wird, mehr Geist, Zucht und wissenschaftliche Phantasie verbraucht wird, als früher in ganzen Zeitläuften überhaupt vorhanden war.

37.

*Falsche Schlüsse aus der Nützlichkeit.* — Wenn man die höchste Nützlichkeit einer Sache bewiesen hat, so ist damit auch noch kein Schritt zur Erklärung ihres Ursprungs gethan: das heisst, man kann mit der Nützlichkeit niemals die Nothwendigkeit der Existenz verständlich machen. Aber gerade das umgekehrte Urtheil hat bisher geherrscht — und bis in die Gebiete der strengsten Wissenschaft hinein. Hat man nicht selbst in der Astronomie die (angebliche) Nützlichkeit in der Anordnung der Satelliten (das durch die grössere Entfernung von der Sonne abgeschwächte Licht anderweitig zu ersetzen, damit es den Bewohnern der Gestirne nicht an Licht mangle) für den Endzweck ihrer Anordnung und für die Erklärung ihrer Entstehung ausgegeben? Wobei man sich der Schlüsse des Columbus erinnern wird: die Erde ist für den Menschen gemacht, also, wenn es Länder giebt, müssen sie bewohnt sein. „Ist es wahrscheinlich, dass die Sonne auf Nichts scheine, und dass die nächtlichen Wachen der Sterne an pfadlose Meere und menschenleere Länder verschwendet werden?“

38.

*Die Triebe durch die moralischen Urtheile umgestaltet.* — Der selbe Trieb entwickelt sich zum peinlichen Gefühl der Feig-



beit, unter dem Eindruck des Tadels, den die Sitte auf diesen Trieb gelegt hat: oder zum angenehmen Gefühl der *Demuth*, falls eine Sitte, wie die christliche, ihn sich an's Herz gelegt und *gut* geheissen hat. Das heisst: es hängt sich ihm entweder ein gutes oder ein böses Gewissen an! An sich hat er, *wie jeder Trieb*, weder diess noch überhaupt einen moralischen Charakter und Namen, noch selbst eine bestimmte begleitende Empfindung der Lust oder Unlust: er erwirbt diess Alles erst, als seine zweite Natur, wenn er in Relation zu schon auf gut und böse getauften Trieben tritt, oder als Eigenschaft von Wesen bemerkt wird, welche vom Volke schon moralisch festgestellt und abgeschätzt sind. — So haben die älteren Griechen anders über den *Neid* empfunden als wir; Hesiod zählt ihn unter den Wirkungen der *guten*, wohlthätigen Eris auf, und es hatte nichts Anstössiges, den Göttern etwas Neidisches zuzuerkennen: begreiflich bei einem Zustande der Dinge, dessen Seele der Wettstreit war; der Wettstreit aber war als gut festgestellt und abgeschätzt. Ebenfalls waren die Griechen von uns verschieden in der Abschätzung der *Hoffnung*: man empfand sie als blind und tückisch; Hesiod hat das Stärkste über sie in einer Fabel angedeutet, und zwar etwas so Befremdendes, dass kein neuerer Erklärer es verstanden hat, — denn es geht wider den modernen Geist, welcher vom Christenthum her an die Hoffnung als eine Tugend zu glauben gelernt hat. Bei den Griechen dagegen, welchen der Zugang zum Wissen der Zukunft nicht gänzlich verschlossen schien, und denen in zahllosen Fällen eine Anfrage um die Zukunft zur religiösen Pflicht gemacht wurde, wo wir uns mit der Hoffnung begnügen, musste wohl, Dank allen Orakeln und Wahrsagern, die Hoffnung etwas degradirt werden und in's Böse und Gefährliche hinabsinken. — Die Juden haben den *Zorn* anders empfunden als wir und ihn heilig gesprochen: dafür haben sie die düstere Majestät des

Menschen, mit welcher verbunden er sich zeigte, unter sich in einer Höhe gesehen, die sich ein Europäer nicht vorzustellen vermag; sie haben ihren zornigen heiligen Jehovah nach ihren zornigen heiligen Propheten gebildet. An ihnen gemessen, sind die grossen Zürner unter den Europäern gleichsam Geschöpfe aus zweiter Hand.

39.

*Das Vorurtheil vom „reinen Geiste“.* — Überall, wo die Lehre von der *reinen Geistigkeit* geherrscht hat, hat sie mit ihren Ausschweifungen die Nervenkraft zerstört: sie lehrte den Körper geringschätzen, vernachlässigen oder quälen und um aller seiner Triebe willen den Menschen selber quälen, und geringschätzen; sie gab verdüsterte, gespannte, gedrückte Seelen, — welche noch überdiess glaubten, die Ursache ihres Elend-Gefühls zu kennen und sie vielleicht heben zu können! „Im Körper muss sie liegen! er *blüht* immer noch zu sehr!“ — so schlossen sie, während thatsächlich derselbe gegen seine fortwährende Verhöhnung durch seine Schmerzen Einsprache über Einsprache erhob. Eine allgemeine, chronisch gewordene Übernervosität war endlich das Loos jener tugendhaften Reingeistigen: die *Lust* lernten sie nur noch in der Form der Ekstase und anderer Vorläufer des Wahnsinns kennen — und ihr System kam auf seine Spitze, als es die Ekstase als das Höheziel des Lebens und als den *verurtheilenden* Maassstab für alles Irdische nahm.

40.

*Das Grübeln über Gebräuche.* — Zahllose Vorschriften der Sitte, einem einmaligen seltsamen Vorkommniss flüchtig abgelesen, wurden sehr schnell unverständlich; es liess sich ihre



Arbeit ebenso wenig mit Sicherheit ausrechnen wie die Strafe, welche der Übertretung folgen werde; selbst über die Folge der Ceremonien blieb Zweifel; — aber indem man darüber hin und her rieth, wuchs das Object eines solchen Grübelns an Werth, und gerade das Absurdeste eines Gebrauches gieng zuletzt in die heiligste Heiligkeit über. Man denke nicht gering von der hier in Jahrtausenden aufgewendeten Kraft der Menschheit und am wenigsten von der Wirkung dieses *Grübelns über Gebräuche!* Wir sind hier auf der ungeheuren Übungsstätte des Intellectes angelangt, — nicht nur dass hier die Religionen ausgesponnen und fortgesponnen werden: hier ist die würdige, obschon schauerliche Vorwelt der Wissenschaft, hier wuchs der Dichter, der Denker, der Arzt, der Gesetzgeber! Die Angst vor dem Unverständlichen, welches in zweideutiger Weise von uns Ceremonien forderte, gieng allmählich in den Reiz des Schwerverständlichen über, und wo man nicht zu ergründen wusste, lernte man schaffen.

41.

*Zur Werthbestimmung der vita contemplativa:* — Vergessen wir als Menschen der *vita contemplativa* nicht, welche Art von Uebel und Unsegen durch die verschiedenen Nachwirkungen der Beschaulichkeit auf die Menschen der *vita activa* gekommen ist, — kurz, welche Gegenrechnung die *vita activa* uns zu machen hat, wenn wir allzu stolz mit unseren Wohlthaten uns vor ihr brüsten. *Erstens:* die sogenannten *religiösen* Naturen, welche der Zahl nach unter den Contemplativen überwiegen und folglich ihre gemeinste Species abgeben, haben zu allen Zeiten dahin gewirkt, den praktischen Menschen das Leben schwer zu machen und es ihnen womöglich zu verleiden: den Himmel verdüstern, die

Sonne auslöschen, die Freude verdächtigen, die Hoffnungen entwerthen, die thätige Hand lähmen, — das haben sie verstanden, ebenso wie sie für elende Zeiten und Empfindungen ihre Tröstungen, Almosen, Handreichungen und Segenssprüche gehabt haben. *Zweitens*: die Künstler, etwas seltener als die Religiösen, aber doch immer noch eine häufige Art von Menschen der *vita contemplativa*, sind als Personen zumeist unleidlich, launisch, neidisch, gewaltsam, unfriedlich gewesen: diese Wirkung ist von den erheiternden und erhebenden Wirkungen ihrer Werke in Abzug zu bringen. *Drittens*: die Philosophen, eine Gattung, in der sich religiöse und künstlerische Kräfte beisammen vorfinden, doch so, dass etwas Drittes, das Dialektische, die Lust am Demonstrieren, noch daneben Platz hat, sind die Urheber von Uebeln nach der Weise der Religiösen und der Künstler gewesen und haben noch dazu durch ihren dialektischen Hang vielen Menschen Langeweile gemacht; doch war ihre Zahl immer sehr klein. *Viertens*: die Denker und die wissenschaftlichen Arbeiter; sie waren selten auf Wirkungen aus, sondern gruben sich still ihre Maulwurfsflöcher. So haben sie wenig Verdruss und Unbehagen gemacht und oft als Gegenstand des Spottes und Gelächters sogar, ohne es zu wollen, den Menschen der *vita activa* das Leben erleichtert. Zuletzt ist die Wissenschaft doch etwas sehr Nützliches für Alle geworden: wenn *dieses Nutzens halber* jetzt sehr viele zur *vita activa* Vorherbestimmte sich einen Weg zur Wissenschaft bahnen, im Schweisse ihres Angesichts und nicht ohne Kopfzerbrechen und Verwünschungen, so trägt doch an solchem Ungemach die Schaar der Denker und wissenschaftlichen Arbeiter keine Schuld; es ist „selbstgeschaffene Pein“.



*Herkunft der vita contemplativa.* — In rohen Zeiten, wo die pessimistischen Urtheile über Mensch und Welt herrschen, ist der Einzelne im Gefühle seiner vollen Kraft immer darauf aus, jenen Urtheilen gemäss zu handeln, also die Vorstellung in Action zu übersetzen, durch Jagd, Raub, Ueberfall, Misshandlung und Mord, eingerechnet die blässeren Abbilder jener Handlungen, wie sie innerhalb der Gemeinde allein geduldet werden. Lässt seine Kraft aber nach, fühlt er sich müde oder krank oder schwermüthig oder übersättigt und in Folge davon zeitweilig wunsch- und begierdenlos, so ist er da ein verhältnissmässig besserer, das heisst weniger schädlicher Mensch, und seine pessimistischen Vorstellungen entladen sich dann nur noch in Worten und Gedanken, zum Beispiel über den Werth seiner Genossen oder seines Weibes, oder seines Lebens oder seiner Götter, — seine Urtheile werden *böse* Urtheile sein. In diesem Zustande wird er zum Denker und Vorausverkünder, oder er dichtet an seinem Aberglauben weiter und sinnt neue Gebräuche aus, oder er spottet seiner Feinde —: was er aber auch denkt, alle Erzeugnisse seines Geistes müssen seinen Zustand wiederspiegeln, also die Zunahme der Furcht und der Ermüdung, die Abnahme seiner Schätzung des Handelns und Geniessens: der Gehalt dieser Erzeugnisse muss dem Gehalte dieser dichterischen, denkerischen, priesterlichen Stimmungen entsprechen; das böse Urtheil muss darin regieren. Später nannte man alle Die, welche andauernd thaten, was früher der Einzelne in jenem Zustande that, welche also böse urtheilten, melancholisch und thatenarm lebten, Dichter oder Denker oder Priester oder Medicinmänner —: man würde solche Menschen, weil sie nicht genug handelten, gerne gering geschätzt und aus der Gemeinde gestossen haben; aber es gab eine Gefahr dabei, — sie waren dem Aberglauben

und der Spur göttlicher Kräfte nachgegangen, man zweifelte nicht daran, dass sie über unbekannte Mittel der Macht geböten. Diess ist die Schätzung, in der das *älteste Geschlecht contemplativer Naturen* lebte, — genau so weit verachtet, als sie nicht gefürchtet wurden! In solcher verummter Gestalt, in solchem zweideutigen Ansehen, mit einem bösen Herzen und oft mit einem geängstigten Kopfe, ist die Contemplation zuerst auf der Erde erschienen, zugleich schwach und furchtbar, im Geheimen verachtet und öffentlich mit abergläubischer Ehrerbietung überschüttet! Hier, wie immer, muss es heissen: *pudenda origo!*

43.

*Wie viele Kräfte jetzt im Denker zusammenkommen müssen.* — Sich dem sinnlichen Anschauen zu entfremden, sich zum Abstracten zu erheben, — das ist wirklich einmal als *Erhebung* gefühlt worden: wir können es nicht ganz mehr nachempfinden. Das Schwelgen in den blassesten Wort- und Dingbildern, das Spiel mit solchen unschaubaren, unhörbaren, unfühlbaren Wesen wurde wie ein Leben in einer andern *höheren* Welt empfunden, aus der tiefen Verachtung der sinnlich tastbaren verführerischen und bösen Welt heraus. „Diese Abstracta verführen nicht mehr, aber sie können uns führen!“ — dabei schwang man sich wie aufwärts. Nicht der Inhalt dieser Spiele der Geistigkeit, sie selber sind „das Höhere“ in den Vorzeiten der Wissenschaft gewesen. Daher Plato's Bewunderung der Dialektik und sein begeisterter Glaube an ihre nothwendige Beziehung zu dem guten entsinnlichten Menschen. Nicht nur die Erkenntnisse sind einzeln und allmählich entdeckt worden, sondern auch die Mittel der Erkenntniss überhaupt, die Zustände und Operationen, die im Menschen dem Erkennen vorausgehen. Und



jedesmal schien es, als ob die neu entdeckte Operation oder der neu empfundene Zustand nicht ein Zustand zu allem Erkennen, sondern schon Inhalt, Ziel und Summe alles Erkennenswerthen sei. Der Denker hat die Phantasie, den Aufschwung, die Abstraction, die Entsinnlichung, die Erfindung, die Ahnung, die Induction, die Dialektik, die Deduction, die Kritik, die Materialsammlung, die unpersönliche Denkweise, die Beschaulichkeit und die Zusammenschauung und nicht am wenigsten Gerechtigkeit und Liebe gegen Alles, was da ist, nöthig, — aber alle diese Mittel haben *einzeln* in der Geschichte der *vita contemplativa* einmal als Zwecke und letzte Zwecke gegolten und jene Seligkeit ihren Erfindern gegeben, welche beim Aufleuchten eines *letzten* Zweckes in die menschliche Seele kommt.

44.

*Ursprung und Bedeutung.* — Warum kommt mir dieser Gedanke immer wieder und leuchtet mir in immer bunteren Farben? — dass *ehemals* die Forscher, wenn sie auf dem Wege zum Ursprung der Dinge waren, immer Etwas von dem zu finden meinten, was von unschätzbbarer Bedeutung für alles Handeln und Urtheilen sei, ja dass man stets *voraussetzte*, von der *Einsicht in den Ursprung der Dinge* müsse des Menschen *Heil* abhängen: dass wir jetzt hingegen, je weiter wir dem Ursprunge nachgehen, um so weniger mit unseren Interessen theilhaftig sind; ja, dass alle unsere Werthschätzungen und „*Interessirtheiten*“, die wir in die Dinge gelegt haben, anfangen ihren Sinn zu verlieren, je mehr wir mit unserer Erkenntniß zurück und an die Dinge selbst heran gelangen. *Mit der Einsicht in den Ursprung nimmt die Bedeutungslosigkeit des Ursprungs zu:* während das *Nächste*, das Um-uns und In-uns allmählich Farben und Schönheiten und Räthsel und

Reichthümer von Bedeutung aufzuzeigen beginnt, von denen sich die ältere Menschheit nichts träumen liess. Ehemals giengen die Denker gleich eingefangenen Thieren ingrimig herum, immer nach den Stäben ihres Käfigs spähend und gegen diese anspringend, um sie zu zerbrechen: und *selig* schien der, welcher durch eine Lücke Etwas von dem Draussen, von dem Jenseits und der Ferne zu sehen glaubte.

45.

*Ein Tragödien-Ausgang der Erkenntniss.* — Von allen Mitteln der Erhebung sind es die Menschenopfer gewesen, welche zu allen Zeiten den Menschen am meisten erhoben und gehoben haben. Und vielleicht könnte mit einem ungeheuren Gedanken immer noch jede andere Bestrebung niedergerungen werden, sodass ihm der Sieg über den Siegreichsten gelänge, — mit dem Gedanken der *sich opfernden Menschheit*. Wem aber sollte sie sich opfern? Man kann bereits darauf schwören, dass, wenn jemals das Sternbild dieses Gedankens am Horizonte erscheint, die Erkenntniss der Wahrheit als das einzige ungeheure Ziel übrig geblieben sein wird, dem ein solches Opfer angemessen wäre, weil ihm kein Opfer zu gross ist. Inzwischen ist das Problem noch nie aufgestellt worden, inwiefern der Menschheit, als einem Ganzen, Schritte möglich sind, die Erkenntniss zu fördern; geschweige denn, welcher Erkenntnisstrieb die Menschheit so weit treiben könnte, sich selber darzubringen, um mit dem Leuchten einer vorwegnehmenden Weisheit im Auge zu sterben. Vielleicht, wenn einmal eine Verbrüderung mit Bewohnern anderer Sterne zum Zweck der Erkenntniss hergestellt ist, und man einige Jahrtausende lang sich sein Wissen von Stern zu Stern mitgetheilt hat: vielleicht, dass dann die Begeisterung der Erkenntniss auf eine solche Fluth-Höhe kommt!



*Zweifel am Zweifel.* — „Welch' gutes Kopfkissen ist der Zweifel für einen wohlgebauten Kopf!“ — diess Wort Montaigne's hat Pascal immer erbittert, denn es verlangte Niemanden gerade so stark nach einem guten Kopfkissen als ihn. Woran fehlte es doch? —

*Die Worte liegen uns im Wege!* — Ueberall, wo die Uralten ein Wort hinstellten, da glaubten sie eine Entdeckung gemacht zu haben. Wie anders stand es in Wahrheit! — sie hatten an ein Problem gerührt, und indem sie wähten, es *gelöst* zu haben, hatten sie ein Hemmniss der Lösung geschaffen. — Jetzt muss man bei jeder Erkenntniss über steinharte verewigte Worte stolpern, und wird dabei eher ein Bein brechen als ein Wort.

*„Erkenne dich selbst“ ist die ganze Wissenschaft.* — Erst am Ende der Erkenntniss aller Dinge wird der Mensch sich selber erkannt haben. Denn die Dinge sind nur die Grenzen des Menschen.

*Das neue Grundgefühl: unsere endgültige Vergänglichkeit.* — Ehemals suchte man zum Gefühl der Herrlichkeit des Menschen zu kommen, indem man auf seine göttliche *Abkunft* hinzeigte: diess ist jetzt ein verbotener Weg geworden, denn an seiner Thür steht der Affe, nebst anderem greulichem Gethier, und

fletscht verständnissvoll die Zähne, wie um zu sagen: nicht weiter in dieser Richtung! So versucht man es jetzt in der entgegengesetzten Richtung: der Weg, *wohin* die Menschheit geht, soll zum Beweise ihrer Herrlichkeit und Gottverwandtschaft dienen. Ach, auch damit ist es Nichts! Am Ende dieses Weges steht die Graburne des *letzten* Menschen und Todtengräbers (mit der Aufschrift „nihil humani a me alienum puto“). Wie hoch die Menschheit sich entwickelt haben möge — und vielleicht wird sie am Ende gar tiefer als am Anfang stehen! — es giebt für sie keinen Uebergang in eine höhere Ordnung, so wenig die Ameise und der Ohrwurm am Ende ihrer „Erdenbahn“ zur Gottverwandtschaft und Ewigkeit emporsteigen. Das Werden schleppt das Gewesensein hinter sich her: warum sollte es von diesem ewigen Schauspiele eine Ausnahme für irgend ein Sternchen und wiederum für ein Gattungchen auf ihm geben! Fort mit solchen Sentimentalitäten!

50.

*Der Glaube an den Rausch.* — Die Menschen der erhabenen und verzückten Augenblicke, denen es für gewöhnlich, um des Gegensatzes willen und wegen der verschwenderischen Abnützung ihrer Nervenkräfte, elend und trostlos zu Muthe ist, betrachten jene Augenblicke als das eigentliche Selbst, als „sich“, das Elend und die Trostlosigkeit als die *Wirkung des „Ausser sich“*; und desshalb denken sie an ihre Umgebung, ihre Zeit, ihre ganze Welt mit rachsüchtigen Gefühlen. Der Rausch gilt ihnen als das wahre Leben, als das eigentliche Ich: in allem Anderen sehen sie die Gegner und Verhinderer des Rausches, sei dieser nun geistiger, sittlicher, religiöser oder künstlerischer Natur. Diesen schwärmerischen Trunkenbolden verdankt die Menschheit viel Uebles: denn sie sind



die unersättlichen Unkraut-Aussäer der Unzufriedenheit mit sich und den Nächsten, der Zeit- und Weltverachtung und namentlich der Welt-Müdigkeit. Vielleicht könnte eine ganze Hölle von *Verbrechern* nicht diese drückende, land- und luft-verderbende, unheimliche Nachwirkung in die fernste Ferne hin haben, wie jene kleine edle Gemeinde von Unbändigen, Phantasten, Halbverrückten, von Genie's, die sich nicht beherrschen können und allen möglichen Genuss an sich erst dann haben, wenn sie sich völlig verlieren: während der Verbrecher sehr oft noch einen Beweis von ausgezeichnete[r] Selbstbeherrschung, Aufopferung und Klugheit giebt und diese Eigenschaften bei Denen, welche ihn fürchten, wach erhält. Durch ihn wird der Himmel über dem Leben vielleicht gefährlich und düster, aber die Luft bleibt kräftig und streng. — Zu alledem pflanzen jene Schwärmer mit allen ihren Kräften den Glauben an den Rausch als an das Leben im Leben: einen furchtbaren Glauben! Wie die Wilden jetzt schnell durch das „Feuerwasser“ verdorben werden und zu Grunde gehen, so ist die Menschheit im Ganzen und Grossen langsam und gründlich durch die *geistigen* Feuerwässer trunken machender Gefühle und durch Die, welche die Begierde darnach lebendig erhielten, verdorben worden: vielleicht geht sie noch daran zu Grunde.

51.

*So wie wir noch sind!* — „Seien wir nachsichtig gegen die grossen Einäugigen!“ — hat Stuart Mill gesagt: als ob Nachsicht zu erbitten nöthig wäre, wo man gewöhnt ist, ihnen Glauben und beinahe Anbetung zu zollen! Ich sage: seien wir nachsichtig gegen die Zweiäugigen, grosse und kleine, — denn höher als bis zur Nachsicht werden wir, *so wie wir sind*, es doch nicht bringen!

*Wo sind die neuen Aerzte der Seele?* — Die Mittel des Trostes sind es gewesen, durch welche das Leben erst jenen leidvollen Grundcharakter, an den man jetzt glaubt, bekommen hat; die grösste Krankheit der Menschen ist aus der Bekämpfung ihrer Krankheiten entstanden, und die anscheinenden Heilmittel haben auf die Dauer Schlimmeres erzeugt, als Das war, was mit ihnen beseitigt werden sollte. Aus Unkenntniss hielt man die augenblicklich wirkenden, betäubenden und berauschenden Mittel, die sogenannten Tröstungen, für die eigentlichen Heilkräfte, ja, man merkte es nicht einmal, dass man diese sofortigen Erleichterungen oft mit der allgemeinen und tiefen Verschlechterung des Leidens bezahlte, dass die Kranken an der Nachwirkung des Rausches, später an der Entbehrung des Rausches und noch später an einem drückenden Gesamtgefühl von Unruhe, Nervenzittern und Ungesundheit zu leiden hatten. Wenn man bis zu einem gewissen Grade erkrankt war, genas man nicht mehr, — dafür sorgten die Aerzte der Seele, die allgemein beglaubigten und angebeteten. — Man sagt Schopenhauer nach, und mit Recht, dass er die Leiden der Menschheit endlich einmal wieder ernst genommen habe: wo ist Der, welcher endlich auch einmal die Gegenmittel gegen diese Leiden ernst nimmt und die unerhörte Quacksalberei an den Pranger stellt, mit der, unter den herrlichsten Namen, bis jetzt die Menschheit ihre Seelenkrankheiten zu behandeln gewöhnt ist?

*Missbrauch der Gewissenhaften.* — Die Gewissenhaften und nicht die Gewissenlosen waren es, die so furchtbar unter dem Druck von Busspredigten und Höllenängsten zu leiden



hatten, zumal wenn sie zugleich Menschen der Phantasie waren. Also ist gerade Denen das Leben am meisten verdüstert worden, welche Heiterkeit und anmuthige Bilder nöthig hatten — nicht nur zu ihrer Erholung und Genesung von sich selber, sondern damit die Menschheit sich ihrer erfreuen könne und von ihrer Schönheit einen Strahl in sich hinübernehme. Oh, wie viel überflüssige Grausamkeit und Thierquälerei ist von jenen Religionen ausgegangen, welche die Sünde erfunden haben! Und von den Menschen, welche durch sie den höchsten Genuss ihrer Macht haben wollten!

54.

*Die Gedanken über die Krankheit!* — Die Phantasie des Kranken beruhigen, dass er wenigstens nicht, wie bisher, mehr von seinen Gedanken über seine Krankheit zu leiden hat als von der Krankheit selber, — ich denke, das ist Etwas! Und es ist nicht Wenig! Versteht ihr nun unsere Aufgabe?

55.

*Die „Wege“.* — Die angeblichen „kürzeren Wege“ haben die Menschheit immer in grosse Gefahr gebracht; sie verlässt immer bei der frohen Botschaft, dass ein solcher kürzerer Weg gefunden sei, ihren Weg — und *verliert den Weg*.

56.

*Der Apostat des freien Geistes.* — Wer hat denn gegen fromme glaubensstarke Menschen eine Abneigung? Umgekehrt, sehen wir sie nicht mit stiller Hochachtung an und freuen uns ihrer, mit einem gründlichen Bedauern, dass diese

trefflichen Menschen nicht mit uns zusammenempfinden? Aber woher stammt jener tiefe plötzliche Widerwille ohne Gründe gegen Den, der einmal alle Freiheit des Geistes *hatte* und am Ende „gläubig“ *wurde*? Denken wir daran, so ist es uns, als hätten wir einen ekelhaften Anblick gehabt, den wir schnell von der Seele wegwischen müssten! Würden wir nicht dem verehrtesten Menschen den Rücken drehen, wenn er in dieser Beziehung uns verdächtig würde? Und zwar nicht aus einer moralischen Verurtheilung, sondern aus einem plötzlichen Ekel und Grausen! Woher diese Schärfe der Empfindung! Vielleicht wird uns Dieser oder Jener zu verstehen geben, dass wir im Grunde unser selber nicht ganz sicher seien? Dass wir bei Zeiten Dornenhecken der spitzensten Verachtung um uns pflanzten, damit wir im entscheidenden Augenblicke, wo das Alter uns schwach und vergesslich mache, über unsere eigene Verachtung nicht hinwegkönnten? — Aufrichtig: diese Vermuthung greift fehl, und wer sie macht, weiss Nichts von dem, was den freien Geist bewegt und bestimmt: wie wenig erscheint ihm das *Verändern* seiner Meinungen an sich als verächtlich! Wie verehrt er umgekehrt in der *Fähigkeit*, seine Meinungen zu wechseln, eine seltene und hohe Auszeichnung, namentlich wenn sie bis in's Alter hineinreicht! Und selbst zu den verbotenen Früchten des spernere se sperni und des spernere se ipsum greift sein Ehrgeiz hinauf (und *nicht* sein Kleinmuth): geschweige dass er die Angst des Eitlen und Bequemen davor hätte! Zu alledem gilt ihm die Lehre von der *Unschuld aller Meinungen* so sicher wie die Lehre von der Unschuld aller Handlungen: wie könnte er vor dem Apostaten der geistigen Freiheit zum Richter und Henker werden! Vielmehr berührt ihn sein Anblick, wie der Anblick eines widerlich Erkrankten den Arzt berührt: der physische Ekel vor dem Schwammigen, Erweichten, Ueberwuchernden, Eiternden siegt einen Augen-



blick über die Vernunft und den Willen, zu helfen. So wird unser guter Wille von der Vorstellung der ungeheuren *Unredlichkeit* überwältigt, welche im Apostaten des freien Geistes gewaltet haben muss: von der Vorstellung einer allgemeinen und bis in's Knochengerüste des Charakters greifenden Entartung. —

57.

*Andere Furcht, andere Sicherheit.* — Das Christenthum hatte dem Leben eine ganz neue und unbegrenzte *Gefährlichkeit* beigelegt, und damit ebenfalls ganz neue Sicherheiten, Genüsse, Erholungen und Abschätzungen aller Dinge geschaffen. Diese Gefährlichkeit leugnet unser Jahrhundert, und mit gutem Gewissen: und doch schleppt es die alten Gewohnheiten der christlichen Sicherheit, des christlichen Geniessens, Sich-Erholens, Abschätzens noch mit sich fort! Und bis in seine edelsten Künste und Philosophien hinein! Wie matt und verbraucht, wie halb und linkisch, wie willkürlich-fanatisch und vor Allem: wie unsicher muss das Alles sich ausnehmen, jetzt, da jener furchtbare Gegensatz dazu, die allgegenwärtige *Furcht* des Christen für sein *ewiges* Heil, verloren gegangen ist!

58.

*Das Christenthum und die Affecte.* — Aus dem Christenthum ist auch ein grosser volksthümlicher Protest gegen die Philosophie herauszuhören: die Vernunft der alten Weisen hatte den Menschen die Affecte widerrathen, das Christenthum will dieselben ihnen *wiedergeben*. Zu diesem Zwecke spricht es der Tugend, so wie sie von den Philosophen gefasst war, — als Sieg der Vernunft über den Affect —

allen moralischen Werth ab, verurtheilt überhaupt die Vernünftigkeit und fordert die Affecte heraus, sich in ihrer äussersten Stärke und Pracht zu offenbaren: als *Liebe* zu Gott, *Furcht* vor Gott, als fanatischen *Glauben* an Gott, als blindestes *Hoffen* auf Gott.

59.

*Irrthum als Labsal.* — Man mag sagen, was man will: das Christenthum hat die Menschen von der Last der moralischen Anforderungen befreien wollen, dadurch, dass es einen *kürzeren Weg zur Vollkommenheit* zu zeigen meinte: ganz so, wie einige Philosophen sich der mühseligen und langwierigen Dialektik und der Sammlung streng geprüfter Thatsachen entschlagen zu können wähnten und auf einen „königlichen Weg zur Wahrheit“ verwiesen. Es war beide Male ein Irrthum, — aber doch ein grosses Labsal für Uebermüde und Verzweifelnde in der Wüste.

60.

*Aller Geist wird endlich leiblich sichtbar.* — Das Christenthum hat den gesammten Geist zahlloser Unterwerfungslustiger, aller jener feinen und groben Enthusiasten der Demüthigung und Anbetung in sich geschlungen, es ist damit aus einer ländlichen Plumpheit — an welche man zum Beispiel bei dem ältesten Bilde des Apostels Petrus stark erinnert wird — eine sehr *geistreiche* Religion geworden, mit Tausenden von Falten, Hintergedanken und Ausflüchten im Gesichte; es hat die Menschheit Europa's gewitzigt und nicht nur theologisch verschlagen gemacht. In diesem Geiste und im Bunde mit der Macht und sehr oft mit der tiefsten Ueberzeugung und Ehrlichkeit der Hingebung hat es vielleicht die feinsten



Gestalten der menschlichen Gesellschaft *ausgemeisselt*, die es bisher gegeben hat: die Gestalten der höheren und höchsten katholischen Geistlichkeit, namentlich wenn diese einem vornehmen Geschlechte entsprossen waren und von vornherein angeborene Anmuth der Gebärden, herrschende Augen und schöne Hände und Füße hinzubrachten. Hier erreicht das menschliche Antlitz jene Durchgeistigung, die durch die beständige Ebbe und Fluth der zwei Arten des Glückes (des Gefühls der Macht und des Gefühls der Ergebung) hervorgebracht wird, nachdem eine ausgedachte Lebensweise das Thier im Menschen gebändigt hat; hier hält eine Thätigkeit, die im Segnen, Sündenvergeben und Repräsentiren der Gottheit besteht, fortwährend das Gefühl einer übermenschlichen Mission in der Seele, *ja auch im Leibe* wach; hier herrscht jene vornehme Verachtung gegen die Gebrechlichkeit von Körper und Wohlfahrt des Glückes, wie sie geborenen Soldaten zu eigen ist; man hat im Gehorchen seinen *Stolz*, was das Auszeichnende aller Aristokraten ausmacht; man hat in der ungeheuren Unmöglichkeit seiner Aufgabe seine Entschuldigung und seine Idealität. Die mächtige Schönheit und Feinheit der Kirchenfürsten hat immerdar für das Volk die *Wahrheit* der Kirche bewiesen; eine zeitweilige Brutalisierung der Geistlichkeit (wie zu Zeiten Luther's) führte immer den Glauben an das Gegentheil mit sich. — Und *diess* Ergebniss menschlicher Schönheit und Feinheit in der Harmonie von Gestalt, Geist und Aufgabe wäre, mit dem Ende der Religionen, auch zu Grabe getragen? Und Höheres liesse sich nicht erreichen, nicht einmal ersinnen?

61.

*Das Opfer, das noth thut.* — Diese ernsten, tüchtigen, rechtlichen, tief empfindenden Menschen, welche jetzt noch

von Herzen Christen sind: sie sind es sich schuldig, einmal auf längere Zeit versuchsweise ohne Christenthum zu leben, sie sind es *ihrem Glauben* schuldig, einmal auf diese Art einen Aufenthalt „in der Wüste“ zu nehmen, — nur damit sie sich das Recht erwerben, in der Frage, ob das Christenthum nöthig sei, mitzureden. Einstweilen kleben sie an ihrer Scholle und lästern von da aus die Welt jenseits der Scholle: ja, sie sind böse und erbittert, wenn jemand zu verstehen giebt, dass jenseits der Scholle eben noch die ganze, ganze Welt liegt! dass das Christenthum, Alles in Allem, eben nur ein Winkel ist! Nein, euer Zeugniß wiegt nicht eher Etwas, als bis ihr Jahre lang ohne Christenthum gelebt habt, mit einer ehrlichen Inbrunst darnach, es im Gegentheile des Christenthums auszuhalten; bis ihr weit, weit von ihm fortgewandert seid. Nicht wenn das Heimweh euch zurücktreibt, sondern das *Urtheil* auf Grund einer strengen *Vergleichung*, so hat euer Heimkehren Etwas zu bedeuten! — Die zukünftigen Menschen werden es einmal so mit allen Werthschätzungen der Vergangenheit machen; man muss sie freiwillig noch einmal *durchleben*, und ebenso ihr Gegentheil, — um schliesslich das *Recht* zu haben, sie durch das Sieb fallen zu lassen.

62.

*Vom Ursprunge der Religionen.* — Wie kann einer seine eigene Meinung über die Dinge als eine Offenbarung empfinden? Diess ist das Problem von der Entstehung der Religionen: jedesmal hat es einen Menschen dabei gegeben, in welchem jener Vorgang möglich war. Die Voraussetzung ist, dass er vorher schon an Offenbarungen glaubte. Nun gewinnt er eines Tages plötzlich *seinen* neuen Gedanken, und das Beseligende einer eigenen grossen, Welt und Dasein



umspannenden Hypothese tritt so gewaltig in sein Bewusstsein, dass er sich nicht als Schöpfer einer solchen Seligkeit zu fühlen wagt, und die Ursache davon und wieder die Ursache der Ursache jenes neuen Gedankens seinem Gotte zuschreibt: als dessen Offenbarung. Wie sollte ein Mensch der Urheber eines so grossen Glückes sein können! — lautet sein pessimistischer Zweifel. Dazu wirken nun im Verborgenen andere Hebel: zum Beispiele man *bekräftigt* eine Meinung vor sich dadurch, dass man sie als Offenbarung empfindet, man streicht damit das Hypothetische weg, man entzieht sie der Kritik, ja dem Zweifel, man macht sie heilig. So erniedrigt man sich zwar selber zum Organon, aber unser Gedanke siegt zuletzt als Gottesgedanke, — dieses Gefühl, damit am Ende Sieger zu bleiben, erringt die Oberhand über jenes Gefühl der Erniedrigung. Auch ein anderes Gefühl spielt im Hintergrunde: wenn man sein *Erzeugniss* über sich selber erhebt und scheinbar vom eigenen Werthe absieht, so giebt es doch dabei ein Frohlocken von Vaterliebe und Vaterstolz, das Alles ausgleicht und mehr als ausgleicht.

63.

*Nächsten-Hass.* — Gesetzt, wir empfänden den Anderen so, wie er sich selber empfindet — Das, was Schopenhauer Mitleid nennt und was richtiger Ein-Leid, Einleidigkeit hiesse —, so würden wir ihn hassen müssen, wenn er sich selber, gleich Pascal, hassenswerth findet. Und so empfand wohl auch Pascal im Ganzen gegen die Menschen, und ebenso das alte Christenthum, das man, unter Nero, des odium generis humani „überführte“, wie Tacitus meldet.

*Die Verzweifelnden.* — Das Christenthum hat den Instinct des Jägers für alle Die, welche irgend wodurch überhaupt zur Verzweiflung zu bringen sind, — nur eine Auswahl der Menschheit ist deren fähig. Hinter ihnen ist es immer her, ihnen lauert es auf. Pascal machte den Versuch, ob nicht mit Hülfe der schneidendsten Erkenntniss Jedermann zur Verzweiflung gebracht werden könnte; — der Versuch misslang, zu seiner zweiten Verzweiflung.

*Brahmanen- und Christenthum.* — Es giebt Recepte zum Gefühle der Macht, einmal für Solche, welche sich selber beherrschen können und welche bereits dadurch in einem Gefühle der Macht zu Hause sind; sodann für Solche, welchen gerade diess fehlt. Für Menschen der ersten Gattung hat das Brahmanenthum Sorge getragen, für Menschen der zweiten Gattung das Christenthum.

*Fähigkeit der Vision.* — Durch das ganze Mittelalter hindurch galt als das eigentliche und entscheidende Merkmal des höchsten Menscenthums: dass man der Vision — das heisst einer tiefen geistigen Störung! — fähig sei. Und im Grunde gehen die mittelalterlichen Lebensvorschriften aller höheren Naturen (der religiosi) darauf hinaus, den Menschen der Vision *fähig* zu machen! Was Wunder, wenn noch in unsere Zeit hinein eine Ueberschätzung halbgestörter, phantastischer, fanatischer, sogenannter genialer Personen überströmte; „sie haben Dinge gesehen, die Andere nicht sehen,“ — gewiss! und diess sollte uns vorsichtig gegen sie stimmen, aber nicht gläubig!



*Preis der Gläubigen.* — Wer solchen Werth darauf legt, dass an ihn geglaubt werde, dass er den Himmel für diesen Glauben gewährleistet, und Jedermann, sei es selbst ein Schwächer am Kreuze, — der muss an einem furchtbaren Zweifel gelitten und jede Art von Kreuzigung kennen gelernt haben: er würde sonst seine Gläubigen nicht so theuer kaufen.

*Der erste Christ.* — Alle Welt glaubt noch immer an die Schriftstellerei des „heiligen Geistes“ oder steht unter der Nachwirkung dieses Glaubens: wenn man die Bibel aufmacht, so geschieht es, um sich zu „erbauen“, um in seiner eigenen, persönlichen grossen oder kleinen Noth einen Fingerzeig des Trostes zu finden, — kurz, man liest sich hinein und sich heraus. Dass in ihr auch die Geschichte einer der ehrgeizigsten und aufdringlichsten Seelen und eines ebenso abergläubischen als verschlagenen Kopfes beschrieben steht, die Geschichte des Apostels Paulus, — wer weiss das, einige Gelehrte abgerechnet? Ohne diese merkwürdige Geschichte aber, ohne die Verwirrungen und Stürme eines solchen Kopfes, einer solchen Seele, gäbe es keine Christenheit; kaum würden wir von einer kleinen jüdischen Secte erfahren haben, deren Meister am Kreuze starb. Freilich: hätte man eben diese Geschichte zur rechten Zeit begriffen, hätte man die Schriften des Paulus nicht als die Offenbarungen des „heiligen Geistes“, sondern mit einem redlichen und freien eigenen Geiste, und ohne an alle unsere persönliche Noth dabei zu denken, gelesen, *wirklich gelesen* — es gab anderthalb Jahrtausend keinen solchen Leser —, so würde es auch mit dem Christenthum längst vorbei sein: so sehr legen diese Blätter des jüdischen Pascal den Ursprung des Christenthums bloss,

wie die Blätter des französischen Pascal sein Schicksal und Das, woran es zu Grunde gehen wird, blosslegen. Dass das Schiff des Christenthums einen guten Theil des jüdischen Ballastes über Bord warf, dass es unter die Heiden gieng und gehen konnte, — das hängt an der Geschichte dieses Einen Menschen, eines sehr gequälten, sehr bemitleidenswerthen, sehr unangenehmen und sich selber unangenehmen Menschen. Er litt an einer fixen Idee, oder deutlicher: an einer *fixen*, stets gegenwärtigen, nie zur Ruhe kommenden *Frage*: welche Bewandniss es mit dem jüdischen *Gesetze* habe? und zwar mit der *Erfüllung dieses Gesetzes*? In seiner Jugend hatte er ihm selber genugthun wollen, heiss hungrig nach dieser höchsten Auszeichnung, welche die Juden zu denken vermochten, — dieses Volk, welches die Phantasie der sittlichen Erhabenheit höher als irgend ein anderes Volk getrieben hat und welchem allein die Schöpfung eines heiligen Gottes, nebst dem Gedanken der Sünde als eines Vergehens an dieser Heiligkeit, gelungen ist. Paulus war zugleich der fanatische Vertheidiger und Ehrenwächter dieses Gottes und seines Gesetzes geworden und fortwährend im Kampfe und auf der Lauer gegen die Uebertreter und Anzweifler desselben, hart und böse gegen sie und zum Aeussersten der Strafen geneigt. Und nun erfuhr er an sich, dass er — hitzig, sinnlich, melancholisch, bösartig im Hass, wie er war — das Gesetz selber nicht erfüllen *konnte*, ja, was ihm das Seltsamste schien: dass seine ausschweifende Herrschsucht fortwährend gereizt wurde, es zu übertreten, und dass er diesem Stachel nachgeben *musste*. Ist es wirklich die „Fleischlichkeit“, welche ihn immer wieder zum Uebertreter macht? Und nicht vielmehr, wie er später argwöhnte, hinter ihr das Gesetz selber, welches sich fortwährend als unerfüllbar beweisen *muss* und mit unwiderstehlichem Zauber zur Uebertretung lockt? Aber damals hatte er diesen Ausweg noch nicht. Vielerlei lag ihm



auf dem Gewissen — er deutet hin auf Feindschaft, Mord, Zauberei, Bilderdienst, Unzucht, Trunkenheit und Lust an ausschweifenden Gelagen — und wie sehr er auch diesem Gewissen, und noch mehr seiner Herrschsucht, durch den äussersten Fanatismus der Gesetzes-Verehrung und -Vertheidigung wieder Luft zu machen suchte: es kamen Augenblicke, wo er sich sagte „Es ist Alles umsonst! die Marter des unerfüllten Gesetzes ist nicht zu überwinden.“ Aehnlich mag Luther empfunden haben, als er der vollkommene Mensch des geistlichen Ideals in seinem Kloster werden wollte: und ähnlich wie Luthern, der eines Tages das geistliche Ideal und den Papst und die Heiligen und die ganze Clerisei zu hassen begann, mit einem wahren tödtlichen Hass, je weniger er ihn sich eingestehen durfte, — ähnlich ergieng es Paulus. Das Gesetz war das Kreuz, an welches er sich geschlagen fühlte: wie hasste er es! wie trug er es ihm nach! wie suchte er herum, um ein Mittel zu finden, es zu *vernichten*, — nicht mehr es für seine Person zu erfüllen! Und endlich leuchtete ihm der rettende Gedanke auf, zugleich mit einer Vision, wie es bei diesem Epileptiker nicht anders zugehen konnte: ihm, dem wüthenden Eiferer des Gesetzes, der innerlich dessen todmüde war, erschien auf einsamer Strasse jener Christus, den Lichtglanz Gottes auf seinem Gesichte, und Paulus hörte die Worte: „warum verfolgst du *mich?*“ Das Wesentliche, was da geschah, ist aber diess: sein *Kopf* war auf einmal hell geworden; „es ist *unvernünftig*, hatte er sich gesagt, gerade diesen Christus zu verfolgen! Hier ist ja der Ausweg, hier ist ja die vollkommene Rache, hier und nirgends sonst habe und halte ich ja den *Vernichter des Gesetzes!*“ Der Kranke des gequältesten Hochmuthes fühlt sich mit Einem Schlage wieder hergestellt, die moralische Verzweiflung ist wie fortgeblasen, denn die Moral ist fortgeblasen, vernichtet, — nämlich *erfüllt*, dort am Kreuze!

Bisher hatte ihm jener schmähhliche *Tod* als Hauptargument gegen die „Messianität“, von der die Anhänger der neuen Lehre sprachen, gegolten: wie aber, wenn er *nöthig* war, um das Gesetz *abzuthun*! — Die ungeheuren Folgen dieses Einfalls, dieser Räthsellösung wirbeln vor seinem Blicke, er wird mit Einem Male der glücklichste Mensch, — das Schicksal der Juden, nein, aller Menschen scheint ihm an diesen Einfall, an diese Secunde seines plötzlichen Aufleuchtens gebunden, er hat den Gedanken der Gedanken, den Schlüssel der Schlüssel, das Licht der Lichter; um ihn selber dreht sich fürderhin die Geschichte! Denn er ist von jetzt ab der Lehrer der *Vernichtung des Gesetzes*! Dem Bösen absterben — das heisst, auch dem Gesetz absterben; im Fleische sein — das heisst, auch im Gesetze sein! Mit Christus Eins geworden — das heisst, auch mit ihm der Vernichter des Gesetzes geworden; mit ihm gestorben — das heisst, auch dem Gesetze abgestorben! Selbst wenn es noch möglich wäre, zu sündigen, so doch nicht mehr gegen das Gesetz, „ich bin ausserhalb desselben“. „Wenn ich jetzt das Gesetz wieder aufnehmen und mich ihm unterwerfen wollte, so würde ich Christus zum Mithelfer der Sünde machen“; denn das Gesetz war dazu da, dass gesündigt werde, es trieb die Sünde immer hervor, wie ein scharfer Saft die Krankheit; Gott hätte den Tod Christi nie beschliessen können, wenn überhaupt ohne diesen Tod eine Erfüllung des Gesetzes möglich gewesen wäre; jetzt ist nicht nur alle Schuld abgetragen, sondern die Schuld an sich vernichtet; jetzt ist das Gesetz todt, jetzt ist die Fleischlichkeit, in der es wohnt, todt — oder wenigstens in fortwährendem Absterben, gleichsam verwesend. Noch kurze Zeit inmitten dieser Verwesung! — das ist das Loos des Christen, bevor er, Eins geworden mit Christus, aufersteht mit Christus, an der göttlichen Herrlichkeit theilnimmt mit Christus und „Sohn Gottes“ wird gleich Christus. —



Damit ist der Rausch des Paulus auf seinem Gipfel, und ebenfalls die Zudringlichkeit seiner Seele, — mit dem Gedanken des Einswerdens ist jede Scham, jede Unterordnung, jede Schranke von ihr genommen, und der unbändige Wille der Herrschsucht offenbart sich als ein vorwegnehmendes Schwelgen in *göttlichen* Herrlichkeiten. — Diess ist der *erste Christ*, der Erfinder der Christlichkeit! Bis dahin gab es nur einige jüdische Sectirer. —

69.

*Umachabmlich.* — Es giebt eine ungeheure Spannung und Spannweite *zwischen* Neid und Freundschaft, zwischen Selbstverachtung und Stolz: in der ersten lebte der Grieche, in der zweiten der Christ.

70.

*Wozu ein grober Intellect nütze ist.* — Die christliche Kirche ist eine Encyklopädie von vorzeitlichen Culten und Anschauungen der verschiedensten Abkunft und desshalb so missionsfähig: sie mochte ehemals, sie mag jetzt kommen, wohin sie will, sie fand und findet etwas Aehnliches vor, dem sie sich anpassen und dem sie allmählich ihren Sinn unterschieben kann. Nicht das Christliche an ihr, sondern das Universal-Heidnische ihrer *Gebräuche* ist der Grund für die Ausbreitung dieser Weltreligion; ihre Gedanken, die zugleich im Jüdischen und im Hellenischen wurzeln, haben von Anbeginn an über die nationalen und rassenmässigen Absonderungen und Feinheiten, gleich als über Vorurtheile, sich zu erheben gewusst. Mag man diese *Kraft*, das Verschiedenste in einander wachsen zu lassen, immerhin bewundern: nur vergesse man auch die verächtliche Eigenschaft

dieser Kraft nicht, — die erstaunliche Grobheit und Genügsamkeit ihres Intellectes in der Zeit der Kirchenbildung, um dergestalt mit *jeder Kost* fürlieb zu nehmen und Gegensätze wie Kieselsteine zu verdauen.

71.

*Die christliche Rache an Rom.* — Nichts ermüdet vielleicht so sehr als der Anblick eines beständigen Siegers, — man hatte Rom zweihundert Jahre lang ein Volk nach dem andern sich unterwerfen sehen, der Kreis war umspannt, alle Zukunft schien am Ende, alle Dinge wurden auf einen ewigen Zustand eingerichtet — ja, wenn das Reich *baute*, so baute man mit dem Hintergedanken des „aere perennius“; — wir, die wir nur die „Melancholie der Ruinen“ kennen, können kaum jene ganz andersartige *Melancholie der ewigen Bauten* verstehen, gegen welche man sich zu retten suchen musste, wie es gehen wollte, — zum Beispiel mit dem Leichtsinne Horazens. Andere suchten andere Trostmittel gegen die an Verzweiflung grenzende Müdigkeit, gegen das tödtende Bewusstsein, dass alle Gedanken- und Herzensgänge nunmehr ohne Hoffnung seien, dass überall die grosse Spinne sitze, dass sie unerbittlich alles Blut trinken werde, wo es auch noch quelle. — Dieser jahrhundertalte wortlose Hass der ermüdeten Zuschauer gegen Rom, so weit nur Rom herrschte, entlud sich endlich im *Christenthume*, indem es Rom, die „Welt“ und die „Sünde“ in Eine Empfindung zusammenfasste: man rächte sich an ihm, indem man den plötzlichen Untergang der Welt sich in der Nähe dachte; man rächte sich an ihm, indem man wieder eine Zukunft vor sich stellte — Rom hatte Alles zu *seiner* Vorgeschichte und Gegenwart zu machen gewusst — und eine Zukunft, in Vergleich zu welcher Rom nicht mehr als das Wichtigste erschien; man rächte sich an



ihm, indem man vom letzten *Gericht* träumte, — und der gekreuzigte Jude als Symbol des Heils war der tiefste Spott auf die prachtvollen römischen Prätores in der Provinz, denn nun erschienen sie als die Symbole des Unheils und der zum Untergange reifen „Welt“.

72.

*Das „Nach-dem-Tode“.* — Das Christenthum fand die Vorstellung von Höllenstrafen im ganzen römischen Reiche vor: über ihr haben die zahlreichen geheimen Culte mit besonderem Wohlgefallen gebrütet, als über dem fruchtbarsten Ei ihrer Macht. Epikur hatte für seines Gleichen nichts Grösseres zu thun geglaubt, als die Wurzeln *dieses* Glaubens auszureissen: sein Triumph, der am schönsten im Munde des düsteren und doch hell gewordenen Jüngers seiner Lehre, des Römers Lucretius, ausklingt, kam zu früh, — das Christenthum nahm den bereits verwelkenden Glauben an die unterirdischen Schrecknisse in seinen besonderen Schutz, und that klug daran! Wie hätte es ohne diesen kühnen Griff in's volle Heidenthum den Sieg über die Popularität der Mithras- und Isisculte davontragen können! So brachte es die Furchtsamen auf seine Seite, — die stärksten Anhänger eines neuen Glaubens! Die Juden, als ein Volk, welches am Leben hieng und hängt, gleich den Griechen und mehr als die Griechen, hatten jene Vorstellungen wenig angebaut: der endgültige Tod als die Strafe des Sünders, und niemals wieder auf-  
erstehen als äusserste Drohung, — das wirkte schon stark genug auf diese sonderbaren Menschen, welche ihren Leib nicht loswerden wollten, sondern ihn, mit ihrem verfeinerten Aegypticismus, in alle Ewigkeit zu retten hofften. (Ein jüdischer Märtyrer, von dem im zweiten Buche der Makkabäer zu lesen ist, denkt nicht daran, auf seine herausgerissenen

Eingeweide Verzicht zu leisten: bei der Auferstehung will er sie *haben*, — so ist es jüdisch!) Den ersten Christen lag der Gedanke an ewige Qualen ganz fern, sie dachten „vom Tode“ *erlöst* zu sein und erwarteten von Tag zu Tage eine Verwandlung und nicht mehr ein Sterben. (Wie seltsam muss der erste Todesfall unter diesen Wartenden gewirkt haben! Wie mischten sich da Verwunderung, Frohlocken, Zweifel, Scham, Inbrunst! — wahrlich ein Vorwurf für grosse Künstler!) Paulus wusste nichts Besseres seinem Erlöser nachzusagen, als dass er den Zugang zur Unsterblichkeit für Jedermann *eröffnet* habe, — er glaubt noch nicht an die Auferstehung der Unerlösten, ja in Folge seiner Lehre vom unerfüllbaren Gesetze und vom Tode als Folge der Sünde argwöhnt er, im Grunde sei bisher Niemand (oder sehr Wenige, und dann aus Gnade und ohne Verdienst) unsterblich geworden; jetzt erst *beginne* die Unsterblichkeit ihre Thore aufzutun, — und zuletzt seien auch für sie sehr Wenige auserwählt: wie der Hochmuth des Auserwählten nicht unterlassen kann hinzuzufügen. — Anderwärts, wo der Trieb nach Leben nicht gleich gross war, wie unter Juden und Judenchristen, und die Aussicht auf Unsterblichkeit nicht ohne Weiteres werthvoller erschien als die Aussicht auf einen endgültigen Tod, wurde jener heidnische und doch auch nicht ganz unjüdische Zusatz von der Hölle ein erwünschtes Werkzeug in der Hand der Missionäre: es erhob sich die neue Lehre, dass auch der Sünder und Unerlöste unsterblich sei, die Lehre vom Ewig-Verdammten, und sie war mächtiger als der nunmehr ganz verbleichende Gedanke vom *endgültigen Tode*. Erst die *Wissenschaft* hat ihn sich wieder zurückerobern müssen, und zwar indem sie zugleich jede andere Vorstellung vom Tode und jedes jenseitige Leben ablehnte. Wir sind um Ein Interesse ärmer geworden: das „Nach-dem-Tode“ geht uns Nichts mehr an!



— eine unsägliche Wohltat, welche nur noch zu jung ist, um als solche weit- und breithin empfunden zu werden. — Und von Neuem triumphirt Epikur!

73.

*Für die „Wahrheit“!* — „Für die Wahrheit des Christenthums sprach der tugendhafte Wandel der Christen, ihre Standhaftigkeit im Leiden, der feste Glaube und vor Allem die Verbreitung und das Wachsthum trotz aller Trübsal“, — so redet ihr auch heute noch! Es ist zum Erbarmen! So lernt doch, dass diess Alles nicht für und nicht gegen die Wahrheit spricht, dass die Wahrheit anders bewiesen wird als die Wahrhaftigkeit, und dass letztere durchaus kein Argument für die erstere ist!

74.

*Christlicher Hintergedanke.* — Sollte diess nicht der gewöhnlichste Hintergedanke des Christen des ersten Jahrhunderts gewesen sein: „es ist besser, sich seine Schuld einzureden als seine Unschuld, denn man weiss nicht genau, wie ein so mächtiger Richter gesinnt ist, — fürchten aber muss man, dass er lauter Schuldbewusste zu finden hofft! Bei seiner grossen Macht wird er leichter einen Schuldigen begnadigen als zugestehen, dass einer vor ihm im Rechte sei.“ — So empfanden die armen Leute in der Provinz vor dem römischen Prätor: „er ist zu stolz, als dass wir unschuldig sein dürften,“ — wie sollte sich nicht gerade diese Empfindung bei der christlichen Vergegenwärtigung des höchsten Richters wieder eingestellt haben!

*Nicht europäisch und nicht vornehm.* — Es ist etwas Orientalisches und etwas Weibliches im Christenthum: das verräth sich in dem Gedanken „wen Gott lieb hat, den züchtigt er“; denn die Frauen im Orient betrachten Züchtigungen und strenge Abschliessung ihrer Person gegen die Welt als ein Zeichen der Liebe ihres Mannes und beschwerten sich, wenn diese Zeichen ausbleiben.

*Böse denken heisst böse machen.* — Die Leidenschaften werden böse und tückisch, wenn sie böse und tückisch betrachtet werden. So ist es dem Christenthum gelungen, aus Eros und Aphrodite — grossen idealfähigen Mächten — höllische Kobolde und Truggeister zu schaffen, durch die Martern, welche es in dem Gewissen der Gläubigen bei allen geschlechtlichen Erregungen entstehen liess. Ist es nicht schrecklich, nothwendige und regelmässige Empfindungen zu einer Quelle des inneren Elends zu machen und dergestalt das innere Elend *bei jedem Menschen* nothwendig und regelmässig machen zu wollen! Noch dazu bleibt es ein geheim gehaltenes und dadurch tiefer wurzelndes Elend: denn nicht Alle haben den Muth Shakespeare's, ihre christliche Verdüsterung in diesem Punkte so zu bekennen, wie er es in seinen Sonetten gethan hat. — Muss denn Etwas, gegen das man zu kämpfen, das man in Schranken zu halten oder sich unter Umständen ganz aus dem Sinne zu schlagen hat, immer *böse* heissen! Ist es nicht *gemeiner* Seelen Art, sich einen *Feind* immer böse zu denken! Und darf man Eros einen Feind nennen! An sich ist den geschlechtlichen wie den mitleidenden und anbetenden Empfindungen gemeinsam,



dass hier der eine Mensch durch sein Vergnügen einem anderen Menschen wohlthut, — man trifft derartige wohlwollende Veranstaltungen nicht zu häufig in der Natur! Und gerade eine solche verlästern und sie durch das böse Gewissen verderben! Die Zeugung des Menschen mit dem bösen Gewissen verschwistern! — Zuletzt hat diese Vertheufelung des Eros einen Komödien-Ausgang bekommen: der „Teufel“ Eros ist allmählich den Menschen interessanter als alle Engel und Heiligen geworden, Dank der Munkerei und Geheimthuerei der Kirche in allen erotischen Dingen: sie hat bewirkt, bis in unsere Zeiten hinein, dass die *Liebesgeschichte* das einzige wirkliche Interesse wurde, das *allen* Kreisen gemein ist, — in einer dem Alterthum unbegreiflichen Uebertreibung, der später einmal auch noch das Gelächter nachfolgen wird. Unsere ganze Dichterei und Denkerei, vom Grössten bis zum Niedrigsten, ist durch die ausschweifende Wichtigkeit, mit der die Liebesgeschichte darin als Hauptgeschichte auftritt, gezeichnet und mehr als gezeichnet: vielleicht dass ihrethalben die Nachwelt urtheilt, auf der ganzen Hinterlassenschaft der christlichen Cultur liege etwas Kleinliches und Verrücktes.

77.

*Von den Seelen-Martern.* — Bei irgend welchen Martern, die Einer einem fremden Leibe zufügt, schreit jetzt Jedermann laut auf; die Empörung gegen einen Menschen, der dessen fähig ist, bricht sofort los; ja, wir zittern schon bei der Vorstellung einer Marter, welche einem Menschen oder Thiere zugefügt werden könnte, und leiden ganz unerträglich, von einer fest bewiesenen Thatsache dieser Art zu vernehmen. Aber man ist noch weit entfernt, in Betreff der Seelen-Martern und der Entsetzlichkeit ihrer Zufügung

ebenso allgemein und bestimmt zu empfinden. Das Christenthum hat sie in einem unerhörten Maasse zur Anwendung gebracht und predigt diese Art Folter noch fortwährend, ja es klagt ganz unschuldig über Abfall und Lauwerden, wenn es einen Zustand ohne solche Martern antrifft, — Alles mit dem Ergebniss, dass die Menschheit sich gegen den geistigen Feuertod, die geistigen Foltern und Folterwerkzeuge heute noch mit der gleichen ängstlichen Geduld und Unentschlossenheit benimmt, wie ehemals gegen die Grausamkeit am Leibe von Mensch und Thier. Die Hölle ist wahrlich kein blosses Wort geblieben: und den neu geschaffenen wirklichen Höllenängsten hat auch eine neue Gattung des Mitleidens entsprochen, ein grässliches centnerschweres, früheren Zeiten unbekanntes Erbarmen mit solchen „unwiderruflich zur Hölle Verdammten“, wie es zum Beispiel der steinerne Gast gegen Don Juan zu erkennen giebt und welches in den christlichen Jahrhunderten wohl zum öfteren schon Steine zum Wehklagen gebracht hat. Plutarch giebt ein düsteres Bild vom Zustand eines Abergläubischen innerhalb des Heidenthums: diess Bild wird harmlos, wenn man den Christen des Mittelalters dagegen hält, welcher *muthmaasst*, er möchte der „ewigen Qual“ nicht mehr entinnen können. Ihm zeigen sich entsetzliche Ankündiger: vielleicht ein Storch, der eine Schlange im Schnabel hält und noch *zögert*, sie zu verschlucken. Oder die Natur wird plötzlich bleich, oder es fliegen glühende Farben über den Boden hin. Oder die Gestalten von verstorbenen Anverwandten nahen, mit Gesichtern, welche Spuren furchtbarer Leiden tragen. Oder die dunklen Wände im Zimmer des Schlafenden erhellen sich und auf ihnen zeigen sich in gelbem Qualme Marterwerkzeuge und ein Gewirr von Schlangen und Teufeln. Ja, welche entsetzliche Stätte hat das Christenthum schon dadurch aus der Erde zu machen gewusst, dass es überall das Crucifix



aufrichtete und dergestalt die Erde als den Ort bezeichnete, „wo der Gerechte zu Tode *gemartert* wird“! Und wenn die Gewalt grosser Bussprediger einmal all das heimliche Leiden der Einzelnen, die Marter des „Kämmerleins“ in die Oeffentlichkeit trieb, wenn zum Beispiel ein Whitefield predigte „wie ein Sterbender zu Sterbenden“, bald heftig weinend, bald laut stampfend und leidenschaftlich, mit den einschneidendsten und plötzlichsten Tönen, und ohne Scheu davor, die ganze Wucht eines Angriffs auf eine einzelne anwesende Person zu richten und sie auf eine furchtbare Weise aus der Gemeinde auszusondern, — wie schien sich da jedesmal die Erde wirklich in die „Wiese des Unheils“ umwandeln zu wollen! Man sah dann ganze zusammengeströmte Massen wie unter dem Anfall Eines Wahnsinns; Viele in Krämpfen der Angst; Andre lagen da, ohne Bewusstsein, bewegungslos: Einige zitterten heftig oder durchschnitten die Luft mit durchdringendem, stundenlang anhaltendem Geschrei. Ueberall ein lautes Athmen, wie von Leuten, die halberwürgt nach Lebensluft schnappten. „Und wirklich, sagt ein Augenzeuge einer solchen Predigt, waren fast alle zu Gehör kommenden Laute diejenigen von Menschen, *die in bitterer Qual sterben.*“ — Vergessen wir nie, wie erst das Christenthum es war, das aus dem *Sterbebett* ein Marterbett gemacht hat, und dass mit den Scenen, welche auf ihm seither gesehen wurden, mit den entsetzlichen Tönen, welche hier zum ersten Male möglich erschienen, die Sinne und das Blut zahlloser Zeugen für ihr Leben und das ihrer Nachkommen vergiftet worden sind! Man denke sich einen harmlosen Menschen, der es nicht verwinden kann, einmal solche Worte gehört zu haben: „Oh Ewigkeit! Oh dass ich keine Seele hätte! Oh dass ich nie geboren wäre! Ich bin verdammt, verdammt, auf immer verloren. Vor sechs Tagen hättet ihr mir helfen können. Aber es ist vorbei. Ich gehöre

jetzt dem Teufel, ich will mit ihm zur Hölle gehen. Brechet, brechet, arme steinerne Herzen! Wollt ihr nicht brechen? Was kann noch mehr geschehen für steinerne Herzen? Ich bin verdammt, damit ihr gerettet werdet! Da ist er! Ja, da ist er! Komm, guter Teufel! Komm!“ —

78.

*Die strafende Gerechtigkeit.* — Unglück und Schuld, — diese beiden Dinge sind durch das Christenthum auf Eine Wage gesetzt worden: sodass, wenn das Unglück gross ist, das auf eine Schuld folgt, jetzt immer noch unwillkürlich die Grösse der Schuld selber darnach zurückbemessen wird. Diess aber ist nicht *antik*, und desshalb gehört die griechische Tragödie, in der so reichlich und doch in so anderem Sinne von Unglück und Schuld die Rede ist, zu den grossen Befreierinnen des Gemüths, in einem Maasse, wie es die Alten selber nicht empfinden konnten. Sie waren so harmlos geblieben, zwischen Schuld und Unglück keine „adäquate Relation“ anzusetzen. Die Schuld ihrer tragischen Heroen ist wohl der kleine Stein, über welchen diese stolpern und desswegen sie wohl den Arm brechen oder sich ein Auge ausschlagen: die antike Empfindung sagte dazu: „Ja, er hätte etwas bedachtsamer und weniger übermüthig seinen Weg machen sollen!“ Aber erst dem Christenthum war es vorbehalten, zu sagen: „Hier ist ein schweres Unglück, und hinter ihm *muss* eine schwere, *gleichschwere Schuld* verborgen liegen, ob wir sie schon nicht deutlich sehen! Empfindest du Unglücklicher nicht so, so bist du *verstockt*, — du wirst noch Schlimmeres zu erleben haben!“ — Sodann gab es im Alterthum wirklich noch Unglück, reines, unschuldiges Unglück; erst im Christenthum wird alles Strafe, wohlverdiente Strafe: es macht die Phantasie des Leidenden auch noch leidend, sodass er bei allem Uebel-



ergehen sich moralisch verwerflich und verworfen fühlt. Arme Menschheit! — Die Griechen haben ein eigenes Wort für die Empörung über das Unglück des Andern: dieser Affect war unter christlichen Völkern unstatthaft und hat sich wenig entwickelt, und so fehlt ihnen auch der Name für diesen *männlicheren* Bruder des Mitleidens.

79.

*Ein Vorschlag.* — Wenn unser Ich, nach Pascal und dem Christenthume, immer *bassenswerth* ist, wie dürften wir es auch nur gestatten und annehmen, dass Andre es liebten — sei es Gott oder Mensch! Es wäre wider allen guten Anstand, sich lieben zu lassen und dabei recht wohl zu wissen, dass man nur Hass *verdiene*, — um von anderen abwehrenden Empfindungen zu schweigen. — „Aber diess ist eben das Reich der Gnade.“ — So ist euch eure Nächstenliebe eine Gnade? Euer Mitleid eine Gnade? Nun, wenn euch diess möglich ist, so thut noch einen Schritt weiter: liebt euch selber aus Gnade, — dann habt ihr euren Gott gar nicht mehr nöthig, und das ganze Drama von Sündenfall und Erlösung spielt sich in euch selber zu Ende!

80.

*Der mitleidige Christ.* — Die Kehrseite des christlichen Mitleidens am Leiden des Nächsten ist die tiefe Beargwöhnung aller Freude des Nächsten, seiner Freude an Allem, was er will und kann.

81.

*Humanität des Heiligen.* — Ein Heiliger war unter die Gläubigen gerathen und konnte ihren beständigen Hass auf

die Sünde nicht mehr aushalten. Zuletzt sagte er: „Gott hat alle Dinge geschaffen, nur die Sünde nicht: was Wunder, dass er ihr nicht gewogen ist? — Aber der Mensch hat die Sünde geschaffen — und er sollte diess sein einziges Kind verstossen, bloß weil es Gott, dem Grossvater der Sünde, missfällt! Ist das human? Alle Ehre Dem, dem Ehre gebührt! — aber Herz und Pflicht sollten doch zuerst für das Kind sprechen — und zuzweit erst für die Ehre des Grossvaters!“

82.

*Der geistliche Ueberfall.* — „Das musst du mit dir selber ausmachen, denn es gilt dein Leben!“ — mit diesem Zurufe springt Luther heran und meint, wir fühlten uns das Messer an den Hals gelegt. Wir aber wehren ihn mit den Worten eines Höheren und Bedachtsameren von uns ab: „Es steht bei uns, über Diess und Das keine Meinung zu bilden und so unsrer Seele die Unruhe zu ersparen. Denn die Dinge selbst können ihrer Natur nach uns keine Urtheile *abnöthigen*.“

83.

*Arme Menschheit!* — Ein Tropfen Blut zu viel oder zu wenig im Gehirn kann unser Leben unsäglich elend und hart machen, dass wir mehr an diesem Tropfen zu leiden haben, als Prometheus an seinem Geier. Aber zum Schrecklichsten kommt es erst, wenn man nicht einmal *weiss*, dass jener Tropfen die Ursache ist. Sondern „der Teufel“! Oder „die Sünde“! —



*Die Philologie des Christenthums.* — Wie wenig das Christenthum den Sinn für Redlichkeit und Gerechtigkeit erzieht, kann man ziemlich gut nach dem Charakter der Schriften seiner Gelehrten abschätzen: sie bringen ihre Muthmaassungen so dreist vor wie Dogmen und sind über der Auslegung einer Bibelstelle selten in einer redlichen Verlegenheit. Immer wieder heisst es „ich habe Recht, denn es steht geschrieben —“ und nun folgt eine unverschämte Willkürlichkeit der Auslegung, dass ein Philologe, der es hört, mitten zwischen Ingrim und Lachen stehen bleibt und sich immer wieder fragt: ist es möglich! ist diess ehrlich? Ist es auch nur anständig? — Was in dieser Hinsicht immer noch auf protestantischen Kanzeln an Unredlichkeit verübt wird, wie plump der Prediger den Vortheil ausbeutet, dass ihm hier Niemand in's Wort fällt, wie hier die Bibel gezwickt und gezwackt und die *Kunst des Schlecht-Lesens* dem Volke in aller Form beigebracht wird: das unterschätzt nur Der, welcher nie oder immer in die Kirche geht. Zuletzt aber: was soll man von den Nachwirkungen einer Religion erwarten, welche in den Jahrhunderten ihrer Begründung jenes unerhörte philologische Possenspiel um das alte Testament aufgeführt hat: ich meine den Versuch, das alte Testament den Juden unter dem Leibe wegzuziehen, mit der Behauptung, es enthalte Nichts als christliche Lehren und *gehöre* den Christen als dem *wahren* Volke Israel: während die Juden es sich nur angemaasst hätten. Und nun ergab man sich einer Wuth der Ausdeutung und Unterschiebung, welche unmöglich mit dem guten Gewissen verbunden gewesen sein kann: wie sehr auch die jüdischen Gelehrten protestirten; überall sollte im alten Testament von Christus und nur von Christus die Rede sein, überall namentlich von seinem Kreuze, und wo nur ein Holz, eine Ruthe, eine Leiter, ein Zweig, ein Baum, eine

Weide, ein Stab genannt wird, da bedeute diess eine Prophezeiung auf das Kreuzesholz; selbst die Aufrichtung des Einhornes und der ehernen Schlange, selbst Moses, wenn er die Arme zum Gebet ausbreitet, ja selbst die Spiesse, an denen das Passahlamm gebraten wird, — alles Anspielungen und gleichsam Vorspiele des Kreuzes! Hat diess jemals Jemand geglaubt, der es behauptete? Man erwäge, dass die Kirche nicht davor erschrak, den Text der Septuaginta zu bereichern (z. B. bei Psalm 96, V. 10), um die eingeschmuggelte Stelle nachher im Sinne der christlichen Prophezeiung auszunützen. Man war eben im *Kampfe* und dachte an die Gegner, und nicht an die Redlichkeit.

85.

*Feinheit im Mangel.* — Spottet nur nicht über die Mythologie der Griechen, weil sie so wenig eurer tiefsinnigen Metaphysik gleicht! Ihr solltet ein Volk bewundern, das seinem scharfen Verstande hier gerade Halt gebot und lange Zeit Tact genug hatte, der Gefahr der Scholastik und des spitzfindigen Aberglaubens auszuweichen!

86.

*Die christlichen Interpreten des Leibes.* — Was nur immer von dem Magen, den Eingeweiden, dem Herzschnalle, den Nerven, der Galle, dem Samen herkomme — alle jene Verstimmungen, Entkräftungen, Ueberreizungen, die ganze Zufälligkeit der uns so unbekannten Maschine! — Alles das muss so ein Christ wie Pascal als ein moralisches und religiöses Phänomen nehmen, mit der Frage, ob Gott oder Teufel, ob gut oder böse, ob Heil oder Verdammniss darin ruhen! Oh über den unglücklichen Interpreten! Wie er



sein System winden und quälen muss! Wie er sich selber winden und quälen muss, um Recht zu behalten!

87.

*Das sittliche Wunder.* — Das Christenthum kennt im Sittlichen nur das Wunder: die plötzliche Veränderung aller Werthurtheile, das plötzliche Aufgeben aller Gewohnheiten, die plötzliche unwiderstehliche Neigung zu neuen Gegenständen und Personen. Es fasst dieses Phänomen als die Wirkung Gottes und nennt es den Act der Wiedergeburt, es giebt ihm einen einzigen unvergleichlichen Werth, — Alles, was sonst Sittlichkeit heisst und ohne Bezug zu jenem Wunder ist, wird dem Christen damit gleichgültig, ja vielleicht sogar, als Wohlgefühl, Stolzgefühl, ein Gegenstand der Furcht. Im neuen Testament ist der Kanon der Tugend, des erfüllten Gesetzes aufgestellt: aber so, dass es der Kanon der *unmöglichen Tugend* ist: die sittlich noch *strebenden* Menschen sollen sich im Angesichte eines solchen Kanons ihrem Ziele immer *ferner* fühlen lernen, sie sollen an der Tugend *verzweifeln* und sich endlich dem Erbarmenden *an's Herz werfen*, — nur mit diesem Abschlusse konnte das sittliche Bemühen bei einem Christen noch als werthvoll gelten, vorausgesetzt also, dass es immer ein erfolgloses, unlustiges, melancholisches *Bemühen* bleibe; so konnte es noch dazu *dienen*, jene ekstatische Minute herbeizuführen, wo der Mensch den „Durchbruch der Gnade“ und das sittliche Wunder erlebt: — aber *nothwendig* ist dieses Ringen nach Sittlichkeit nicht, denn jenes Wunder überfällt nicht selten gerade den Sünder, wenn er gleichsam vom Aussatze der Sünde blüht; ja, es scheint selber der Sprung aus der tiefsten und gründlichsten Sündhaftigkeit in ihr Gegentheil etwas Leichteres und, als sinnfälliger *Beweis* des Wunders, auch etwas *Wünschbareres* zu

sein. — *Was* übrigens ein solcher plötzlicher vernunftloser und unwiderstehlicher *Umschlag*, ein solcher Wechsel von tiefstem Elend und tiefstem Wohlgefühl physiologisch zu bedeuten habe (ob vielleicht eine maskirte Epilepsie?) — das mögen die Irrenärzte erwägen, welche ja dergleichen „Wunder“ (zum Beispiel als Mordmanie, Manie des Selbstmordes) reichlich zu beobachten haben. Der verhältnissmässig „*angenehmere Erfolg*“ im Falle des Christen macht keinen wesentlichen Unterschied. —

88.

*Luther der grosse Wohltäter.* — Das Bedeutendste, was Luther gewirkt hat, liegt in dem Misstrauen, welches er gegen die Heiligen und die ganze christliche vita contemplativa geweckt hat: seitdem erst ist der Weg zu einer unchristlichen vita contemplativa in Europa wieder zugänglich geworden und der Verachtung der weltlichen Thätigkeit und der Laien ein Ziel gesetzt. Luther, der ein wackerer Bergmannssohn blieb, als man ihn in's Kloster gesperrt hatte, und hier, in Ermangelung anderer Tiefen und „Teufen“ in sich einstieg und schreckliche dunkle Gänge bohrte, — er merkte endlich, dass ein beschauliches heiliges Leben ihm unmöglich sei und dass seine angeborene „Activität“ in Seele und Leib ihn zu Grunde richten werde. Allzulange versuchte er mit Kasteiungen den Weg zum Heiligen zu finden, — endlich fasste er seinen Entschluss und sagte bei sich: „*es giebt gar keine wirkliche vita contemplativa! Wir haben uns betrügen lassen! Die Heiligen sind nicht mehr werth gewesen als wir Alle.*“ — Das war freilich eine bäurische Art, Recht zu behalten, — aber für Deutsche jener Zeit die rechte und einzige: wie erbaute es sie, nun in ihrem Lutherischen Katechismus zu lesen: „*ausser den zehn Geboten giebt es kein*



Werk, das Gott *gefallen* könnte, — die *gerühmten* geistlichen Werke der Heiligen sind selbsterdachte.“

89.

*Zweifel als Sünde.* — Das Christenthum hat das Aeusserste gethan, um den Cirkel zu schliessen, und schon den Zweifel für Sünde erklärt. Man soll ohne Vernunft, durch ein Wunder, in den Glauben hineingeworfen werden und nun in ihm wie im hellsten und unzweideutigsten Elemente schwimmen: schon der Blick nach einem Festlande, schon der Gedanke, man sei vielleicht nicht zum Schwimmen allein da, schon die leise Regung unserer amphibischen Natur — ist Sünde! Man merke doch, dass damit die Begründung des Glaubens und alles Nachdenken über seine Herkunft ebenfalls schon als sündhaft ausgeschlossen sind. Man will Blindheit und Taumel und einen ewigen Gesang über den Wellen, in denen die Vernunft ertrunken ist!

90.

*Egoismus gegen Egoismus.* — Wie Viele schliessen immer noch: „es wäre das Leben nicht auszuhalten, wenn es keinen Gott gäbe!“ (oder, wie es in den Kreisen der Idealisten heisst: „es wäre das Leben nicht auszuhalten, wenn ihm die ethische Bedeutsamkeit seines Grundes fehlte!“) — folglich *müsse* es einen Gott (oder eine ethische Bedeutsamkeit des Daseins) geben! In Wahrheit steht es nur so, dass, wer sich an diese Vorstellungen gewöhnt hat, ein Leben ohne sie nicht wünscht: dass es also für ihn und seine Erhaltung nothwendige Vorstellungen sein mögen, — aber welche Anmaassung, zu decretiren, dass Alles, was für meine Erhaltung nothwendig ist, auch wirklich *da sein* müsse! Als ob meine

Erhaltung etwas Nothwendiges sei! Wie, wenn Andere umgekehrt empfänden! wenn sie gerade unter den Bedingungen jener beiden Glaubensartikel nicht leben möchten und das Leben dann nicht mehr lebenswerth fänden! — Und so steht es jetzt!

91.

*Die Redlichkeit Gottes.* — Ein Gott, der allwissend und allmächtig ist und der nicht einmal dafür sorgt, dass seine Absicht von seinen Geschöpfen verstanden wird, — sollte das ein Gott der Güte sein? Der die zahllosen Zweifel und Bedenken fortbestehn lässt, Jahrtausende lang, als ob sie für das Heil der Menschheit unbedenklich wären, und der doch wieder die entsetzlichsten Folgen bei einem Sich-vergreifen an der Wahrheit in Aussicht stellt? Würde es nicht ein grausamer Gott sein, wenn er die Wahrheit hätte und es ansehen könnte, wie die Menschheit sich jämmerlich um sie quält? — Aber vielleicht ist es doch ein Gott der Güte, — und er *konnte* sich nur nicht deutlicher ausdrücken! So fehlte es ihm vielleicht an Geist dazu? Oder an Beredsamkeit? Um so schlimmer! Dann irrte er sich vielleicht auch in dem, was er seine „Wahrheit“ nennt, und er ist selber dem „armen betrogenen Teufel“ nicht so ferne! Muss er dann nicht beinahe Höllenqualen ausstehn, seine Geschöpfe um seiner Erkenntniss willen so, und in alle Ewigkeit fort noch schlimmer, leiden zu sehen und *nicht* rathen und helfen zu können, ausser wie ein Taubstummer, der allerhand vieldeutige Zeichen macht, wenn seinem Kinde oder Hunde die schrecklichste Gefahr auf dem Nacken sitzt? — Einem derartig schliessenden und bedrängten Gläubigen wäre wahrlich zu verzeihen, wenn ihm das Mitleiden mit dem leidenden Gott näher läge als das Mitleiden mit den „Nächsten“, — denn es



sind nicht mehr seine Nächsten, wenn jener Einsamste, Uranfänglichste auch der Leidendste, Trostbedürftigste von Allen ist. — Alle Religionen zeigen ein Merkmal davon, dass sie einer frühen unreifen Intellectualität der Menschheit ihre Herkunft verdanken, — sie alle nehmen es erstaunlich *leicht* mit der Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen: sie wissen noch Nichts von einer *Pflicht Gottes*, gegen die Menschheit wahrhaftig und deutlich in der Mittheilung zu sein. — Ueber den „verborgenen Gott“ und über die Gründe, sich so verborgen zu halten und immer nur halb mit der Sprache an's Licht zu kommen, ist Niemand beredter gewesen als Pascal, zum Zeichen, dass er sich nie darüber hat beruhigen können: aber seine Stimme klingt so zuversichtlich, als ob er einmal mit hinter dem Vorhang gesessen hätte. Er hatte die Witterung einer Unmoralität in dem „*deus absconditus*“ und die grösste Scham und Schöu davor, sich diess einzugestehen: und so redete er, wie einer, der sich fürchtet, so laut als er konnte.

92.

*Am Sterbebette des Christenthums.* — Die wirklich activen Menschen sind jetzt innerlich ohne Christenthum, und die mässigeren und betrachtsameren Menschen des geistigen Mittelstandes besitzen nur noch ein zurechtgemachtes, nämlich ein wunderlich *vereinfachtes* Christenthum. Ein Gott, der in seiner Liebe Alles so fügt, wie es uns schliesslich am besten sein wird, ein Gott, der uns unsere Tugend wie unser Glück giebt und nimmt, sodass es im Ganzen immer recht und gut zugeht und kein Grund bleibt, das Leben schwer zu nehmen oder gar zu verklagen, kurz, die Resignation und Bescheidenheit zur Gottheit erhoben, — das ist das Beste

und Lebendigste, was vom Christenthum noch übrig geblieben ist. Aber man sollte doch merken, dass damit das Christenthum in einen sanften *Moralismus* übergetreten ist: nicht sowohl „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“ sind übrig geblieben, als Wohlwollen und anständige Gesinnung und der Glaube, dass auch im ganzen All Wohlwollen und anständige Gesinnung herrschen werden: es ist die *Euthanasie* des Christenthums.

93.

*Was ist Wahrheit?* — Wer wird sich den *Schluss* der Gläubigen nicht gefallen lassen, welchen sie gern machen: „die Wissenschaft kann nicht wahr sein, denn sie leugnet Gott. Folglich ist sie nicht aus Gott; folglich ist sie nicht wahr — denn Gott ist die Wahrheit.“ Nicht der Schluss, sondern die Voraussetzung enthält den Fehler: wie, wenn Gott eben *nicht* die Wahrheit wäre, und eben diess bewiesen würde? wenn er die Eitelkeit, das Machtgelüst, die Ungeduld, der Schrecken, der entzückte und entsetzte Wahn der Menschen wäre?

94.

*Heilmittel der Verstimmtten.* — Schon Paulus meinte, ein Opfer sei nöthig, damit die tiefe Verstimmung Gottes über die Sünde aufgehoben werde: und seitdem haben die Christen nicht aufgehört, ihr Missbehagen über sich selber an einem *Opfer* auszulassen, — sei diess nun die „Welt“ oder die „Geschichte“, oder die „Vernunft“ oder die Freude oder die friedliche Ruhe anderer Menschen — irgend etwas *Gutes* muss für *ihre* Sünde sterben (wenn auch nur in effigie)!



*Die historische Widerlegung als die endgültige.* — Ehemals suchte man zu beweisen, dass es keinen Gott gebe, — heute zeigt man, wie der Glaube, dass es einen Gott gebe, *entstehen* konnte und wodurch dieser Glaube seine Schwere und Wichtigkeit erhalten hat: dadurch wird ein Gegenbeweis, dass es keinen Gott gebe, überflüssig. — Wenn man ehemals die vorgebrachten „Beweise vom Dasein Gottes“ widerlegt hatte, blieb immer noch der Zweifel, ob nicht noch bessere Beweise aufzufinden seien als die eben widerlegten: damals verstanden die Atheisten sich nicht darauf, reinen Tisch zu machen.

„*In hoc signo vinces.*“ — So vorgeschritten Europa auch sonst sein mag: in religiösen Dingen hat es noch nicht die freisinnige Naivetät der alten Brahmanen erreicht, zum Zeichen, dass in Indien vor vier Jahrtausenden mehr gedacht wurde und mehr Lust am Denken vererbt zu werden pflegte, als jetzt unter uns. Jene Brahmanen nämlich glaubten erstens, dass die Priester mächtiger seien als die Götter, und zweitens, dass die Bräuche es seien, worin die Macht der Priester begriffen liege: wesshalb ihre Dichter nicht müde wurden, die Bräuche (Gebete, Ceremonien, Opfer, Lieder, Metren) als die eigentlichen Geber alles Guten zu preisen. Wie viel Dichterei und Aberglaube hier auch immer dazwischengelaufen sein mag: die Sätze sind *wahr!* Einen Schritt weiter: und man warf die Götter bei Seite, — was Europa auch einmal thun muss! Noch einen Schritt weiter: und man hatte auch die Priester und Vermittler nicht mehr nöthig, und der Lehrer der *Religion der Selbsterlösung*, Buddha,

trat auf: — wie ferne ist Europa noch von dieser Stufe der Cultur! Wenn endlich auch alle Bräuche und Sitten vernichtet sind, auf welche die Macht der Götter, der Priester und Erlöser sich stützt, wenn also die Moral im alten Sinne gestorben sein wird: dann kommt — ja was kommt dann? Doch rathen wir nicht herum, sondern sehen wir zunächst zu, dass Europa nachholt, was in Indien, unter dem Volke der Denker, schon vor einigen Jahrtausenden als Gebot des Denkens gethan wurde! Es giebt jetzt vielleicht zehn bis zwanzig Millionen Menschen unter den verschiedenen Völkern Europa's, welche nicht mehr „an Gott glauben“, — ist es zu viel gefordert, dass sie einander *ein Zeichen geben*? Sobald sie sich derartig *erkennen*, werden sie sich auch zu erkennen geben, — sie werden sofort eine *Macht* in Europa sein und, glücklicherweise, eine Macht *zwischen* den Völkern! Zwischen Arm und Reich! Zwischen Befehlenden und Unterworfenen! Zwischen den unruhigsten und den ruhigsten, beruhigendsten Menschen!

---



## Zweites Buch

---





97.

*Man wird moralisch, — nicht weil man moralisch ist! —*  
Die Unterwerfung unter die Moral kann sklavenhaft oder eitel oder eigennützig oder resignirt oder dumpf-schwärmerisch oder gedankenlos oder ein Act der Verzweiflung sein, wie die Unterwerfung unter einen Fürsten: an sich ist sie nichts Moralisches.

98.

*Wandel der Moral.* — Es giebt ein fortwährendes Umwandeln und Arbeiten an der Moral, — das bewirken die *Verbrechen mit glücklichem Ausgange* (wozu zum Beispiel alle Neuerungen des moralischen Denkens gehören).

99.

*Worin wir Alle unvernünftig sind.* — Wir ziehen immer noch die Folgerungen von Urtheilen, die wir für falsch halten, von Lehren, an die wir nicht mehr glauben, — durch unsere Gefühle.

100.

*Vom Traume erwachen.* — Edle und weise Menschen haben einmal an die Musik der Sphären geglaubt: edle und weise Menschen glauben noch immer an die „sittliche Bedeutung

des Daseins“. Aber eines Tages wird auch diese Sphärenmusik ihrem Ohre nicht mehr vernehmbar sein! Sie erwachen und merken, dass ihr Ohr geträumt hatte.

101.

*Bedenklich.* — Einen Glauben annehmen, blos weil er Sitte ist, — das heisst doch: unredlich sein, feige sein, faul sein! — Und so wären Unredlichkeit, Feigheit und Faulheit die Voraussetzung der Sittlichkeit?

102.

*Die ältesten moralischen Urtheile.* — Wie machen wir es doch bei der Handlung eines Menschen in unsrer Nähe? — Zunächst sehen wir darauf hin, was aus ihr für *uns* herauskommt, — wir sehen sie nur unter diesem Gesichtspunkt. *Diese* Wirkung nehmen wir als die *Absicht* der Handlung — und endlich legen wir ihm das Haben solcher Absichten als *dauernde* Eigenschaft bei und nennen ihn zum Beispiel von nun an „einen schädlichen Menschen“. Dreifache Irrung! Dreifacher uralter Fehlgriff! Vielleicht unsre Erbschaft von den Thieren und ihrer Urtheilskraft her! Ist nicht der *Ursprung aller Moral* in den abscheulichen kleinen Schlüssen zu suchen: „was *mir* schadet, das ist etwas *Böses* (an sich Schädigendes); was *mir* nützt, das ist etwas *Gutes* (an sich Wohlthuendes und Nutzbringendes); was mir *einmal oder einigemal* schadet, das ist das Feindliche an sich und in sich; was mir *einmal oder einigemal* nützt, das ist das Freundliche an sich und in sich.“ O pudenda origo! Heisst das nicht: die erbärmliche, gelegentliche, oft zufällige *Relation* eines Anderen zu uns als sein *Wesen* und Wesentlichstes auszu-dichten und zu behaupten, er sei gegen alle Welt und gegen



sich selber eben nur solcher Relationen fähig, dergleichen wir ein- oder einigemale erlebt haben? Und sitzt hinter dieser wahren Narrheit nicht noch der unbescheidenste aller Hintergedanken, dass wir selber das Princip des Guten sein müssen, weil sich Gutes und Böses nach uns bemisst? —

103.

*Es giebt zwei Arten von Leugnern der Sittlichkeit.* — „Die Sittlichkeit leugnen“ — das kann *einmal* heissen: leugnen, dass die sittlichen Motive, welche die Menschen *angeben*, wirklich sie zu ihren Handlungen getrieben haben, — es ist also die Behauptung, dass die Sittlichkeit in Worten bestehe und zur groben und feinen Betrügerei (namentlich Selbstbetrügerei) der Menschen gehöre, und vielleicht gerade bei den durch Tugend Berühmtesten am meisten. *Sodann* kann es heissen: leugnen, dass die sittlichen Urtheile auf Wahrheiten beruhen — hier wird zugegeben, dass sie Motive des Handelns wirklich sind, dass aber auf diese Weise *Irrthümer*, als Grund alles sittlichen Urtheilens, die Menschen zu ihren moralischen Handlungen treiben. Dies ist *mein* Gesichtspunkt: doch möchte ich am wenigsten verkennen, dass *in sehr vielen Fällen* ein feines Misstrauen nach Art des ersten Gesichtspunktes, also im Geiste des La Rochefoucauld, auch im Rechte und jedenfalls vom höchsten allgemeinen Nutzen ist. — Ich leugne also die Sittlichkeit wie ich die Alchymie leugne, das heisst ich leugne ihre Voraussetzungen: *nicht* aber, dass es Alchymisten gegeben hat, welche an diese Voraussetzungen glaubten und auf sie hin handelten. — Ich leugne auch die Unsittlichkeit: *nicht*, dass zahllose Menschen sich unsittlich *fühlen*, sondern dass es einen Grund in der *Wahrheit* giebt, sich so zu fühlen. Ich leugne *nicht* — wie sich von selber versteht, vorausgesetzt dass ich kein Narr bin —,

dass viele Handlungen, welche unsittlich heissen, zu vermeiden und zu bekämpfen sind; ebenfalls, dass viele, die sittlich heissen, zu thun und zu fördern sind, — aber ich meine: das Eine wie das Andere *aus anderen Gründen als bisher*. Wir haben *umzulernen*, — um endlich, vielleicht sehr spät, noch mehr zu erreichen: *umzufühlen*.

104.

*Unsere Werthschätzungen.* — Alle Handlungen gehen auf Werthschätzungen zurück, alle Werthschätzungen sind entweder *eigene* oder *angenommene*, — letztere bei weitem die meisten. Warum nehmen wir sie an? Aus Furcht, — das heisst: wir halten es für rathsamer, uns so zu stellen, als ob sie auch die unsrigen wären — und gewöhnen uns an diese Verstellung, sodass sie zuletzt unsere Natur ist. Eigene Werthschätzung: das will besagen, eine Sache in Bezug darauf messen, wie weit sie gerade uns und niemandem Anderen Lust oder Unlust macht, — etwas äusserst Seltenes! — Aber wenigstens muss doch unsre Werthschätzung des Anderen, in der das Motiv dafür liegt, dass wir uns in den meisten Fällen *seiner* Werthschätzung bedienen, von *uns* ausgehen, unsere *eigene* Bestimmung sein? Ja, aber als *Kinder* machen wir sie und lernen selten wieder um; wir sind meist zeit-lebens die Narren kindlicher angewöhnter Urtheile, in der Art, wie wir über unsre Nächsten (deren Geist, Rang, Moralität, Vorbildlichkeit, Verwerflichkeit) urtheilen und es nöthig finden, vor ihren Werthschätzungen zu huldigen.

105.

*Der Schein-Egoismus.* — Die Allermeisten, was sie auch immer von ihrem „Egoismus“ denken und sagen mögen,



thun trotzdem ihr Lebenlang Nichts für ihr ego, sondern nur für das Phantom von ego, welches sich in den Köpfen ihrer Umgebung über sie gebildet und sich ihnen mitgetheilt hat; — in Folge dessen leben sie Alle zusammen in einem Nebel von unpersönlichen, halbpersönlichen Meinungen und willkürlichen, gleichsam dichterischen Werthschätzungen, Einer im Kopfe des Andern, und dieser Kopf wieder in anderen Köpfen: eine wunderliche Welt der Phantasmen, welche sich dabei einen so nüchternen Anschein zu geben weiss! Dieser Nebel von Meinungen und Gewöhnungen wächst und lebt fast unabhängig von den Menschen, die er einhüllt; in ihm liegt die ungeheure Wirkung allgemeiner Urtheile über „den Menschen“ — alle diese sich selber unbekannten Menschen glauben an das blutlose Abstractum „Mensch“, das heisst an eine Fiction; und jede Veränderung, die mit diesem Abstractum vorgenommen wird, durch die Urtheile einzelner Mächtiger (wie Fürsten und Philosophen), wirkt ausserordentlich und in unvernünftigem Maasse auf die grosse Mehrzahl, — Alles aus dem Grunde, dass jeder Einzelne in dieser Mehrzahl kein wirkliches, ihm zugängliches und von ihm ergründetes ego der allgemeinen blassen Fiction entgegenzustellen und sie damit zu vernichten vermag.

106.

*Gegen die Definitionen der moralischen Ziele.* — Man hört allwärts jetzt das Ziel der Moral ungefähr so bestimmt: es sei die Erhaltung und Förderung der Menschheit; aber das heisst eine Formel haben wollen und weiter Nichts. Erhaltung, *worin?* muss man sofort dagegen fragen; Förderung, *wohin?* Ist nicht gerade das Wesentliche, die Antwort auf dieses *Worin?* und *Wohin?* in der Formel ausgelassen? Was lässt sich also mit ihr für die Pflichtenlehre festsetzen, was nicht

schon, stillschweigend und gedankenlos, jetzt als festgesetzt gilt? Kann man aus ihr genügend absehen, ob man eine möglichst lange Existenz der Menschheit in's Auge zu fassen habe? Oder die möglichste Enthierung der Menschheit? Wie verschieden würden in beiden Fällen die Mittel, das heisst die praktische Moral, sein müssen! Gesetzt, man wollte der Menschheit die höchste ihr mögliche Vernünftigkeit geben: diess hiesse gewiss nicht ihr die höchste ihr mögliche Dauer verbürgen! Oder gesetzt, man dächte an ihr „höchstes Glück“ als das Wohin und Worin: meint man dann den höchsten Grad, den allmählich einzelne Menschen erreichen könnten? Oder eine, übrigens gar nicht zu berechnende, letztens erreichbare Durchschnitts-Glückseligkeit Aller? Und warum wäre die Moralität gerade der Weg dahin? Ist nicht durch sie, im Grossen gesehen, eine solche Fülle von Unlust-Quellen aufgethan worden, dass man eher urtheilen könnte, mit jeder Verfeinerung der Sittlichkeit sei der Mensch bisher mit sich, mit seinem Nächsten und mit seinem Loose des Daseins *unzufriedener* geworden? Ist nicht der bisher moralischste Mensch des Glaubens gewesen, der einzig berechtigte Zustand des Menschen im Angesichte der Moral sei die *tieftste Unseligkeit*?

107.

*Unser Anrecht auf unsere Thorheit.* — Wie soll man handeln? Wozu soll man handeln? — Bei den nächsten und grössten Bedürfnissen des Einzelnen beantworten sich diese Fragen leicht genug, aber in je feinere, umfänglichere und wichtigere Gebiete des Handelns man aufsteigt, um so unsicherer, folglich um so willkürlicher wird die Beantwortung sein. Nun aber soll hier gerade die Willkürlichkeit der Entscheidungen ausgeschlossen sein! — so heisst es die Autorität der Moral:



eine unklare Angst und Ehrfurcht soll den Menschen unverzüglich gerade bei jenen Handlungen leiten, deren Zwecke und Mittel ihm am wenigsten *sofort* deutlich sind! Diese Autorität der Moral unterbindet das Denken, bei Dingen, wo es gefährlich sein könnte, *falsch zu denken* —: dergestalt pflegt sie sich vor ihren Anklägern zu rechtfertigen. Falsch: das heisst hier „gefährlich“, — aber gefährlich für wen? Gewöhnlich ist es eigentlich nicht die Gefahr des Handelnden, welche die Inhaber der autoritativen Moral im Auge haben, sondern *ihre* Gefahr, ihre mögliche Einbusse an Macht und Geltung, sobald das Recht, willkürlich und thöricht, nach eigener, kleiner oder grosser Vernunft zu handeln, Allen zugestanden wird: für sich selber nämlich machen sie unbedenklich Gebrauch von dem Rechte der Willkürlichkeit und Thorheit, — sie *befehlen*, auch wo die Fragen „wie soll ich handeln? wozu soll ich handeln?“ kaum oder schwierig genug zu beantworten sind. — Und wenn die *Vernunft* der Menschheit so ausserordentlich langsam wächst, dass man dieses Wachsthum für den ganzen Gang der Menschheit oft gelegnet hat: was trägt mehr die Schuld daran als diese feierliche Anwesenheit, ja Allgegenwart moralischer Befehle, welche der individuellen Frage nach dem Wozu? und dem Wie? gar nicht gestattet, laut zu werden? Sind wir nicht daraufhin erzogen, gerade dann *pathetisch zu fühlen* und uns in's Dunkle zu flüchten, wenn der Verstand so klar und kalt wie möglich blicken sollte! Nämlich bei allen höheren und wichtigeren Angelegenheiten.

108.

*Einige Thesen.* — Dem Individuum, *sofern* es sein Glück will, soll man keine Vorschriften über den Weg zum Glück geben: denn das individuelle Glück quillt aus eigenen, Jeder-

mann unbekannten Gesetzen, es kann mit Vorschriften von Aussen her nur verhindert, gehemmt werden. — Die Vorschriften, welche man „moralisch“ nennt, sind in Wahrheit gegen die Individuen gerichtet und wollen durchaus nicht deren Glück. Ebenso wenig beziehen sich diese Vorschriften auf das „Glück und die Wohlfahrt der Menschheit“, — mit welchen Worten strenge Begriffe zu verbinden überhaupt nicht möglich ist, geschweige dass man sie als Leitsterne auf dem dunklen Ozean moralischer Bestrebungen gebrauchen könnte. — Es ist nicht wahr, dass die Moralität, wie das Vorurtheil will, der Entwicklung der Vernunft günstiger sei als die Unmoralität. — Es ist nicht wahr, dass das *unbewusste Ziel* in der Entwicklung jedes bewussten Wesens (Thier, Mensch, Menschheit usw.) sein „höchstes Glück“ sei: vielmehr giebt es auf allen Stufen der Entwicklung ein besonderes und unvergleichbares, weder höheres noch niederes, sondern eben eigenthümliches Glück zu erlangen. Entwicklung will nicht Glück, sondern Entwicklung und weiter Nichts. — Nur wenn die Menschheit ein allgemein anerkanntes *Ziel* hätte, könnte man vorschlagen „so und so *soll* gehandelt werden“: einstweilen giebt es kein solches Ziel. Also soll man die Forderungen der Moral nicht in Beziehung zur Menschheit setzen, es ist diess Unvernunft und Spielerei. — Der Menschheit ein Ziel *anempfehlen* ist etwas ganz Anderes: dann ist das Ziel als Etwas gedacht, das *in unserem Belieben ist*; gesetzt, es beliebte der Menschheit so wie vorgeschlagen wird, so könnte sie sich darauf hin auch ein Moralgesetz *geben*, ebenfalls aus ihrem Belieben heraus. Aber bisher sollte das Moralgesetz *über* dem Belieben stehen: man wollte diess Gesetz sich nicht eigentlich *geben*, sondern es irgendwoher *nehmen* oder irgendwo es *auffinden* oder irgendwoher es *sich befehlen lassen*.



*Selbst-Beherrschung und Mässigung und ihr letztes Motiv. —*

Ich finde nicht mehr als sechs wesentlich verschiedene Methoden, um die Heftigkeit eines Triebes zu bekämpfen. Einmal kann man den Anlässen zur Befriedigung des Triebes ausweichen und durch lange und immer längere Zeitstrecken der Nichtbefriedigung ihn schwächen und abhorren machen. Sodann kann man eine strenge regelmässige Ordnung in seiner Befriedigung sich zum Gesetz machen; indem man in ihn selber auf diese Weise eine Regel bringt und seine Fluth und Ebbe in feste Zeitgrenzen einschliesst, hat man Zwischenzeiten gewonnen, wo er nicht mehr stört, — und von da aus kann man vielleicht zur ersten Methode übergehen. Drittens kann man sich absichtlich einer wilden und unbändigen Befriedigung eines Triebes überlassen, um den Ekel davon einzuernten und mit dem Ekel eine Macht über den Trieb zu erlangen: vorausgesetzt dass man es nicht dem Reiter gleich thut, der sein Pferd zu Tode hetzt und selber dabei den Hals bricht, — was leider die Regel bei diesem Versuche ist. Viertens giebt es einen intellectuellen Kunstgriff, nämlich mit der Befriedigung überhaupt irgend einen sehr peinlichen Gedanken so fest zu verbinden, dass, nach einiger Uebung, der Gedanke der Befriedigung immer sogleich selber als sehr peinlich empfunden wird (zum Beispiel wenn der Christ sich gewöhnt, an die Nähe und den Hohn des Teufels beim Geschlechtsgenusse, oder an ewige Höllenstrafen für einen Mord aus Rache, oder auch nur an die Verächtlichkeit zu denken, welche zum Beispiel einem Geld-Diebstahl im Auge der von ihm verehrtesten Menschen folgt, oder wenn Mancher schon zu hundert Malen einem heftigen Verlangen nach dem Selbstmord die Vorstellung des Jammers und der Selbstvorwürfe von Verwandten und Freunden entgegengestellt und damit sich auf der Schweben des Lebens

erhalten hat: — jetzt folgen diese Vorstellungen in ihm auf einander wie Ursache und Wirkung). Hierhin gehört es auch, wenn der Stolz des Menschen, wie zum Beispiel bei Lord Byron und Napoleon, sich aufbäumt und das Uebergewicht eines einzelnen Affectes über die gesammte Haltung und die Ordnung der Vernunft als Beleidigung empfindet: woraus dann die Gewohnheit und die Lust entsteht, den Trieb zu tyrannisiren und ihn gleichsam knirschen zu machen. („Ich will nicht der Slave irgend eines Appetites sein“ — schrieb Byron in sein Tagebuch.) Fünftens: man nimmt eine Dislocation seiner Kraftmengen vor, indem man sich irgend eine besonders schwere und anstrengende Arbeit auferlegt oder sich absichtlich einem neuen Reize und Vergnügen unterwirft und dergestalt Gedanken und physisches Kräfte-spiel in andere Bahnen lenkt. Eben darauf läuft es auch hinaus, wenn man einen anderen Trieb zeitweilig begünstigt, ihm reiche Gelegenheit der Befriedigung giebt und ihn so zum Verschwender jener Kraft macht, über welche sonst der durch seine Heftigkeit lästig gewordene Trieb gebieten würde. Dieser oder Jener versteht es wohl auch, den einzelnen Trieb, der den Gewaltherrn spielen möchte, dadurch im Zaume zu halten, dass er allen seinen ihm bekannten anderen Trieben eine zeitweilige Aufmunterung und Festzeit giebt und sie das Futter aufzehren heisst, welches der Tyrann für sich allein haben will. Endlich sechstens: wer es aushält und vernünftig findet, seine *gesammte* leibliche und seelische Organisation zu schwächen und niederzudrücken, der erreicht natürlich das Ziel der Schwächung eines einzelnen heftigen Triebes ebenfalls damit: wie zum Beispiel Der thut, welcher seine Sinnlichkeit aushungert und dabei freilich auch seine Rüstigkeit und nicht selten seinen Verstand mit aushungert und zu Schanden macht, gleich dem Asketen. — Also: den Anlässen ausweichen, Regel in den Trieb hineinpflanzen,



Uebersättigung und Ekel an ihm erzeugen und die Association eines quälenden Gedankens (wie den der Schande, der bösen Folgen oder des beleidigten Stolzes) zu Stande bringen, so- dann die Dislocation der Kräfte und endlich die allgemeine Schwächung und Erschöpfung, — das sind die sechs Methoden: *dass* man aber überhaupt die Heftigkeit eines Triebes bekämpfen *will*, steht nicht in unserer Macht, ebenso wenig, auf welche Methode man verfällt, ebenso wenig, ob man mit dieser Methode Erfolg hat. Vielmehr ist unser Intellect bei diesem ganzen Vorgange ersichtlich nur das blinde Werkzeug eines *anderen Triebes*, welcher ein *Rival* dessen ist, der uns durch seine Heftigkeit quält: sei es der Trieb nach Ruhe oder die Furcht vor Schande und anderen bösen Folgen oder die Liebe. Während „wir“ uns also über die Heftigkeit eines Triebes zu beklagen meinen, ist es im Grunde ein Trieb, *welcher über einen anderen klagt*; das heisst: die Wahrnehmung des Leidens an einer solchen *Heftigkeit* setzt voraus, dass es einen ebenso heftigen oder noch heftigeren anderen Trieb giebt, und dass ein *Kampf* bevorsteht, in welchem unser Intellect Partei nehmen muss.

110.

*Das, was sich widersetzt.* — Man kann folgenden Vorgang an sich beobachten — und ich wollte, er würde oft beobachtet und bestätigt. Es entsteht in uns die Witterung einer Art von *Lust*, die wir noch nicht kannten, und folglich entsteht ein neues *Verlangen*. Nun kommt es darauf an, *was* diesem Verlangen *sich widersetzt*: sind es Dinge und Rücksichten gemeinerer Art, auch Menschen, welche wenig in unserer Achtung gelten, — so umkleidet sich das Ziel des neuen Verlangens mit der Empfindung „edel, gut, lobenswerth, opferwürdig“, die ganze vererbte moralische Anlage

nimmt es nunmehr in sich auf, legt es zu ihren als moralisch empfundenen Zielen — und jetzt meinen wir nicht mehr nach einer Lust, sondern nach einer Moralität zu streben: was die Zuversichtlichkeit unseres Strebens sehr vermehrt.

III.

*An die Bewunderer der Objectivität.* — Wer als Kind mannichfaltige und starke Gefühle, aber wenig feines Urtheil und Lust an der intellectualen Gerechtigkeit bei den Verwandten und Bekannten, unter denen er aufwuchs, wahrgenommen und folglich im Nachbilden von Gefühlen seine beste Kraft und Zeit verbraucht hat: bemerkt als Erwachsener an sich, dass jedes neue Ding, jeder neue Mensch sofort Zuneigung oder Abneigung oder Neid oder Verachtung in ihm rege macht; unter dem Drucke dieser Erfahrung, gegen den er sich ohnmächtig fühlt, bewundert er die *Neutralität der Empfindung*, oder die „Objectivität“, wie ein Wunderding, als Sache des Genie's oder der seltensten Moralität, und will nicht daran glauben, dass auch sie nur *das Kind der Zucht und Gewohnheit ist*.

III.

*Zur Naturgeschichte von Pflicht und Recht.* — Unsere Pflichten — das sind die Rechte Anderer auf uns. Wodurch haben sie diese erworben? Dadurch, dass sie uns für vertrags- und vergeltungsfähig nahmen, für gleich und ähnlich mit sich ansetzten, dass sie uns daraufhin Etwas anvertrauten, uns erzogen, zurechtwiesen, unterstützten. Wir erfüllen unsre Pflicht — das heisst: wir rechtfertigen jene Vorstellung von unserer Macht, auf welche hin uns Alles



erwiesen wurde, wir geben zurück, in dem Maasse, als man uns gab. So ist es unser Stolz, der die Pflicht zu thun gebet, — wir wollen unsre Selbstherrlichkeit wiederherstellen, wenn wir dem, was Andre für uns thaten, Etwas entgegenstellen, das wir für sie thun, — denn Jene haben damit in die Sphäre unserer Macht eingegriffen und würden dauernd ihre Hand in ihr haben, wenn wir nicht mit der „Pflicht“ eine Wiedervergeltung üben, das heisst in ihre Macht eingreifen. Nur auf Das, was in unserer Macht steht, können sich die Rechte Anderer beziehen; es wäre unvernünftig, wenn sie Etwas von uns wollten, das uns selber nicht gehört. Genauer muss man sagen: nur auf Das, was sie meinen, dass es in unserer Macht steht, voraussetzend dass es dasselbe ist, von dem wir meinen, es stehe in unserer Macht. Es könnte leicht auf beiden Seiten der gleiche Irrthum sein: das Gefühl der Pflicht hängt daran, dass wir in Bezug auf den Umkreis unserer Macht den selben *Glauben* haben, wie die Andern: nämlich dass wir bestimmte Dinge versprechen, uns zu ihnen verpflichten *können* („Freiheit des Willens“). — Meine *Rechte*: das ist jener Theil meiner Macht, den mir die Anderen nicht nur zugestanden haben, sondern in welchem sie mich erhalten wollen. Wie kommen diese Anderen dazu? Einmal: durch ihre Klugheit und Furcht und Vorsicht: sei es, dass sie etwas Aehnliches von uns zurückerwarten (Schutz ihrer Rechte), dass sie einen Kampf mit uns für gefährlich oder unzweckmässig halten, dass sie in jeder Verringerung unserer Kraft einen Nachtheil für sich erblicken, weil wir dann zum Bündniss mit ihnen im Gegensatz zu einer feindseligen dritten Macht ungeeignet werden. Sodann: durch Schenkung und Abtretung. In diesem Falle haben die Anderen Macht genug und übergenug, um davon abgeben zu können und das abgegebene Stück Dem, welchem sie es schenkten, zu verbürgen: wobei ein geringes Machtgefühl bei Dem, der sich

beschenken lässt, vorausgesetzt wird. So entstehen Rechte: anerkannte und gewährleistete Machtgrade. Verschieben sich die Machtverhältnisse wesentlich, so vergehen Rechte und es bilden sich neue — diess zeigt das Völkerrecht in seinem fortwährenden Vergehen und Entstehen. Nimmt unsere Macht wesentlich ab, so verändert sich das Gefühl Derer, welche bisher unser Recht gewährleisteten: sie ermessen, ob sie uns wieder in den alten Vollbesitz bringen können, — fühlen sie sich hierzu ausser Stande, so leugnen sie von da an unsere „Rechte“. Ebenso, wenn unsere Macht erheblich zunimmt, verändert sich das Gefühl Derer, welche sie bisher anerkannten und deren Anerkennung wir nun nicht mehr brauchen: sie versuchen wohl, dieselbe auf das frühere Maass herabzudrücken, sie werden eingreifen wollen und sich auf ihre „Pflicht“ dabei berufen — aber diess ist nur ein unnützes Wortemachen. Wo Recht *herrscht*, da wird ein Zustand und Grad von Macht aufrecht erhalten, eine Verminderung und Vermehrung abgewehrt. Das Recht Anderer ist die Concession unseres Gefühls von Macht an das Gefühl von Macht bei diesen Anderen. Wenn sich unsere Macht tief erschüttert und gebrochen zeigt, so hören unsere Rechte auf: dagegen hören, wenn wir sehr viel mächtiger geworden sind, die Rechte Anderer für uns auf, wie wir sie bis jetzt ihnen zugestanden. — Der „billige Mensch“ bedarf fortwährend des feinen Tactes einer Wage: für die Macht- und Rechtsgrade, welche, bei der vergänglichen Art der menschlichen Dinge, immer nur eine kurze Zeit im Gleichgewichte schweben werden, zumeist aber sinken oder steigen: — billig sein ist folglich schwer und erfordert viel Uebung, guten Willen und sehr viel sehr guten *Geist*. —



*Das Streben nach Auszeichnung.* — Das Streben nach Auszeichnung hat fortwährend ein Augenmerk auf den Nächsten und will wissen, wie es ihm zu Muthe ist: aber die Mitempfindung und das Mitwissen, welche dieser Trieb zu seiner Befriedigung nöthig hat, sind weit davon entfernt, harmlos oder mitleidig oder gütig zu sein. Man will vielmehr wahrnehmen oder errathen, wie der Nächste an uns äusserlich oder innerlich *leidet*, wie er die Gewalt über sich verliert und dem Eindrücke nachgiebt, den unsere Hand oder auch nur unser Anblick auf ihn machen; und selbst wenn der nach Auszeichnung Strebende einen freudigen, erhebenden oder erweiternden Eindruck macht und machen wollte, so geniesst er diesen Erfolg doch nicht, insofern er dabei den Nächsten erfreute, erhob, erheiterte, sondern insofern er sich der fremden Seele *eindrückte*, deren Form veränderte und nach seinem Willen über ihr waltete. Das Streben nach Auszeichnung ist das Streben nach Ueberwältigung des Nächsten, sei es auch eine sehr mittelbare und nur gefühlte oder gar erträumte. Es giebt eine lange Reihe von Graden dieser heimlich begehrten Ueberwältigung, und ein vollständiges Verzeichniss derselben käme beinahe einer Geschichte der Cultur gleich, von der ersten noch fratzenhaften Barbarei an bis zur Fratze der Ueberfeinerung und der krankhaften Idealität hinauf. Das Streben nach Auszeichnung bringt *für den Nächsten* mit sich — um nur einige Stufen dieser langen Leiter mit Namen zu nennen —: Martern, dann Schläge, dann Entsetzen, dann angstvolles Erstaunen, dann Verwunderung, dann Neid, dann Bewunderung, dann Erhebung, dann Freude, dann Heiterkeit, dann Lachen, dann Verlachen, dann Verspotten, dann Verhöhnern, dann Schläge-austheilen, dann Martern-anthun: — hier am Ende der Leiter steht der *Asket* und Märtyrer, er empfindet den höchsten

Genuss dabei, eben Das als Folge seines Triebes nach Auszeichnung selber davon zu tragen, was sein Gegenbild auf der ersten Sprosse der Leiter, der *Barbar*, dem Anderen zu leiden giebt, an dem und vor dem er sich auszeichnen will. Der Triumph des Asketen über sich selber, sein dabei nach Innen gewendetes Auge, welches den Menschen zu einem Leidenden und zu einem Zuschauenden zerspaltet sieht und fürderhin in die Aussenwelt nur hineinblickt, um aus ihr gleichsam Holz zum eigenen Scheiterhaufen zu sammeln, diese letzte Tragödie des Triebes nach Auszeichnung, bei der es nur noch Eine Person giebt, welche in sich selber verkohlt, — das ist der würdige Abschluss, der zu dem Anfange gehört: beidemale ein unsägliches Glück beim *Anblick von Martern*! In der That, das Glück, als das lebendigste Gefühl der Macht gedacht, ist vielleicht auf der Erde nirgendwo grösser gewesen, als in den Seelen abergläubischer Asketen. Diess drücken die Brahmanen in der Geschichte vom König Viçvāmitra aus, der aus tausendjährigen *Bussübungen* eine solche Kraft schöpfte, dass er es unternahm, einen neuen *Himmel* zu erbauen. Ich glaube, in dieser ganzen Gattung innerer Erlebnisse sind wir jetzt grobe Neulinge und tastende Räthselrather; vier Jahrtausende früher wusste man mehr von diesen verruchten Verfeinerungen des Selbstgenusses. Die Schöpfung der Welt: vielleicht, dass sie damals von einem indischen Träumer als eine asketische Procedur gedacht worden ist, welche ein Gott mit sich vornimmt! Vielleicht, dass der Gott sich in die bewegte Natur wie in ein Marterwerkzeug bannen wollte, um dabei seine Seligkeit und Macht verdoppelt zu fühlen! Und gesetzt, es wäre gar ein Gott der Liebe: welcher Genuss für einen solchen, *leidende* Menschen zu schaffen, an der ungestillten Marter im Anblick derselben recht göttlich und übermenschlich zu leiden und sich dergestalt selber zu tyrannisiren! Und gar gesetzt, es



wäre nicht nur ein Gott der Liebe, sondern auch ein Gott der Heiligkeit und Sündlosigkeit: welche Delirien des göttlichen Asketen sind zu ahnen, wenn er Sünde und Sünder und ewige Verdammnisse und unter seinem Himmel und Throne eine ungeheure Stätte der ewigen Qual und des ewigen Stöhnens und Seufzens schafft! — Es ist nicht ganz unmöglich, dass auch die Seelen des Paulus, des Dante, des Calvin und ihres Gleichen einmal in die schauerlichen Geheimnisse solcher Wollüste der Macht eingedrungen sind; — und Angesichts solcher Seelen kann man fragen: ja, ist denn wirklich der Kreislauf im Streben nach Auszeichnung mit dem Asketen am letzten Ende angelangt und in sich abgerollt? Könnte dieser Kreis nicht noch einmal von Anfang an durchlaufen werden, mit der festgehaltenen Grundstimmung des Asketen und zugleich des mitleidenden Gottes? Also Anderen wehe thun, um *sich* dadurch wehe zu thun, um damit wiederum über sich und sein Mitleiden zu triumphiren und in der äussersten Macht zu schwelgen! — Verzeihung für die Ausschweifung im Nachdenken über Alles, was in der seelischen Ausschweifung des Machtgelüstes auf Erden schon möglich gewesen sein kann!

#### 114.

*Von der Erkenntniss des Leidenden.* — Der Zustand kranker Menschen, die lange und furchtbar von ihren Leiden gemartert werden und deren Verstand trotzdem dabei sich nicht trübt, ist nicht ohne Werth für die Erkenntniss, — noch ganz abgesehen von den intellectuellen Wohlthaten, welche jede tiefe Einsamkeit, jede plötzliche und erlaubte Freiheit von allen Pflichten und Gewohnheiten mit sich bringen. Der Schwerleidende sieht aus seinem Zustande mit einer entsetzlichen Kälte *hinaus* auf die Dinge: alle jene kleinen

lügnerischen Zaubereien, in denen für gewöhnlich die Dinge schwimmen, wenn das Auge des Gesunden auf sie blickt, sind ihm verschwunden: ja er selber liegt vor sich da ohne Flaum und Farbe. Gesetzt dass er bisher in irgend einer gefährlichen Phantasterei lebte: diese höchste Ernüchterung durch Schmerzen ist das Mittel ihn herauszureissen, und vielleicht das einzige Mittel. (Es ist möglich, dass diess dem Stifter des Christenthums am Kreuze begegnete: denn die bittersten aller Worte „mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ enthalten, in aller Tiefe verstanden, wie sie verstanden werden dürfen, das Zeugniß einer allgemeinen Enttäuschung und Aufklärung über den Wahn seines Lebens; er wurde in dem Augenblicke der höchsten Qual helllichtig über sich selber, so wie der Dichter es von dem armen sterbenden Don Quixote erzählt.) Die ungeheure Spannung des Intellectes, welcher dem Schmerz Widerpart halten will, macht, dass Alles, worauf er nun blickt, in einem neuen Lichte leuchtet: und der unsägliche Reiz, den alle neuen Beleuchtungen geben, ist oft mächtig genug, um allen Anlockungen zum Selbstmorde Trotz zu bieten und das Fortleben dem Leidenden als höchst begehrenswerth erscheinen zu lassen. Mit Verachtung gedenkt er der gemüthlichen warmen Nebelwelt, in der der Gesunde ohne Bedenken wandelt; mit Verachtung gedenkt er der edelsten und geliebtesten Illusionen, in denen er früher mit sich selber spielte; er hat einen Genuss daran, diese Verachtung wie aus der tiefsten Hölle heraufzubeschwören und der Seele so das bitterste Leid zu machen: durch dieses Gegengewicht hält er eben dem physischen Schmerze Stand, — er fühlt es, dass gerade diess Gegengewicht jetzt noththut! In einer schauerlichen Hellsichtigkeit über sein Wesen ruft er sich zu: „sei einmal dein eigener Ankläger und Henker, nimm einmal dein Leiden als die von dir über dich verhängte Strafe!



Geniesse deine Ueberlegenheit als Richter; mehr noch: geniesse dein Belieben, deine tyrannische Willkür! Erhebe dich über dein Leben wie über dein Leiden, sieh hinab in die Gründe und die Grundlosigkeit!“ Unser Stolz bäumt sich auf, wie noch nie: es hat für ihn einen Reiz ohne Gleichen, gegen einen solchen Tyrannen wie der Schmerz ist, und gegen alle die Einflüsterungen, die er uns macht, damit wir gegen das Leben Zeugniss ablegen, — gerade das *Leben* gegen den Tyrannen zu *vertreten*. In diesem Zustande wehrt man sich mit Erbitterung gegen jeden Pessimismus, damit er nicht als *Folge* unsres Zustandes erscheine und uns als Besiegte demüthige. Nie ist ebenfalls der Reiz, Gerechtigkeit des Urtheils zu üben, grösser als jetzt, denn jetzt ist es ein Triumph über uns und den reizbarsten aller Zustände, der jede Ungerechtigkeit des Urtheils entschuldbar machen würde; — aber wir wollen nicht entschuldigt sein, gerade jetzt wollen wir zeigen, dass wir „ohne Schuld“ sein können. Wir befinden uns in förmlichen Krämpfen des Hochmuths. — Und nun kommt der erste Dämmerchein der Milderung, der Genesung — und fast die erste Wirkung ist, dass wir uns gegen die Uebermacht unseres Hochmuthes wehren: wir nennen uns darin albern und eitel, — als ob wir Etwas erlebt hätten, das einzig wäre! Wir demüthigen ohne Dankbarkeit den allmächtigen Stolz, durch den wir eben den Schmerz ertrugen und verlangen heftig nach einem Gegengift des Stolzes: wir wollen uns entfremdet und entpersönlicht werden, nachdem der Schmerz uns zu gewaltsam und zu lange *persönlich* gemacht hatte. „Weg, weg mit diesem Stolze! rufen wir, er war eine Krankheit und ein Krampf mehr!“ Wir sehen wieder hin auf Menschen und Natur — mit einem verlangenderen Auge: wir erinnern uns wehmüthig lächelnd, dass wir Einiges in Bezug auf sie jetzt neu und anders wissen als vorher, dass ein Schleier gefallen

ist, — aber es *erquicket* uns so, wieder die *gedämpften Lichte* *des Lebens* zu sehen und aus der furchtbaren nüchternen Helle hervorzutreten, in welcher wir als Leidende die Dinge und durch die Dinge hindurch sahen. Wir zürnen nicht, wenn die Zaubereien der Gesundheit wieder zu spielen beginnen, — wir sehen wie umgewandelt zu, milde und immer noch müde. In diesem Zustande kann man nicht Musik hören, ohne zu weinen. —

115.

*Das sogenannte „Ich“.* — Die Sprache und die Vorurtheile, auf denen die Sprache aufgebaut ist, sind uns vielfach in der Ergründung innerer Vorgänge und Triebe hinderlich: zum Beispiel dadurch, dass eigentlich Worte allein für *superlativische* Grade dieser Vorgänge und Triebe da sind —; nun aber sind wir gewohnt, dort, wo uns Worte fehlen, nicht mehr genau zu beobachten, weil es peinlich ist, dort noch genau zu denken; ja ehedem schloss man unwillkürlich, wo das Reich der Worte aufhöre, höre auch das Reich des Daseins auf. Zorn, Hass, Liebe, Mitleid, Begehren, Erkennen, Freude, Schmerz, — das sind Alles Namen für *extreme* Zustände: die milderen mittleren und gar die immerwährend spielenden niederen Grade entgehen uns, und doch weben sie gerade das Gespinnst unseres Charakters und Schicksals. Jene extremen Ausbrüche — und selbst das mässigste *unbewusste* Wohlgefallen oder Missfallen beim Essen einer Speise, beim Hören eines Tones ist vielleicht immer noch, richtig abgeschätzt, ein extremer Ausbruch — zerreißen sehr oft das Gespinnst und sind dann gewaltthätige Ausnahmen, zumeist wohl infolge von Aufstauungen: — und wie vermögen sie als solche den Beobachter irre zu führen! Nicht weniger, als sie den handelnden Menschen in die Irre führen.



*Wir sind Alle nicht Das*, als was wir nach den Zuständen erscheinen, für die wir allein Bewusstsein und Worte — und folglich Lob und Tadel — haben; wir *verkennen* uns nach diesen gröberen Ausbrüchen, die uns allein bekannt werden, wir machen einen Schluss aus einem Material, in welchem die Ausnahmen die Regel überwiegen, wir verlesen uns in dieser scheinbar deutlichsten Buchstabenschrift unseres Selbst. *Unsere Meinung über uns* aber, die wir auf diesem falschen Wege gefunden haben, das sogenannte „Ich“, arbeitet fürderhin mit an unserem Charakter und Schicksal. —

116.

*Die unbekannte Welt des „Subjects“.* — Das, was den Menschen so schwer zu begreifen fällt, ist ihre Unwissenheit über sich selber, von den ältesten Zeiten bis jetzt! Nicht nur in Bezug auf gut und böse, sondern in Bezug auf viel Wesentlicheres! Noch immer lebt der uralte Wahn, dass man wisse, ganz genau wisse, *wie das menschliche Handeln zu Stande komme*, in jedem Falle. Nicht nur „Gott, der in's Herz sieht“, nicht nur der Thäter, der seine That überlegt, — nein, auch jeder Andere zweifelt nicht, das Wesentliche im Vorgange der Handlung jedes Andern zu verstehen. „Ich weiss, was ich will, was ich gethan habe, ich bin frei und verantwortlich dafür, ich mache den Andern verantwortlich, ich kann alle sittlichen Möglichkeiten und alle inneren Bewegungen, die es vor einer Handlung giebt, bei Namen nennen; ihr mögt handeln, wie ihr wollt, — ich verstehe darin mich und euch Alle!“ — so dachte ehemals Jeder, so denkt fast noch Jeder. Sokrates und Plato, in diesem Stücke grosse Zweifler und bewunderungswürdige Neuerer, waren doch harmlos gläubig in Betreff jenes verhängnissvollsten

Vorurtheils, jenes tiefsten Irrthums, dass „der richtigen Erkenntniss die richtige Handlung *folgen müsse*“, — sie waren in diesem Grundsatz immer noch die Erben des allgemeinen Wahnsinns und Dünkels: dass es ein Wissen um das Wesen einer Handlung gebe. „Es wäre ja *schrecklich*, wenn der Einsicht in das Wesen der rechten That nicht die rechte That folgte“, — diess ist die einzige Art, wie jene Grossen diesen Gedanken zu beweisen für nöthig hielten, das Gegentheil schien ihnen undenkbar und toll — und doch ist diess Gegentheil gerade die nackte, seit Ewigkeiten täglich und stündlich bewiesene Wirklichkeit! Ist es nicht gerade die „schreckliche“ Wahrheit: dass, was man von einer That überhaupt wissen kann, *niemals* ausreicht, sie zu thun, dass die Brücke von der Erkenntniss zur That in keinem einzigen Falle bisher geschlagen worden ist? Die Handlungen sind *niemals* Das, als was sie uns erscheinen! Wir haben so viel Mühe gehabt zu lernen, dass die äusseren Dinge nicht so sind, wie sie uns erscheinen, — nun wohlan! mit der inneren Welt steht es ebenso! Die moralischen Handlungen sind in Wahrheit „etwas Anderes“ — mehr können wir nicht sagen: und alle Handlungen sind wesentlich unbekannt. Das Gegentheil war und ist der allgemeine Glaube: wir haben den ältesten Realismus gegen uns; bis jetzt dachte die Menschheit: „eine Handlung ist Das, als was sie uns erscheint.“ (Beim Wiederlesen dieser Worte kommt mir eine sehr ausdrückliche Stelle Schopenhauer's in's Gedächtniss, welche ich anführen will, zum Beweise, dass auch er noch, und zwar ohne jeden Scrupel in diesem moralischen Realismus hängt und hängen geblieben ist: „wirklich ist Jeder von uns ein kompetenter und vollkommen moralischer Richter, Gutes und Böses genau kennend, heilig, indem er das Gute liebt und das Böse verabscheut, — diess Alles ist Jeder, insofern nicht seine eigenen, sondern fremde Handlungen untersucht werden und er blos zu



billigen und zu missbilligen hat, die Last der Ausführung aber von fremden Schultern getragen wird. Jeder kann demnach als Beichtiger ganz und gar die Stelle Gottes vertreten.“)

117.

*Im Gefängniss.* — Mein Auge, wie stark oder schwach es nun ist, sieht nur ein Stück weit, und in diesem Stück webe und lebe ich, diese Horizont-Linie ist mein nächstes grosses und kleines Verhängniss, dem ich nicht entlaufen kann. Um jedes Wesen legt sich derart ein concentrischer Kreis, der einen Mittelpunkt hat und der ihm eigenthümlich ist. Aehnlich schliesst uns das Ohr in einen kleinen Raum ein, ähnlich das Getast. Nach diesen Horizonten, in welche, wie in Gefängnissmauern, Jeden von uns unsere Sinne einschliessen, *messen* wir nun die Welt, wir nennen Dieses nah und Jenes fern, Dieses gross und Jenes klein, Dieses hart und Jenes weich: dieses Messen nennen wir Empfinden — es sind Alles, Alles Irrthümer an sich! Nach der Menge von Erlebnissen und Erregungen, die uns durchschnittlich in einem Zeitpunkte möglich sind, misst man sein Leben, als kurz oder lang, arm oder reich, voll oder leer: und nach dem durchschnittlichen menschlichen Leben misst man das aller andern Geschöpfe — es sind Alles, Alles Irrthümer an sich! Hätten wir hundertfach schärfere Augen für die Nähe, so würde uns der Mensch ungeheuer lang erscheinen; ja es sind Organe denkbar, vermöge deren er als unermesslich empfunden würde. Andererseits könnten Organe so beschaffen sein, dass ganze Sonnensysteme verengt und zusammengeschnúrt gleich einer einzigen Zelle empfunden werden: und vor Wesen entgegengesetzter Ordnung könnte Eine Zelle des menschlichen Leibes sich als ein Sonnensystem

in Bewegung, Bau und Harmonie darstellen. Die Gewohnheiten unserer Sinne haben uns in Lug und Trug der Empfindung eingesponnen: diese wieder sind die Grundlagen aller unserer Urtheile und „Erkenntnisse“ — es giebt durchaus kein Entrinnen, keine Schlupf- und Schleichwege in die *wirkliche Welt*! Wir sind in unserem Netze, wir Spinnen, und was wir auch darin fangen, wir können gar Nichts fangen, als was sich eben in *unserem* Netze fangen lässt.

118.

*Was ist denn der Nächste!* — Was begreifen wir denn von unserm Nächsten als seine Grenzen, ich meine Das, womit er sich auf und an uns gleichsam einzeichnet und eindrückt? Wir begreifen Nichts von ihm als die *Veränderungen an uns*, deren Ursache er ist, — unser Wissen von ihm gleicht einem hohlen *geformten* Raume. Wir legen ihm die Empfindungen bei, die seine Handlungen in uns hervorrufen, und geben ihm so eine falsche umgekehrte Positivität. Wir bilden ihn nach unsrer Kenntniss von uns, zu einem Satelliten unsres eigenen Systems: und wenn er uns leuchtet oder sich verfinstert, und wir von Beidem die letzte Ursache sind, — so glauben wir doch das Gegentheil! Welt der Phantome, in der wir leben! Verkehrte umgestülpte leere, und doch *voll* und *gerade* geträumte Welt!

119.

*Erleben und Erdichten.* — Wie weit einer seine Selbstkenntniss auch treiben mag, Nichts kann doch unvollständiger sein als das Bild der gesammten *Triebe*, die sein Wesen constituiren. Kaum dass er die gröberen beim Namen nennen kann: ihre Zahl und Stärke, ihre Ebbe und Fluth, ihr Spiel



und Widerspiel unter einander und vor Allem die Gesetze ihrer *Ernährung* bleiben ihm ganz unbekannt. Diese Ernährung wird also ein Werk des Zufalls: unsre täglichen Erlebnisse werfen bald diesem, bald jenem Triebe eine Beute zu, die er gierig erfasst, aber das ganze Kommen und Gehen dieser Ereignisse steht ausser allem vernünftigen Zusammenhang mit den Nahrungsbedürfnissen der gesammten Triebe: so dass immer Zweierlei eintreten wird, das Verhungern und Verkümmern der einen und die Ueberfütterung der andern. Jeder Moment unsres Lebens lässt einige Polypenarme unsres Wesens wachsen und einige andre verdorren, je nach der Nahrung, die der Moment in sich oder nicht in sich trägt. Unsere Erfahrungen, wie gesagt, sind alle in diesem Sinne Nahrungsmittel, aber ausgestreut mit blinder Hand, ohne Wissen um den, der hungert, und den, der schon Ueberfluss hat. Und in Folge dieser zufälligen Ernährung der Theile wird der ganze ausgewachsene Polyp etwas ebenso Zufälliges sein, wie es sein Werden ist. Deutlicher gesprochen: gesetzt, ein Trieb befindet sich in dem Punkte, wo er Befriedigung begehrt — oder Uebung seiner Kraft, oder Entladung derselben, oder Sättigung einer Leere — es ist Alles Bilderrede —: so sieht er jedes Vorkommniss des Tages darauf an, wie er es zu seinem Zwecke brauchen kann; ob der Mensch nun läuft oder ruht oder zürnt oder liest oder spricht oder kämpft oder jubelt, der Trieb in seinem Durste betastet gleichsam jeden Zustand, in den der Mensch geräth, und durchschnittlich findet er Nichts für sich daran, er muss warten und weiter dürsten: eine Weile noch und dann wird er matt, und noch ein paar Tage oder Monate der Nicht-Befriedigung, dann dorrt er ab, wie eine Pflanze ohne Regen. Vielleicht würde diese Grausamkeit des Zufalls noch greller in die Augen fallen, wenn alle Triebe es so gründlich nehmen wollten wie der *Hunger*: der sich nicht

mit *geträumter Speise* zufrieden giebt; aber die meisten Triebe, namentlich die sogenannten moralischen, *thun gerade diess*, — wenn meine Vermuthung erlaubt ist, dass unsere *Träume* eben den Werth und Sinn haben, bis zu einem gewissen Grade jenes zufällige Ausbleiben der „Nahrung“ während des Tages zu *compensiren*. Warum war der Traum von gestern voller Zärtlichkeit und Thränen, der von vorgestern scherzhaft und übermüthig, ein früherer abenteuerlich und in einem beständigen düsteren Suchen? Weshalb geniesse ich in diesem unbeschreibliche Schönheiten der Musik, weshalb schwebe und fliege ich in einem andern mit der Wonne eines Adlers hinauf nach fernen Bergspitzen? Diese Erdichtungen, welche unseren Trieben der Zärtlichkeit oder des Scherzes oder der Abenteurlichkeit, oder unserm Verlangen nach Musik und Gebirge Spielraum und Entladung geben — und Jeder wird seine schlagenderen Beispiele zur Hand haben —, sind Interpretationen unserer Nervenreize während des Schlafens, *sehr freie*, sehr willkürliche Interpretationen von den Bewegungen des Blutes und der Eingeweide, vom Druck des Armes und der Decken, von den Tönen der Thurmglöcken, den Wetterhähnen, den Nachtschwärmern und anderen Dingen der Art. Dass dieser Text, der im Allgemeinen doch für eine Nacht wie für die andre sehr ähnlich bleibt, so verschieden commentirt wird, dass die dichtende Vernunft heute und gestern so verschiedene *Ursachen* für dieselben Nervenreize *sich vorstellt*: das hat darin seinen Grund, dass der Souffleur dieser Vernunft heute ein anderer war, als er gestern war, — ein anderer *Trieb* wollte sich befriedigen, bethätigen, üben, erquicken, entladen, — gerade er war in seiner hohen Fluth, und gestern war ein andrer darin. — Das wache Leben hat nicht diese *Freiheit* der Interpretation wie das träumende, es ist weniger dichterisch und zügellos — muss ich aber ausführen, dass unsere Triebe



im Wachen ebenfalls nichts Anderes thun als die Nervenreize interpretiren und nach ihrem Bedürfnisse deren „Ursachen“ ansetzen? Dass es zwischen Wachen und Träumen keinen *wesentlichen* Unterschied giebt? Dass selbst bei einer Vergleichung sehr verschiedener Culturstufen die Freiheit der wachen Interpretation in der einen der Freiheit der andern im Träumen Nichts nachgiebt? Dass auch unsere moralischen Urtheile und Werthschätzungen nur Bilder und Phantasien über einen uns unbekannten physiologischen Vorgang sind, eine Art angewöhnter Sprache, gewisse Nervenreize zu bezeichnen? Dass all unser sogenanntes Bewusstsein ein mehr oder weniger phantastischer Commentar über einen ungewussten, vielleicht unwissbaren, aber gefühlten Text ist? — Man nehme ein kleines Erlebniss. Gesetzt, wir bemerken eines Tages, dass Jemand auf dem Markte über uns lacht, da wir vorübergehen: jenachdem dieser oder jener Trieb in uns gerade auf seiner Höhe ist, wird diess Ereigniss für uns diess oder das bedeuten, — und je nach der Art Mensch, die wir sind, ist es ein ganz verschiedenes Ereigniss. Der Eine nimmt es hin wie einen Regentropfen, der Andre schüttelt es von sich wie ein Insect, einer sucht daraus Handel zu machen, einer prüft seine Kleidung, ob sie Anlass zum Lachen gebe, einer denkt über das Lächerliche an sich in Folge davon nach, einem thut es wohl, zur Heiterkeit und zum Sonnenschein der Welt, ohne zu wollen, einen Strahl gegeben zu haben, — und in jedem Falle hat ein Trieb seine Befriedigung daran, sei es der des Aergers oder der Kampflust oder des Nachdenkens oder des Wohlwollens. Dieser Trieb ergriff das Vorkommniss wie seine Beute: warum er gerade? Weil er durstig und hungernd auf der Lauer lag. — Neulich Vormittags um elf Uhr fiel unmittelbar und senkrecht vor mir ein Mann plötzlich zusammen, wie vom Blitz getroffen, alle Weiber der Umgebung

schrieten laut auf; ich selber stellte ihn auf seine Füße und wartete ihn ab, bis die Sprache sich wieder einstellte, — währenddem regte sich bei mir kein Muskel des Gesichts und kein Gefühl, weder das des Schreckens, noch das des Mitleidens, sondern ich that das Nächste und Vernünftigste und gieng kalt fort. Gesetzt, man hätte mir Tags vorher angekündigt, dass morgen um elf Uhr Jemand neben mir in dieser Weise niederstürzen werde — ich hätte Qualen aller Art vorher gelitten, die Nacht nicht geschlafen und wäre vielleicht im entscheidenden Augenblick dem Manne gleich geworden, anstatt ihm zu helfen. Inzwischen hätten nämlich alle möglichen Triebe *Zeit gehabt*, das Erlebniss sich vorzustellen und zu commentiren. — Was sind denn unsere Erlebnisse? Viel mehr Das, was wir hineinlegen, als Das, was darin liegt! Oder muss es gar heissen: an sich liegt Nichts darin? Erleben ist ein Erdichten? —

120.

*Zur Beruhigung des Skeptikers.* — „Ich weiss durchaus nicht, was ich *thue*! Ich weiss durchaus nicht, was ich *thun soll*!“ — Du hast Recht, aber zweifle nicht daran: *du wirst gethan*! in jedem Augenblicke! Die Menschheit hat zu allen Zeiten das Activum und das Passivum verwechselt, es ist ihr ewiger grammatikalischer Schnitzer.

121.

„*Ursache und Wirkung*“! — Auf diesem Spiegel — und unser Intellect ist ein Spiegel — geht Etwas vor, das Regelmässigkeit zeigt, ein bestimmtes Ding folgt jedesmal wieder auf ein anderes bestimmtes Ding — das *nennen* wir, wenn wir es wahrnehmen und nennen wollen, Ursache und Wirkung,



wir Thoren! Als ob wir da irgend Etwas begriffen hätten und begreifen könnten! Wir haben ja Nichts gesehen als die *Bilder* von „Ursachen und Wirkungen“! Und eben diese *Bildlichkeit* macht ja die Einsicht in eine wesentlichere Verbindung, als die der Aufeinanderfolge ist, unmöglich!

122.

*Die Zwecke in der Natur.* — Wer, als unbefangener Forscher, der Geschichte des Auges und seiner Formen bei den niedrigsten Geschöpfen nachgeht und das ganze schrittweise Werden des Auges zeigt, muss zu dem grossen Ergebniss kommen: dass das Sehen *nicht* die Absicht bei der Entstehung des Auges gewesen ist, vielmehr sich eingestellt hat, *als der Zufall* den Apparat zusammengebracht hatte. Ein einziges solches Beispiel: und die „Zwecke“ fallen uns wie Schuppen vort den Augen!

123.

*Vernunft.* — Wie die Vernunft in die Welt gekommen ist? Wie billig, auf eine unvernünftige Weise, durch einen Zufall. Man wird ihn errathen müssen wie ein Räthsel.

124.

*Was ist Wollen!* — Wir lachen über Den, welcher aus seiner Kammer tritt, in der Minute, da die Sonne aus der ihren tritt, und sagt: „*ich will*, dass die Sonne aufgehe“; und über Den, welcher ein Rad nicht aufhalten kann und sagt: „*ich will*, dass es rolle“; und über Den, welcher im Ringkampf niedergeworfen wird und sagt: „hier liege ich, aber *ich will* hier liegen!“ Aber, trotz allem Gelächter! Machen

wir es denn jemals anders als einer von diesen Dreien, wenn wir das Wort gebrauchen: „*ich will*“?

125.

*Vom „Reiche der Freiheit“.* — Wir können viel, viel mehr Dinge denken, als thun und erleben, — das heisst unser Denken ist oberflächlich und zufrieden mit der Oberfläche, ja es merkt sie nicht. Wäre unser Intellect streng nach dem Maasse unserer Kraft und unserer Uebung der Kraft *entwickelt*, so würden wir den Grundsatz zu oberst in unserem Denken haben, dass wir nur begreifen können, was wir *thun* können, — *wenn* es überhaupt ein Begreifen giebt. Der Durstige entbehrt des Wassers, aber seine Gedankenbilder führen ihm unaufhörlich das Wasser vor die Augen, wie als ob Nichts leichter zu beschaffen wäre, — die oberflächliche und leicht zufriedengestellte Art des Intellectes kann das eigentliche nothleidende Bedürfniss nicht fassen und fühlt sich dabei überlegen: er ist stolz darauf, mehr zu können, schneller zu laufen, im Augenblick fast am Ziele zu sein, — und so erscheint das Reich der Gedanken im Vergleich mit dem Reiche des Thuns, Wollens und Erlebens als ein *Reich der Freiheit*: während es, wie gesagt, nur ein Reich der Oberfläche und der Genügsamkeit ist.

126.

*Vergessen.* — Dass es ein Vergessen giebt, ist noch nicht bewiesen; was wir wissen, ist allein, dass die Wiedererinnerung nicht in unserer Macht steht. Vorläufig haben wir in diese Lücke unserer Macht jenes Wort „Vergessen“ gesetzt: gleich als ob es ein Vermögen mehr im Register sei. Aber was



steht zuletzt in unserer Macht! — Wenn jenes Wort in einer Lücke unserer Macht steht, sollten nicht die anderen Worte in einer Lücke unseres *Wissens um unsere Macht* stehen?

127.

*Nach Zwecken.* — Von allen Handlungen werden wohl am wenigsten die nach Zwecken verstanden, weil sie immer als die verständlichsten gegolten haben und für unser Bewusstsein das Alltäglichsie sind. Die grossen Probleme liegen auf der Gasse.

128.

*Der Traum und die Verantwortlichkeit.* — In Allem wollt ihr verantwortlich sein! Nur nicht für eure Träume! Welche elende Schwächlichkeit, welcher Mangel an folgerichtigem Muthe! Nichts ist *mehr* euer Eigen als eure Träume! Nichts mehr *euer* Werk! Stoff, Form, Dauer, Schauspieler, Zuschauer — in diesen Komödien seid ihr Alles ihr selber! Und hier gerade scheut und schämt ihr euch vor euch, und schon Oedipus, der weise Oedipus, wusste sich Trost aus dem Gedanken zu schöpfen, dass wir Nichts für Das können, was wir träumen! Ich schliesse daraus: dass die grosse Mehrzahl der Menschen sich abscheulicher Träume bewusst sein muss. Wäre es anders: wie sehr würde man seine nächtliche Dichterei für den Hochmuth des Menschen ausgebeutet haben! — Muss ich hinzufügen, dass der weise Oedipus Recht hatte, dass wir wirklich nicht für unsere Träume — aber ebenso wenig für unser Wachen verantwortlich sind, und dass die Lehre von der Freiheit des Willens im Stolz und Machtgefühl des Menschen ihren Vater und ihre Mutter

hat? Ich sage diess vielleicht zu oft: aber wenigstens wird es dadurch noch nicht zum Irrthum.

129.

*Der angebliche Kampf der Motive.* — Man redet vom „Kampf der Motive“, aber bezeichnet damit einen Kampf, der *nicht* der Kampf der Motive ist. Nämlich: in unserm überlegenden Bewusstsein treten vor einer That der Reihe nach die *Folgen* verschiedener Thaten hervor, welche alle wir meinen thun zu können, und wir vergleichen diese Folgen. Wir meinen, zu einer That entschieden zu sein, wenn wir festgestellt haben, dass ihre Folgen die überwiegend günstigeren sein werden; ehe es zu diesem Abschluss unserer Erwägung kommt, quälen wir uns oft redlich, wegen der grossen Schwierigkeit, die Folgen zu errathen, sie in ihrer ganzen Stärke zu sehen und zwar alle, ohne Fehler der Auslassung zu machen: wobei die Rechnung überdiess noch mit dem Zufalle dividirt werden muss. Ja, um das Schwierigste zu nennen: alle die Folgen, die einzeln so schwer festzustellen sind, müssen nun mit einander auf Einer Wage gegen einander abgewogen werden; und so häufig fehlt uns für diese Casuistik des Vorthells die Wage nebst den Gewichten, wegen der Verschiedenheit in der *Qualität* aller dieser möglichen Folgen. Gesetzt aber, auch damit kämen wir in's Reine, und der Zufall hätte uns gegenseitig abwägbare Folgen auf die Wage gelegt: so haben wir jetzt in der That im *Bilde der Folgen* Einer bestimmten Handlung ein *Motiv*, gerade diese Handlung zu thun, — ja! Ein Motiv! Aber im Augenblicke, da wir schliesslich handeln, werden wir häufig genug von einer andern Gattung Motiven bestimmt, als es die hier besprochene Gattung, die des „Bildes der Folgen“, ist. Da wirkt die Gewohnheit unseres Kräftespiels, oder ein



kleiner Anstoss von einer Person, die wir fürchten oder ehren oder lieben, oder die Bequemlichkeit, welche vorzieht, was vor der Hand liegt zu thun, oder die Erregung der Phantasie, durch das nächste beste kleinste Ereigniss im entscheidenden Augenblick herbeigeführt, es wirkt Körperliches, das ganz unberechenbar auftritt, es wirkt die Laune, es wirkt der Sprung irgend eines Affectes, der gerade zufällig bereit ist, zu springen: kurz, es wirken Motive, die wir zum Theil gar nicht, zum Theil sehr schlecht kennen und die wir *nie vorher* gegen einander in Rechnung setzen können. *Wahrscheinlich*, dass auch unter ihnen ein Kampf stattfindet, ein Hin- und Wegtreiben, ein Aufwiegen und Niederdrücken von Gewichttheilen — und diess wäre der eigentliche „Kampf der Motive“: — etwas für uns völlig Unsichtbares und Unbewusstes. Ich habe die Folgen und Erfolge berechnet und damit Ein sehr wesentliches Motiv in die Schlachtreihe der Motive eingestellt — aber diese Schlachtreihe selber stelle ich ebensowenig auf, als ich sie sehe: der Kampf selber ist mir verborgen, und der Sieg als Sieg ebenfalls; denn wohl erfahre ich, was ich schliesslich *thue*, — aber welches Motiv damit eigentlich gesiegt hat, erfahre ich nicht. *Wohl aber sind wir gewohnt*, alle diese unbewussten Vorgänge *nicht* in Anschlag zu bringen und uns die Vorbereitung einer That nur so weit zu denken, als sie bewusst ist: und so *verwechseln* wir den Kampf der Motive mit der Vergleichung der möglichen Folgen verschiedener Handlungen — eine der folgenreichsten und für die Entwicklung der Moral verhängnissvollsten Verwechselungen!

*Zwecke? Willen?* — Wir haben uns gewöhnt an zwei Reiche zu glauben, an das Reich der *Zwecke* und des *Willens* und

an das Reich der *Zufälle*; in letzterem geht es sinnlos zu, es geht, steht und fällt darin, ohne dass Jemand sagen könnte, wesshalb? wozu? — Wir fürchten uns vor diesem mächtigen Reiche der grossen kosmischen Dummheit, denn wir lernen es meistens so kennen, dass es in die andre Welt, in die der Zwecke und Absichten, hineinfällt wie ein Ziegelstein vom Dache und uns irgend einen schönen Zweck todtschlägt. Dieser Glaube an die zwei Reiche ist eine uralte Romantik und Fabel: wir klugen Zwerge, mit unserem Willen und unseren Zwecken, werden durch die dummen erzdummen Riesen, die Zufälle, belästigt, über den Haufen gerannt, oft todt getreten — aber trotz alledem möchten wir nicht ohne die schauerliche Poesie dieser Nachbarschaft sein, denn jene Unthiere kommen oft, wenn uns das Leben im *Spinnennetze* der Zwecke zu langweilig oder zu ängstlich geworden ist, und geben eine erhabene Diversion, dadurch dass ihre Hand einmal das ganze Netz *zerreisst* — nicht dass sie es gewollt hätten, diese Unvernünftigen! Nicht dass sie es nur merkten! Aber ihre groben Knochenhände greifen durch unser Netz hindurch, wie als ob es Luft wäre. — Die Griechen nannten diess Reich des Unberechenbaren und der erhabenen ewigen Bornirtheit Moira und stellten es als den Horizont um ihre Götter, über den sie weder hinauswirken, noch -sehen können: mit jenem heimlichen Trotz gegen die Götter, welcher bei mehreren Völkern sich vorfindet, in der Gestalt, dass man sie zwar anbetet, aber einen letzten Trumpf gegen sie in der Hand behält, zum Beispiel wenn man als Inder oder Perser sie sich abhängig vom *Opfer* der Sterblichen denkt, sodass die Sterblichen schlimmsten Falls die Götter hungern und verhungern lassen können; oder wenn man, wie der harte melancholische Skandinavier, mit der Vorstellung einer einstmaligen Götter-Dämmerung sich den Genuss der stillen Rache schafft, zum Entgelt für die beständige Furcht, welche



seine bösen Götter ihm machen. Anders das Christenthum mit seinem weder indischen noch persischen noch griechischen noch skandinavischen Grundgeföhle, welches den *Geist der Macht* im Staube anbeten und den Staub noch küssen hiess: diess gab zu verstehen, dass jenes allmächtige „Reich der Dummheit“ nicht so dumm sei wie es aussehe, dass *wir* vielmehr die Dummen seien, die nicht merkten, dass hinter ihm — der liebe Gott stehe, er, der zwar die dunklen krummen und wunderbaren Wege liebe, aber zuletzt doch Alles „herrlich hinausführe“. Diese neue Fabel vom lieben Gott, der bisher als Riesengeschlecht oder Moira verkannt worden sei und der Zwecke und Netze selber spinne, feiner noch als die unseres Verstandes — so dass sie demselben unverständlich, ja unverständlich erscheinen *müssten* — diese Fabel war eine so kühne Umkehrung und ein so gewagtes Paradoxum, dass die zu fein gewordene alte Welt nicht zu widerstehen vermochte, so toll und *widerspruchsvoll* die Sache auch klang; denn, im Vertrauen gesagt, es war ein Widerspruch darin: wenn unser Verstand den Verstand und die Zwecke Gottes nicht errathen kann, woher errieth er diese Beschaffenheit seines Verstandes? und diese Beschaffenheit von Gottes Verstande? — In der neueren Zeit ist in der That das Misstrauen gross geworden, ob der Ziegelstein, der vom Dache fällt, wirklich von der „göttlichen Liebe“ herabgeworfen werde, — und die Menschen fangen wieder an, in die alte Spur der Riesen- und Zwergen-Romantik zurückzugerathen. *Lernen* wir also, weil es hohe Zeit dazu ist: in unserm vermeintlichen Sonderreiche der Zwecke und der Vernunft regieren ebenfalls die Riesen! Und unsre Zwecke und unsre Vernunft sind keine Zwerge, sondern Riesen! Und unsre eignen Netze werden *durch uns selber* ebenso oft und ebenso plump zerrissen wie von dem Ziegelsteine! Und — es ist nicht Alles Zweck, was so genannt wird, und noch weniger

Alles Wille, was Wille heisst! Und, wenn ihr schliessen wolltet: „es giebt also nur Ein Reich, das der Zufälle und der Dummheit?“ — so ist hinzuzufügen: ja, vielleicht giebt es nur Ein Reich, vielleicht giebt es weder Willen noch Zwecke, und wir haben sie uns eingebildet. Jene eisernen Hände der Nothwendigkeit, welche den Würfelbecher des Zufalls schütteln, spielen ihr Spiel unendliche Zeit: da *müssen* Würfe vorkommen, die der Zweckmässigkeit und Vernünftigkeit jedes Grades vollkommen ähnlich sehen. *Vielleicht* sind unsre Willensacte, unsre Zwecke nichts Anderes, als eben solche Würfe — und wir sind nur zu beschränkt und zu eitel dazu, unsre äusserste Beschränktheit zu begreifen: die nämlich, dass wir selber mit eisernen Händen den Würfelbecher schütteln, dass wir selber in unsern absichtlichsten Handlungen Nichts mehr thun als das Spiel der Nothwendigkeit zu spielen. Vielleicht! — Um über diess *Vielleicht* hinauszukommen, müsste man schon in der Unterwelt und jenseits aller Oberflächen zu Gaste gewesen sein und am Tische der Persephone mit ihr selber gewürfelt und gewettet haben.

131.

*Die moralischen Moden.* — Wie sich die moralischen Gesamt-Urtheile verschoben haben! Diese grössten Wunder der antiken Sittlichkeit, zum Beispiel Epiktet, wussten Nichts von der jetzt üblichen Verherrlichung des Denkens an Andere, des Lebens für Andere; man würde sie nach unserer moralischen Mode geradezu unmoralisch nennen müssen, denn sie haben sich mit allen Kräften *für* ihr ego und *gegen* die Mitempfindung mit den Anderen (namentlich mit deren Leiden und sittlichen Gebrechen) gewehrt. Vielleicht dass sie uns antworten würden: „habt ihr an euch selber einen so lang-



weiligen oder hässlichen Gegenstand, so denkt doch ja an Andere mehr als an euch! Ihr thut gut daran!“

132.

*Die ausklingende Christlichkeit in der Moral.* — „On n'est bon que par la pitié: il faut donc qu'il y ait quelque pitié dans tous nos sentiments“ — so klingt jetzt die Moral! Und woher kommt das? — Dass der Mensch der sympathischen uninteressirten gemeinnützigen gesellschaftlichen Handlungen jetzt als der *moralische* empfunden wird — das ist vielleicht die allgemeinste Wirkung und Umstimmung, welche das Christenthum in Europa hervorgebracht hat: obwohl sie weder seine Absicht noch seine Lehre gewesen ist. Aber es war das residuum christlicher Stimmungen, als der sehr entgegengesetzte, streng egoistische Grundglaube an das „Eins ist noth“, an die absolute Wichtigkeit des ewigen *persönlichen* Heils, mit den Dogmen, auf denen er ruhte, allmählich zurücktrat, und der Nebenglaube an die „Liebe“, an die „Nächstenliebe“, zusammenstimmend mit der ungeheuren Praxis der kirchlichen Barmherzigkeit, dadurch in den Vordergrund gedrängt wurde. Je mehr man sich von den Dogmen loslöste, um so mehr suchte man gleichsam die *Rechtfertigung* dieser Loslösung in einem Cultus der Menschenliebe: hierin hinter dem christlichen Ideale nicht zurückzubleiben, sondern es womöglich zu *überbieten*, war ein geheimer Sporn bei allen französischen Freidenkern, von Voltaire bis auf Auguste Comte: und Letzterer hat mit seiner berühmten Moralformel *vivre pour autrui* in der That das Christenthum überchristlicht. Auf deutschem Boden hat Schopenhauer, auf englischem John Stuart Mill der Lehre von den sympathischen Affectionen und vom Mitleiden oder vom Nutzen Anderer als dem Princip des Handelns die meiste Berühmtheit gegeben: aber

sie selber waren nur ein Echo — jene Lehren sind mit einer gewaltigen Triebkraft überall und in den gröbsten und feinsten Gestalten zugleich aufgeschossen, ungefähr von der Zeit der französischen Revolution an, und alle socialistischen Systeme haben sich wie unwillkürlich auf den gemeinsamen Boden dieser Lehren gestellt. Es giebt vielleicht jetzt kein besser geglaubtes Vorurtheil als diess: dass man *wisse*, was eigentlich das Moralische ausmache. Es scheint jetzt Jedermann *wohlzuthun*, wenn er hört dass die Gesellschaft auf dem Wege sei, den Einzelnen den allgemeinen Bedürfnissen *anzupassen*, und dass *das Glück und zugleich das Opfer des Einzelnen* darin liege, sich als ein nützliches Glied und Werkzeug des Ganzen zu fühlen: nur dass man gegenwärtig noch sehr schwankt, worin dieses Ganze zu suchen sei, ob in einem bestehenden oder zu begründenden Staate, oder in der Nation oder in einer Völker-Verbrüderung oder in kleinen neuen wirthschaftlichen Gemeinsamkeiten. Hierüber giebt es jetzt viel Nachdenken, Zweifeln, Kämpfen, viel Aufregung und Leidenschaft; aber wundersam und wohltonend ist die Eintracht in der Forderung, dass das ego sich zu verleugnen habe, bis es, in der Form der Anpassung an das Ganze, auch wieder seinen festen Kreis von Rechten und Pflichten bekomme, — bis es etwas ganz Neues und Anderes geworden sei. Man will nichts Geringeres — ob man es sich nun eingesteht oder nicht —, als eine gründliche Umbildung, ja Schwächung und Aufhebung des *Individuums*: man wird nicht müde, alles das Böse und Feindselige, das Verschwenderische, das Kostspielige, das Luxushafte in der bisherigen Form des individuellen Daseins aufzuzählen und anzuklagen, man hofft wohlfeiler, ungefährlicher, gleichmässiger, einheitlicher zu wirthschaften, wenn es nur noch *grosse Körper und deren Glieder* giebt. Als *gut* wird Alles empfunden, was irgendwie diesem Körper und Glieder bildenden Triebe und seinen



Hülfstrieben entspricht — diess ist der *moralische Grundstrom* in unserm Zeitalter; Mitempfindung und sociale Empfindung spielen dabei in einander über. (Kant steht noch ausserhalb dieser Bewegung: er lehrt ausdrücklich, dass wir gegen fremde Leiden unempfindlich sein müssen, wenn unser Wohlthun moralischen Werth haben soll, — was Schopenhauer, sehr ergrimmt, wie man begreifen wird, *die Kantische Abgeschmacktheit* nennt.)

133.

„*Nicht mehr an sich denken.*“ — Man überlege es sich doch recht gründlich: warum springt man einem, der vor uns in's Wasser fällt, nach, obschon man ihm gar nicht geneigt ist? Aus Mitleid: man denkt da nur noch an den Andern, — sagt die Gedankenlosigkeit. Warum empfindet man Schmerz und Unbehagen mit einem, der Blut speit, während man ihm sogar böse und feindlich gesinnt ist? Aus Mitleid: man denkt dabei eben nicht mehr an sich, — sagt die selbe Gedankenlosigkeit. Die Wahrheit ist: im Mitleid — ich meine in dem, was irreführender Weise gewöhnlich Mitleid genannt zu werden pflegt, — denken wir zwar nicht mehr bewußt an uns, aber *sehr stark unbewusst*, wie wenn wir beim Ausgleiten eines Fusses, für uns jetzt unbewusst, die zweckmässigsten Gegenbewegungen machen und dabei ersichtlich allen unseren Verstand gebrauchen. Der Unfall des Andern beleidigt uns, er würde uns unserer Ohnmacht, vielleicht unserer Feigheit überführen, wenn wir ihm nicht Abhülfe brächten. Oder er bringt schon an sich eine Verringerung unserer Ehre vor Anderen oder vor uns selber mit sich. Oder es liegt im Unfalle und Leiden eines Anderen ein Fingerzeig der Gefahr für uns; und schon als Merkmale der menschlichen Gefährdetheit und Gebrechlichkeit über-

haupt können sie auf uns peinlich wirken. Diese Art Pein und Beleidigung weisen wir zurück und vergelten sie durch eine Handlung des Mitleidens, in ihr kann eine feine Nothwehr oder auch Rache sein. Dass wir im Grunde stark an uns denken, lässt sich aus der Entscheidung errathen, welche wir in allen den Fällen treffen, wo wir dem Anblicke des Leidenden, Darbenden, Jammernden aus dem Wege gehen *können*: wir entschliessen uns, es *nicht* zu thun, wenn wir als die Mächtigeren, Helfenden hinzukommen können, des Beifalls sicher sind, unsern Glücks-Gegensatz empfinden wollen oder auch uns durch den Anblick aus der Langenweile herauszureissen hoffen. Es ist irreführend, das Leid, welches uns bei einem solchen Anblick angethan wird und das sehr verschiedener Art sein kann, Mit-Leid zu benennen, denn unter allen Umständen ist es ein Leid, von dem der vor uns Leidende *frei* ist: es ist uns zu eigen, wie ihm sein Leiden zu eigen ist. *Nur dieses eigene Leid* aber ist es, welches wir von uns abthun, wenn wir Handlungen des Mitleidens verüben. Doch thun wir Etwas der Art nie aus Einem Motive; so gewiss wir uns dabei von einem Leiden befreien wollen, so gewiss geben wir bei der gleichen Handlung einem *Antriebe der Lust nach*, — Lust entsteht beim Anblick eines Gegensatzes unsrer Lage, bei der Vorstellung, helfen zu können, wenn wir nur wollten, bei dem Gedanken an Lob und Erkenntlichkeit, im Falle wir helfen, bei der Thätigkeit der Hülfe selber, insofern der Act gelingt und als etwas schrittweise Gelingendes dem Ausführenden an sich Ergötzen macht, namentlich aber in der Empfindung, dass unsere Handlung einer empörenden Ungerechtigkeit ein Ziel setzt (schon das Auslassen seiner Empörung erquickt). Diess Alles, Alles, und noch viel Feineres hinzugerechnet, ist „Mitleid“: — wie plump fällt die Sprache mit ihrem Einen Worte über so ein polyphones Wesen her! — Dass dagegen das Mitleiden



*einartig* mit dem Leiden sei, bei dessen Anblick es entsteht, oder dass es ein besonders feines durchdringendes Verstehen für dasselbe habe, diess Beides widerspricht der *Erfahrung*, und wer es gerade in diesen beiden Hinsichten verherrlicht hat, dem *fehlte* eben auf diesem Bereiche des Moralischen die ausreichende Erfahrung. Das ist mein Zweifel bei all den unglaublichen Dingen, welche Schopenhauer vom Mitleide zu berichten weiss: er, der uns damit zum Glauben an seine grosse Neuigkeit bringen möchte, das Mitleiden — eben das von ihm so mangelhaft beobachtete, so schlecht beschriebene Mitleiden — sei die Quelle aller und jeder ehemaligen und zukünftigen moralischen Handlung — und gerade um der Fähigkeiten willen, die er ihm erst *angedichtet* hat. — Was unterscheidet schliesslich die Menschen ohne Mitleid von den mitleidigen? Vor Allem — um auch hier nur im Groben zu zeichnen — haben sie nicht die reizbare Phantasie der Furcht, das feine Vermögen der Witterung für Gefahr; auch ist ihre Eitelkeit nicht so schnell beleidigt, wenn Etwas geschieht, das sie verhindern könnten (ihre Vorsicht des Stolzes gebietet ihnen, sich nicht unnütz in fremde Dinge zu mischen, ja sie lieben es von sich selbst aus, dass Jeder sich selber helfe und seine eigenen Karten spiele). Zudem sind sie an das Ertragen von Schmerzen meistens gewöhnter als die Mitleidigen; auch will es ihnen nicht so unbillig dünken, dass Andere leiden, da sie selber gelitten haben. Zuletzt ist ihnen der Zustand der Weichherzigkeit peinlich, wie den Mitleidigen der Zustand des stoischen Gleichmuthes; sie belegen ihn mit herabsetzenden Worten und meinen, dass ihre Männlichkeit und kalte Tapferkeit dabei in Gefahr sei, — sie verheimlichen die Thräne vor Anderen und wischen sie ab, unwillig über sich selber. Es ist eine *andre* Art von Egoisten als die Mitleidigen; — sie aber im ausgezeichneten Sinne *böse*, und die Mitleidigen *gut*

zu nennen, ist Nichts als eine moralische Mode, welche ihre Zeit hat: wie auch die umgekehrte Mode ihre Zeit gehabt hat, und eine lange Zeit!

134.

*In wie fern man sich vor dem Mitleiden zu hüten hat.* — Das Mitleiden, sofern es wirklich Leiden schafft — und diess sei hier unser einziger Gesichtspunkt —, ist eine Schwäche wie jedes Sich-verlieren an einen *schädigenden* Affect. Es *vermehrt* das Leiden in der Welt: mag mittelbar auch hie und da in Folge des Mitleidens ein Leiden verringert oder gehoben werden, so darf man diese gelegentlichen und im Ganzen unbedeutenden Folgen nicht benutzen, um sein Wesen zu rechtfertigen, welches, wie gesagt, schädigend ist. Gesetzt, es herrschte auch nur Einen Tag: so gieng die Menschheit an ihm sofort zu Grunde. An sich hat es so wenig einen guten Charakter wie irgend ein Trieb: erst dort, wo es gefordert und gelobt wird — und diess geschieht dort, wo man das Schädigende in ihm nicht begreift, aber eine *Quelle der Lust* darin entdeckt — hängt sich ihm das gute Gewissen an, erst dann giebt man sich ihm gern hin und scheut nicht seine Kundgebung. Unter anderen Verhältnissen, wo begriffen wird, dass es schädigend ist, gilt es als Schwäche: oder, wie bei den Griechen, als ein krankhafter periodischer Affect, dem man durch zeitweilige willkürliche Entladungen seine Gefährlichkeit nehmen könne. — Wer einmal, versuchsweise, den Anlässen zum Mitleiden im praktischen Leben eine Zeitlang absichtlich nachgeht und sich alles Elend, dessen er in seiner Umgebung habhaft werden kann, immer vor die Seele stellt, wird unvermeidlich krank und melancholisch. Wer aber gar als Arzt *in irgend einem Sinne* der Menschheit dienen will, wird gegen jene



Empfindung sehr vorsichtig werden müssen, — sie lähmt ihn in allen entscheidenden Augenblicken und unterbindet sein Wissen und seine hülfreiche feine Hand.

135.

*Das Bemitleidetwerden.* — Unter Wilden denkt man mit moralischem Schauer an's Bemitleidetwerden: da ist man aller Tugend bar. Mitleid-gewähren heisst so viel wie Verachten: ein verächtliches Wesen will man nicht leiden sehen, es gewährt diess keinen Genuss. Dagegen einen Feind leiden zu sehen, den man als ebenbürtig-stolz anerkennt und der unter Martern seinen Stolz nicht preisgibt, und überhaupt jedes Wesen, welches sich nicht zum Mitleid-Anrufen, das heisst zur schmäblichsten und tiefsten Demüthigung verstehen will, — das ist ein Genuss der Genüsse, dabei erhebt sich die Seele des Wilden zur *Bewunderung*: er tödtet zuletzt einen solchen Tapferen, wenn er es in der Hand hat, und giebt ihm, dem *Ungebrochenen*, seine letzte Ehre: hätte er gejammert, den Ausdruck des kalten Hohnes aus dem Gesichte verloren, hätte er sich verächtlich gezeigt — nun, so hätte er leben bleiben dürfen, wie ein Hund — er hätte den Stolz des Zuschauenden nicht mehr gereizt, und an Stelle der Bewunderung wäre Mitleiden getreten.

136.

*Das Glück im Mitleiden.* — Wenn man, wie die Inder, als Ziel der ganzen intellectuellen Thätigkeit die Erkenntniss des menschlichen *Elends* aufstellt und durch viele Geschlechter des Geistes hindurch einem solchen entsetzlichen Vorsatze treu bleibt: so bekommt endlich, im Auge solcher Menschen

des *erblichen* Pessimismus, das *Mitleiden* einen neuen Werth, als *lebenerhaltende* Macht, um das Dasein doch auszuhalten, ob es gleich werth erscheint, vor Ekel und Grausen weggeworfen zu werden. Mitleiden wird das Gegenmittel gegen den Selbstmord, als eine Empfindung, welche Lust enthält und Ueberlegenheit in kleinen Dosen zu kosten giebt: es zieht von uns ab, macht das Herz voll, verscheucht die Furcht und die Erstarrung, regt zu Worten, Klagen und Handlungen an — es ist *verhältnissmässig ein Glück*, gemessen am Elende der Erkenntniss, welche das Individuum von allen Seiten in die Enge und Dunkelheit treibt und ihm den Athem nimmt. Glück aber, welches es auch sei, giebt Luft, Licht und freie Bewegung.

137.

*Warum das „Ich“ verdoppeln!* — Unsere eigenen Erlebnisse mit dem Auge ansehen, mit dem wir sie anzusehen pflegen, wenn es die Erlebnisse Anderer sind, — diess beruhigt sehr und ist eine rathsame Medicin. Dagegen die Erlebnisse Anderer so ansehen und aufnehmen, *wie als ob sie die unseren wären* — die Forderung einer Philosophie des Mitleidens —, diess würde uns zu Grunde richten, und in sehr kurzer Zeit: man mache doch nur den Versuch damit und phantasire nicht länger! Gewiss ist ausserdem jene erstere Maxime der Vernunft und dem guten Willen zur Vernünftigkeit *gemässer*, denn wir urtheilen über den Werth und Sinn eines Ereignisses objectiver, wenn es an Anderen hervortritt und nicht an uns: zum Beispiel über den Werth eines Sterbefalls, eines Geldverlustes, einer Verleumdung. Mitleiden als Princip des Handelns mit der Forderung: „leide *so* an dem Uebel des Andern, wie er selber leidet“, brächte dagegen mit sich, dass der Ich-Gesichtspunkt, mit seiner Uebertreibung



und Ausschweifung, auch noch der Gesichtspunkt des Andern, des Mitleidenden, werden müsste: so dass wir an unserm Ich und am Ich des Andern zugleich zu leiden hätten und uns derart freiwillig mit einer doppelten Unvernunft beschwerten, anstatt die Last der eigenen so gering wie möglich zu machen.

138.

*Das Zärtlicherwerden.* — Wenn wir Jemanden lieben, ehren, bewundern und nun, hinterher, finden, dass er *leidet*, — immer mit grossem Erstaunen, weil wir nicht anders denken, als dass unser von ihm herströmendes Glück aus einem überreichen Borne *eigenen* Glückes komme —, so ändert sich unser Gefühl der Liebe, Verehrung und Bewunderung, in *etwas Wesentlichem*: es wird *zärtlicher*, das heisst: die Kluft zwischen ihm und uns scheint sich zu überbrücken, eine Annäherung an Gleichheit scheint stattzufinden. Jetzt erst gilt es uns als möglich, ihm *zurückgeben* zu können, während er früher über unsere Dankbarkeit erhaben in unserer Vorstellung lebte. Es macht uns dieses Zurückgebenkönnen eine grosse Freude und Erhebung. Wir suchen zu errathen, was seinen Schmerz lindert, und geben ihm diess; will er tröstliche Worte Blicke Aufmerksamkeiten Dienste Geschenke — wir geben es; vor Allem aber: will er uns *leidend* über sein Leid, so geben wir uns als leidend, haben aber bei alledem *den Genuss der thätigen Dankbarkeit*: als welche, kurz gesagt, *die gute Rache ist*. Will und nimmt er gar Nichts von uns an, so gehen wir erkältet und traurig, fast gekränkt fort: es ist, als ob unsere Dankbarkeit zurückgewiesen würde, — und in diesem Ehrenpunkte ist der Gütigste noch kitzlich. — Aus dem Allen folgt, dass, selbst für den günstigsten Fall, im Leiden etwas Erniedrigendes

und im Mitleiden etwas Erhöbendes und Ueberlegenheit Gebendes liegt; was beide Empfindungen auf ewig von einander trennt.

139.

*Angeblich höher!* — Ihr sagt, die Moral des Mitleidens sei eine höhere Moral als die des Stoicismus? Beweist es! aber bemerkt, dass über „höher“ und „niedriger“ in der Moral nicht wiederum nach moralischen Ellen abzumessen ist: denn es giebt keine absolute Moral. Nehmt also die Maassstäbe anders woher und — nun seht euch vor!

140.

*Loben und Tadeln.* — Läuft ein Krieg unglücklich aus, so frägt man nach Dem, der „Schuld“ am Kriege sei; geht er siegreich zu Ende, so preist man seinen Urheber. Die Schuld wird überall gesucht, wo ein Misserfolg ist; denn dieser bringt eine Verstimmung mit sich, gegen welche das einzige Heilmittel unwillkürlich angewendet wird: eine neue Erregung des *Machtgefühls* — und diese findet sich in der *Verurtheilung* des „Schuldigen“. Dieser Schuldige ist nicht etwa der Sündenbock der Schuld Anderer: er ist das Opfer der Schwachen, Gedeimühtigten, Herabgestimmten, welche irgend woran sich beweisen wollen, dass sie noch Stärke haben. Auch sich selber verurtheilen kann ein Mittel sein, nach einer Niederlage sich zum Gefühl der Stärke zu verhelfen. — Dagegen ist die Verherrlichung des *Urhebers* oftmals das ebenso blinde Ergebniss eines anderen Triebes, der sein Opfer haben will, — und diessmal riecht das Opfer dem Opferthiere selber süß und einladend —: wenn nämlich das Gefühl der Macht in einem Volke, in einer Gesell-



schaft durch einen grossen und bezaubernden Erfolg überfüllt ist, und eine *Ermüdung am Siege* eintritt, so giebt man von seinem Stolze ab; es erhebt sich das Gefühl der *Hin- gebung* und sucht sich sein Object. — Ob wir *getadelt* oder *gelobt* werden, wir sind gewöhnlich dabei die Gelegenheiten, und allzuoft die willkürlich am Schopf gefassten und herbeigeschleppten Gelegenheiten für unsre Nächsten, den in ihnen angeschwollenen Trieb des Tadelns oder Lobens ausströmen zu lassen: wir erzeugen ihnen in beiden Fällen eine Wohlthat, an der wir kein Verdienst und für die sie keinen Dank haben.

141.

*Schöner, aber weniger werth.* — Malerische Moralität: das ist die Moralität der steil aufschliessenden Affecte, der schroffen Uebergänge, der pathetischen, eindringlichen, furchtbaren, feierlichen Gebärden und Töne. Es ist die *halbwilde* Stufe der Moralität: man lasse sich durch ihren ästhetischen Reiz nicht verlocken, ihr einen höheren Rang anzuweisen.

142.

*Mitempfindung.* — Um den Andern zu verstehen, das heisst um *sein Gefühl in uns nachzubilden*, gehen wir zwar häufig auf den *Grund* seines so und so bestimmten Gefühls zurück und fragen zum Beispiel: *warum* ist er betrübt? — um dann aus dem selben Grunde selber betrübt zu werden; aber viel gewöhnlicher ist es, diess zu unterlassen und das Gefühl nach den *Wirkungen*, die es am Andern übt und zeigt, in uns zu erzeugen, indem wir den Ausdruck seiner Augen, seiner Stimme, seines Ganges, seiner Haltung (oder gar deren Abbild in Wort, Gemälde, Musik) an unserem Leibe nachbilden

(mindestens bis zu einer leisen Aehnlichkeit des Muskelspiels und der Innervation). Dann entsteht in uns ein ähnliches Gefühl, in Folge einer alten Association von Bewegung und Empfindung, welche darauf eingedrillt ist, rückwärts und vorwärts zu laufen. In dieser Geschicklichkeit, die Gefühle des Andern zu verstehen, haben wir es sehr weit gebracht, und fast unwillkürlich sind wir in Gegenwart eines Menschen immer in der Uebung dieser Geschicklichkeit: man sehe sich namentlich das Linienspiel in den weiblichen Gesichtern an, wie es ganz vom unaufhörlichen Nachbilden und Widerspiegeln dessen, was um sie herum empfunden wird, erzittert und glänzt. Am deutlichsten aber zeigt uns die Musik, welche Meister wir im schnellen und feinen Errathen von Gefühlen und in der Mitempfindung sind: wenn nämlich Musik ein Nachbild vom Nachbild von Gefühlen ist und doch, trotz dieser Entfernung und Unbestimmtheit, uns noch oft genug derselben theilhaftig macht, so dass wir traurig werden, ohne den geringsten Anlass zur Trauer, wie vollkommene Narren, blos weil wir Töne und Rhythmen hören, welche irgendwie an den Stimmklang und die Bewegung von Trauernden, oder gar von deren Gebräuchen, erinnern. Man erzählt von einem dänischen König, dass er von der Musik eines Sängers so in kriegerische Begeisterung hineingerissen wurde, dass er aufsprang und fünf Personen seines versammelten Hofstaates tödtete: es gab keinen Krieg, keinen Feind, vielmehr von Allem das Gegentheil, aber die *vom Gefühle zur Ursache zurückschliessende* Kraft war stark genug, um den Augenschein und die Vernunft zu überwältigen. Allein, diess ist eben fast immer die Wirkung der Musik (gesetzt dass sie eben *wirkt* —) und man braucht so paradoxer Fälle nicht, um diess einzusehen: der Zustand des Gefühls, in den uns die Musik bringt, ist fast jedesmal im Widerspruch mit dem Augenschein unsrer wirklichen Lage



und der Vernunft, welche diese wirkliche Lage und ihre Ursachen erkennt. — Fragen wir, wodurch die Nachbildung der Gefühle Anderer uns so geläufig geworden ist, so bleibt kein Zweifel über die Antwort: der Mensch, als das furchtsamste aller Geschöpfe, vermöge seiner feinen und zerbrechlichen Natur, hat in seiner *Furchtsamkeit* die Lehrmeisterin jener Mitempfindung, jenes schnellen Verständnisses für das Gefühl des Andern (auch des Thieres) gehabt. In langen Jahrtausenden sah er in allem Fremden und Belebten eine Gefahr: er bildete sofort bei einem solchen Anblick den Ausdruck der Züge und der Haltung nach und machte seinen Schluss über die Art der bösen Absicht hinter diesen Zügen und dieser Haltung. Dieses Ausdeuten aller Bewegungen und Linien auf *Absichten* hat der Mensch sogar auf die Natur der unbeseelten Dinge angewendet — im Wahne, dass es nichts Unbeseeltes gebe: ich glaube, Alles, was wir *Naturgefühl* nennen, beim Anblick von Himmel, Flur, Fels, Wald, Gewitter, Sternen, Meer, Landschaft, Frühling, hat hier seine Herkunft, — ohne die uralte Uebung der Furcht, diess Alles auf einen zweiten dahinter liegenden Sinn hin zu sehen, hätten wir jetzt keine Freude an der Natur, wie wir keine Freude an Mensch und Thier haben würden ohne jene Lehrmeisterin des Verstehens, die Furcht. Die Freude und das angenehme Erstaunen, endlich das Gefühl des Lächerlichen, sind nämlich die später geborenen Kinder der Mitempfindung und die viel jüngeren Geschwister der Furcht. — Die Fähigkeit des raschen Verstehens — welche somit auf der Fähigkeit beruht, *sich rasch zu verstellen* — nimmt bei stolzen selbstherrlichen Menschen und Völkern ab, weil sie weniger Furcht haben: dagegen sind alle Arten des Verstehens und Sich-Verstellens unter den ängstlichen Völkern zu Hause; hier ist auch die rechte Heimath der nachahmenden Künste und der höheren Intelligenz. — Wenn ich von einer solchen Theorie der

Mitempfindung aus, wie ich sie hier vorschlage, an die jetzt gerade beliebte und heilig gesprochene Theorie eines mystischen Processes denke, vermöge dessen das *Mitleid* aus zwei Wesen Eines macht und dergestalt dem einen das unmittelbare Verstehen des andern ermöglicht: wenn ich mich erinnere, dass ein so heller Kopf wie der Schopenhauer's an solchem schwärmerischen und nichtswürdigen Krimskrums seine Freude hatte und diese Freude wieder auf helle und halbhelle Köpfe übergepflanzt hat: so weiss ich der Verwunderung und des Erbarmens kein Ende. Wie gross muss unsere Lust am unbegreiflichen Unsinn sein! Wie nahe dem Verrückten steht immer noch der ganze Mensch, wenn er auf seine *geheimen* intellectuellen Wünsche hinhört! — (*Wofür* eigentlich fühlte sich Schopenhauer gegen Kant so dankbar gestimmt, so tief verpflichtet? Es verräth sich einmal ganz unzweideutig: Jemand hatte davon gesprochen, wie dem kategorischen Imperative Kant's die *qualitas occulta* genommen und er *begreiflich* gemacht werden könne. Darüber bricht Schopenhauer in diese Worte aus: „Begreiflichkeit des kategorischen Imperativs! Grundverkehrter Gedanke! Aegyptische Finsterniss! Das verhüte der Himmel, dass der nicht noch begreiflich werde! Eben dass es ein Unbegreifliches giebt, dass *dieser Jammer des Verstandes* und seine Begriffe begrenzt, bedingt, endlich, trüglich ist; diese Gewissheit ist Kant's grosses Geschenk.“ — Man erwäge, ob Jemand einen guten Willen zur Erkenntniss der moralischen Dinge hat, der von vornherein durch den Glauben an die *Unbegreiflichkeit* dieser Dinge sich beseligt fühlt! Einer, der noch ehrlich an Erleuchtungen von Oben, an Magie und Geistererscheinungen und die metaphysische Hässlichkeit der Kröte glaubt!)



*Webe, wenn dieser Trieb erst wüthet!* — Gesetzt, der Trieb der Anhänglichkeit und Fürsorge für Andere (die „sympathische Affection“) wäre doppelt so stark, als er ist, so wäre es gar nicht auf der Erde *auszubalten*. Man bedenke doch nur, was Jeder aus Anhänglichkeit und Fürsorge *für sich selber* an Thorheiten begeht, täglich und stündlich, und wie unausstehlich er dabei anzusehn ist: wie wäre es, wenn *wir für Andere* das Object dieser Thorheiten und Zudringlichkeiten würden, mit denen sie sich bisher nur selber heimgesucht haben! Würde man dann nicht blindlings flüchten, sobald ein „Nächster“ uns nahe käme? Und die sympathische Affection mit ebenso bösen Worten belegen, mit denen wir jetzt den Egoismus belegen?

*Die Ohren vor dem Jammer zuhalten.* — Wenn wir uns durch den Jammer und das Leiden der andern Sterblichen verdüstern lassen und unsern eignen Himmel mit Wolken bedecken, wer hat denn die Folgen dieser Verdüsterung zu tragen? Eben doch die anderen Sterblichen, und zu allen ihren Lasten noch hinzu! Wir können weder *hülffreich* noch *erquicklich* für sie sein, wenn wir das Echo ihres Jammers sein wollen, ja auch wenn wir immer nur nach ihm hin unser Ohr richten; — es sei denn, dass wir die Kunst der Olympier erlernten und uns fürderhin am Unglück der Menschen *erbauten*, anstatt daran unglücklich zu werden. Das ist aber etwas zu olympierhaft für uns: obwohl wir, mit dem Genuss der Tragödie, schon einen Schritt nach diesem idealischen Götter-Kanibalthum gethan haben.

„*Unegoistisch!*“ — Jener ist hohl und will voll werden, Dieser ist überfüllt und will sich ausleeren, — Beide treibt es, sich ein Individuum zu suchen, das ihnen dazu dient. Und diesen Vorgang, im höchsten Sinne verstanden, nennt man beidemal mit Einem Worte: Liebe, — wie? die Liebe sollte etwas Unegoistisches sein?

*Auch über den Nächsten hinweg.* — Wie? Das Wesen des wahrhaft Moralischen liege darin, dass wir die nächsten und unmittelbarsten Folgen unserer Handlungen für den Andern in's Auge fassen und uns darnach entscheiden? Diess ist nur eine enge und kleinbürgerliche Moral, wenn es auch Moral sein mag: aber höher und freier scheint es mir gedacht, auch über diese nächsten Folgen für den Andern *hinwegzusehen* und entferntere Zwecke unter Umständen *auch durch das Leid des Anderen* zu fördern, — zum Beispiel die Erkenntniss zu fördern, auch trotz der Einsicht, dass unsere Freigeisterei zunächst und unmittelbar die Anderen in Zweifel, Kummer und Schlimmeres werfen wird. Dürfen wir unsern Nächsten nicht wenigstens so behandeln, wie wir uns behandeln? Und wenn wir bei uns nicht so eng und kleinbürgerlich an die unmittelbaren Folgen und Leiden denken: warum *müssten* wir es bei ihm thun? Gesetzt, wir hätten den Sinn der Aufopferung für uns: was würde uns verbieten, den Nächsten mit aufzuopfern? — so wie es bisher der Staat und der Fürst thaten, die den einen Bürger den anderen zum Opfer brachten, „der allgemeinen Interessen wegen“, wie man sagte. Aber auch wir haben allgemeine und vielleicht allgemeinere Interessen: warum sollten den



kommenden Geschlechtern nicht einige Individuen der gegenwärtigen Geschlechter zum Opfer gebracht werden dürfen? so dass ihr Gram, ihre Unruhe, ihre Verzweiflung, ihre Fehlgriiffe und Angstschritte für nöthig befunden würden, weil eine neue Pflugschar den Boden brechen und fruchtbar für Alle machen solle? — Endlich: wir theilen zugleich die Gesinnung an den Nächsten mit, in der er *sich als Opfer fühlen* kann, wir überreden ihn zu der Aufgabe, für die wir ihn benützen. Sind wir denn ohne Mitleid? Aber wenn wir auch *über unser Mitleid hinweg* gegen uns selber den Sieg erringen wollen, ist diess nicht eine höhere und freiere Haltung und Stimmung als jene, bei der man sich sicher fühlt, wenn man herausgebracht hat, ob eine Handlung dem Nächsten *wohl oder wehe thut*? Wir dagegen würden doch durch das Opfer — in welchem wir *und die Nächsten* einbegriffen sind — das allgemeine Gefühl der menschlichen *Macht* stärken und höher heben, gesetzt auch, dass wir nicht Mehr erreichten. Aber schon diess wäre eine positive Vermehrung des *Glücks*. — Zuletzt, wenn diess sogar — — doch hier kein Wort mehr! Ein Blick genügt, ihr habt mich verstanden.

147.

*Ursache des „Altruismus“.* — Von der Liebe haben die Menschen im Ganzen desshalb so emphatisch und vergöttlichend gesprochen, *weil sie Wenig davon gehabt haben* und sich niemals an dieser Kost satt essen durften: so wurde sie ihnen „Götterkost“. Möge ein Dichter einmal im Bilde einer Utopie die *allgemeine Menschenliebe* als vorhanden zeigen: gewiss, er wird einen qualvollen und lächerlichen Zustand zu beschreiben haben, dessengleichen die Erde noch nicht sah, — Jedermann nicht von Einem Liebenden umschwärmt, belästigt und ersehnt, wie es jetzt vorkommt, sondern von

Tausenden, ja von Jedermann, vermöge eines unbezwingbaren Triebes, den man dann ebenso beschimpfen und verfluchen wird, wie es die ältere Menschheit mit der Selbstsucht gethan hat; und die Dichter jenes Zustandes, wenn man ihnen zum Dichten die Ruhe lässt, von Nichts träumend als von der seligen liebelosen Vergangenheit, der göttlichen Selbstsucht, der einstmals auf Erden noch möglichen Einsamkeit, Ungestörtheit, Unbeliebtheit, Gehasstheit, Verachtetheit und wie immer die ganze Niedertracht unserer lieben Thierwelt heisst, in der *wir* leben.

148.

*Ausblick in die Ferne.* — Sind nur die Handlungen moralisch, wie man wohl definirt hat, welche um des Anderen willen und nur um seinetwillen gethan werden, so giebt es keine moralischen Handlungen! Sind nur die Handlungen moralisch — wie eine andere Definition lautet —, welche in Freiheit des Willens gethan werden, so giebt es ebenfalls keine moralischen Handlungen! — Und was ist also Das, was man so *nennt* und das doch jedenfalls existiert und erklärt sein will? Es sind die Wirkungen einiger intellectueller Fehlgriffe. — Und gesetzt, man machte sich von diesen Irrthümern frei, was würde aus den „moralischen Handlungen“? — Vermöge dieser Irrthümer theilten wir bisher einigen Handlungen einen höheren Werth zu, als sie haben: wir trennten sie von den „egoistischen“ und den „unfreien“ Handlungen ab. Wenn wir sie jetzt diesen wieder zuordnen, wie wir thun müssen, so *verringern* wir gewiss ihren Werth (ihr Werthgefühl), und zwar unter das billige Maass hinab, weil die „egoistischen“ und „unfreien“ Handlungen bisher zu niedrig geschätzt wurden, auf Grund jener angeblichen tiefsten und innerlichsten Verschiedenheit. — So werden



gerade sie von jetzt ab weniger oft gethan werden, weil sie von nun an weniger geschätzt werden? — Unvermeidlich! Wenigstens für eine gute Zeit, so lange die Wage des Werthgefühls unter der Reaction früherer Fehler steht! Aber unsere Gegenrechnung ist die, dass wir den Menschen den guten Muth zu den als egoistisch verschrienen Handlungen zurückgeben und den *Werth* derselben wiederherstellen, — *wir rauben diesen das böse Gewissen!* Und da diese bisher weit die häufigsten waren und in alle Zukunft es sein werden, so nehmen wir dem ganzen Bilde der Handlungen und des Lebens seinen *bösen Anschein!* Diess ist ein sehr hohes Ergebniss! Wenn der Mensch sich nicht mehr für böse hält, hört er auf, es zu sein!

---





## Drittes Buch

---





*Kleine abweichende Handlungen thun noth!* In den Angelegenheiten der *Sitte* auch einmal *wider* seine bessere Einsicht handeln; hier in der Praxis nachgeben und sich die geistige Freiheit vorbehalten; es so machen wie Alle und damit Allen eine Artigkeit und Wohlthat erweisen, zur Entschädigung gleichsam für das Abweichende unserer Meinungen: — das gilt bei vielen leidlich freigesinnten Menschen nicht nur als unbedenklich, sondern als „honett“, „human“, „tolerant“, „nicht pedantisch“, und wie die schönen Worte lauten mögen, mit denen das intellectuelle Gewissen in Schlaf gesungen wird: und so bringt Dieser sein Kind zur christlichen Taufe herzu und ist dabei Atheist, und Jener thut Kriegsdienste wie alle Welt, so sehr er auch den Völkerhass verdammt, und ein Dritter läuft mit einem Weibchen in die Kirche, weil es eine fromme Verwandtschaft hat, und macht Gelübde vor einem Priester, ohne sich zu schämen. „Es ist nicht *wesentlich*, wenn Unsereiner auch thut, was Alle immerdar thun und gethan haben“ — so klingt das grobe *Vorurtheil!* Der grobe Irrthum! Denn es giebt nichts *Wesentlicheres*, als wenn das bereits Mächtige, Altherkömmliche und vernunftlos Anerkannte durch die Handlung eines anerkannt Vernünftigen noch einmal bestätigt wird: damit erhält es in den Augen Aller, die davon hören, die Sanction der Vernunft selber! Alle Achtung vor euren Meinungen! Aber *kleine abweichende Handlungen* sind mehr werth!

*Der Zufall der Ehen.* — Wäre ich ein Gott, und ein wohlwollender Gott, so würden mich die *Ehen* der Menschen mehr als alles Andere ungeduldig machen. Weit, weit kann ein Einzelner vorwärts kommen, in seinen siebenzig, ja in seinen dreissig Jahren — es ist zum Erstaunen, selbst für Götter! Aber sieht man dann, wie er das Erbe und Vermächtniss dieses Ringens und Siegens, den Lorber seiner Menschlichkeit, an den ersten besten Ort aufhängt, wo ihn ein Weiblein zerpfückt; sieht man, wie gut er zu erringen, wie schlecht zu bewahren versteht, ja wie er gar nicht daran denkt, dass er mittelst der Zeugung ein noch siegreicheres Leben vorbereiten könne: so wird man, wie gesagt, ungeduldig und sagt sich „es kann aus der Menschheit auf die Dauer Nichts werden, die Einzelnen werden verschwender, der Zufall der Ehen macht alle Vernunft eines grossen Ganges der Menschheit unmöglich — hören wir auf, die eifrigen Zuschauer und Narren dieses Schauspiels ohne Ziel zu sein!“ — In dieser Stimmung zogen sich einstmals die Götter Epikur's in ihre göttliche Stille und Seligkeit zurück: sie waren der Menschen und ihrer Liebeshändel müde.

*Hier sind neue Ideale zu erfinden.* — Es sollte nicht erlaubt sein, im Zustande der Verliebtheit einen Entschluss über sein Leben zu fassen und einer heftigen Grille wegen den Charakter seiner Gesellschaft ein für allemal festzusetzen: man sollte die Schwüre der Liebenden öffentlich für ungültig erklären und ihnen die Ehe verweigern: — und zwar, weil man die Ehe unsäglich wichtiger nehmen sollte! so dass sie in solchen Fällen, wo sie bisher zu Stande kam, für gewöhnlich gerade nicht zu Stande käme! Sind nicht die meisten



Ehen der Art, dass man keinen Dritten als Zeugen wünscht? Und gerade dieser Dritte fehlt fast nie — das Kind — und ist mehr als ein Zeuge, nämlich der Sündenbock!

152.

*Eidformel.* — „Wenn ich jetzt lüge, so bin ich kein anständiger Mensch mehr, und Jeder soll es mir in's Gesicht sagen dürfen.“ — Diese Formel empfehle ich an Stelle des gerichtlichen Eides und der üblichen Anrufung Gottes dabei: sie ist *stärker*. Auch der Fromme hat keinen Grund, sich ihr zu widersetzen: sobald nämlich der bisherige Eid nicht mehr hinreichend *nützt*, muss der Fromme auf seinen Katechismus hören, welcher vorschreibt „du sollst den Namen Gottes deines Herrn nicht *unnützlich* führen!“

153.

*Ein Unzufriedener.* — Das ist einer jener alten Tapferen: er ärgert sich über die Civilisation, weil er meint, dieselbe ziele darauf, alle guten Dinge, Ehren, Schätze, schöne Weiber — auch den Feigen zugänglich zu machen.

154.

*Trost der Gefährdeten.* — Die Griechen, in einem Leben, welches grossen Gefahren und Umstürzen sehr nahe stand, suchten im Nachdenken und Erkennen eine Art Sicherheit des Gefühls und letztes refugium. Wir, in einem unvergleichlich sichreren Zustande, haben die Gefährlichkeit in's Nachdenken und Erkennen getragen und erholen und beruhigen uns von ihr *am Leben*.

*Erloschene Skepsis.* — Kühne Wagnisse sind in der neuen Zeit seltener als in der alten und mittelalterlichen — wahrscheinlich desshalb, weil die neue Zeit nicht mehr den Glauben an Vorzeichen Orakel Gestirne und Wahrsager hat. Das heisst: wir sind dazu unfähig geworden, an eine *uns* bestimmte *Zukunft zu glauben*, so wie die Alten glaubten, welche — anders als wir — in Beziehung auf Das, was *kommt*, viel weniger Skeptiker waren als in Beziehung auf Das, was *da ist*.

*Aus Uebermuth böse.* — „Dass wir uns nur nicht zu wohl fühlen!“ — das war die heimliche Herzensangst der Griechen in der guten Zeit. *Desshalb* predigten sie sich das Maass. Und wir!

*Cultus der „Nатурlaute“.* — Wohin weist es, dass unsre Cultur gegen die Aeusserungen des Schmerzes, gegen Thränen, Klagen, Vorwürfe, Gebärden der Wuth oder der Demüthigung, nicht nur geduldig ist, dass sie dieselben gut heisst und unter die edleren Unvermeidlichkeiten rechnet? — während der Geist der antiken Philosophie mit Verachtung auf sie sah und ihnen durchaus keine Nothwendigkeit zuerkannte. Man erinnere sich doch, wie Plato — das heisst: keiner von den unmenschlichsten Philosophen — von dem Philoktet der tragischen Bühne redet. Sollte unsrer modernen Cultur vielleicht „die Philosophie“ fehlen? Sollten wir, nach der Abschätzung jener alten Philosophen, vielleicht sammt und sonders zum „Pöbel“ gehören?



*Clima des Schmeichlers.* — Die hündischen Schmeichler muss man jetzt nicht mehr in der Nähe der Fürsten suchen — diese haben alle den militärischen Geschmack, und der Schmeichler geht wider diesen. Aber in der Nähe der Bankiers und Künstler wächst jene Blume auch jetzt noch.

*Die Todten-Erwecker.* — Eitle Menschen schätzen ein Stück Vergangenheit von dem Augenblick an höher, von dem an sie es nachzuempfinden vermögen (zumal wenn dies schwierig ist), ja sie wollen es womöglich jetzt wieder von den Todten erwecken. Da der Eiteln aber immer eine Unzahl da ist, so ist die Gefahr der historischen Studien, sobald eine ganze Zeit ihnen obliegt, in der That nicht gering: es wird zu viel Kraft an alle möglichen Todten-Erweckungen weggeworfen. Vielleicht versteht man die ganze Bewegung der Romantik am besten aus diesem Gesichtspunkte.

*Eitel, begehrllich und wenig weise.* — Eure Begierden sind grösser als euer Verstand, und eure Eitelkeit ist noch grösser als eure Begierden — solchen Menschen, wie ihr seid, ist von Grund aus *recht viel* christliche Praxis und dazu ein Wenig Schopenhauerische Theorie anzurathen!

*Schönheit gemäss dem Zeitalter.* — Wenn unsere Bildhauer, Maler und Musiker den Sinn der Zeit treffen wollen, so müssen sie die Schönheit gedunsen, riesenhaft und nervös

bilden: so wie die Griechen, im Banne ihrer Moral des Maasses, die Schönheit als Apollo vom Belvedere sahen und bildeten. Wir sollten ihn eigentlich *hässlich* nennen! Aber die albernern „Classicisten“ haben uns um alle Ehrlichkeit gebracht!

162.

*Die Ironie der Gegenwärtigen.* — Augenblicklich ist es Europäer-Art, alle grossen Interessen mit Ironie zu behandeln, weil man vor Geschäftigkeit in ihrem Dienste keine Zeit hat, sie ernst zu nehmen.

163.

*Gegen Rousseau.* — Wenn es wahr ist, dass unsere Civilisation etwas Erbärmliches an sich hat: so habt ihr die Wahl, mit Rousseau weiterzuschliessen, „diese erbärmliche Civilisation ist Schuld an unsrer *schlechten* Moralität“, oder gegen Rousseau zurückzuschliessen „unsere *gute* Moralität ist Schuld an dieser Erbärmlichkeit der Civilisation. Unsere schwachen unmännlichen gesellschaftlichen Begriffe von gut und böse und die ungeheure Ueberherrschaft derselben über Leib und Seele haben alle Leiber und alle Seelen endlich schwach gemacht und die selbständigen unabhängigen unbefangnen Menschen, die Pfeiler einer *starken* Civilisation, zerbrochen: wo man der *schlechten* Moralität jetzt noch begegnet, da sieht man die letzten Trümmer dieser Pfeiler.“ So stehe denn Paradoxon gegen Paradoxon! Unmöglich kann hier die Wahrheit auf beiden Seiten sein: und ist sie überhaupt auf einer von beiden? Man prüfe.



*Vielleicht verführt.* — Gegenwärtig scheint es so, dass unter allerhand falschen irreführenden Namen und zumeist in grosser Unklarheit, von Seiten Derer, welche sich nicht an die bestehenden Sitten und Gesetze gebunden halten, die ersten Versuche gemacht werden, sich zu organisiren und damit sich ein *Recht* zu schaffen: während sie bisher, als Verbrecher, Freidenker, Unsittliche, Bösewichte verschrien, unter dem Banne der Vogelfreiheit und des schlechten Gewissens, verderbt und verderbend, lebten. Diess sollte man im Ganzen und Grossen *billig und gut* finden, wenn es auch das kommende Jahrhundert zu einem gefährlichen macht und Jedem das Gewehr um die Schulter hängt: schon damit eine Gegenmacht da ist, die immer daran erinnert, dass es keine allein-moralisch-machende Moral giebt und dass jede ausschliesslich sich selber bejahende Sittlichkeit zu viel gute Kraft tödtet und der Menschheit zu theuer zu stehen kommt. Die Abweichenden, welche so häufig die Erfinderischen und Fruchtbaren sind, sollen nicht mehr geopfert werden; es soll nicht einmal mehr für schändlich gelten, von der Moral abzuweichen, in Thaten und Gedanken; es sollen zahlreiche neue Versuche des Lebens und der Gemeinschaft gemacht werden; es soll eine ungeheure Last von schlechtem Gewissen aus der Welt geschafft werden — diese allgemeinsten Ziele sollten von allen Redlichen und Wahrheitsuchenden anerkannt und gefördert werden!

*Welche Moral nicht langweilt.* — Die sittlichen Hauptgebote, die ein Volk sich immer wieder lehren und vorpredigen lässt, stehen in Beziehung zu seinen Hauptfehlern, und deshalb werden sie ihm nicht langweilig. Die Griechen, denen

die Mässigung, der kalte Muth, der gerechte Sinn und überhaupt die Verständigkeit allzuoft abhanden kamen, hatten ein Ohr für die vier sokratischen Tugenden — denn man hatte sie so nöthig und doch gerade für sie so wenig Talent!

166.

*Am Scheidewege.* — Pfui! Ihr wollt in ein System hinein, wo man entweder Rad sein muss, voll und ganz, oder unter die Räder geräth! Wo es sich von selber versteht, dass Jeder Das *ist*, wozu er von Oben her *gemacht* wird! Wo das Suchen nach „Connexion“ zu den natürlichen Pflichten gehört! Wo Keiner sich beleidigt fühlt, wenn er auf einen Mann mit dem Winke aufmerksam gemacht wird „er kann Ihnen einmal nützen“! Wo man sich nicht schämt, Besuche zu machen, um die Fürsprache einer Person zu erbitten! Wo man nicht einmal ahnt, wie man sich durch eine geflissentliche Einordnung in solche Sitten ein für allemal als geringe Töpferwaare der Natur bezeichnet hat, welche Andre verbrauchen und zerbrechen dürfen, ohne sich sehr dafür verantwortlich zu fühlen; gleich als ob man sagte: „an solcher Art, wie ich bin, wird es nie Mangel geben: nehmt mich hin! Ohne Umstände!“

167.

*Die unbedingten Huldigungen.* — Wenn ich an den gelesensten deutschen Philosophen, an den gehörtesten deutschen Musiker und an den angesehensten deutschen Staatsmann denke, so muss ich mir eingestehen: es wird den Deutschen, diesem Volke der *unbedingten* Gefühle, jetzt recht sauer gemacht, und zwar von ihren eigenen grossen Männern. Es



giebt da dreimal ein prachtvolles Schauspiel zu sehen: jedesmal einen Strom, in seinem eignen, selbstgegrabenen Strom-bette, und so mächtig bewegt, dass es öfter scheinen könnte, als wollte er den Berg hinaufströmen. Und dennoch, wie weit man seine Verehrung auch treiben möge: wer möchte nicht gern *andrer* Meinung sein als Schopenhauer, im Ganzen und Grossen! — Und wer könnte jetzt Einer Meinung mit Richard Wagner sein, im Ganzen und im Kleinen? so wahr es auch sein mag, was Jemand gesagt hat, dass überall, wo er Anstoss nimmt und wo er Anstoss giebt, ein Problem *vergraben* liegt, — genug, er selber bringt es nicht an das Licht. — Und endlich, wie Viele möchten von ganzem Herzen mit Bismarck Einer Meinung sein, wenn er selber nur mit sich Einer Meinung wäre oder auch nur Miene machte, es fürderhin zu sein! Zwar: *ohne Grundsätze, aber mit Grundtrieben*, ein beweglicher Geist im Dienste starker Grundtriebe, und eben desshalb ohne Grundsätze — das sollte an einem Staatsmanne nichts Auffälliges haben, vielmehr als das Rechte und Naturgemässe gelten; aber leider war es bisher *so* durchaus nicht deutsch! ebenso wenig als Lärm um Musik, und Missklang und Missmuth um den Musiker, ebenso wenig als die neue und ausserordentliche Stellung, welche Schopenhauer wählte: nämlich weder *über* den Dingen, noch auf den Knien vor den Dingen — beides hätte noch deutsch heissen können —, sondern *gegen* die Dinge! Unglaublich! Und unangenehm! Sich in Eine Reihe mit den Dingen stellen und doch als ihr Gegner, zu guter-letzt gar als der Gegner seiner selber! — was kann der unbedingte Verehrer mit einem solchen Vorbilde anfangen! Und was überhaupt mit drei solchen Vorbildern, die unter einander selber nicht Frieden halten wollen! Da ist Schopenhauer ein Gegner der Musik Wagner's, und Wagner ein Gegner der Politik Bismarck's, und Bismarck ein Gegner

aller Wagnerei und Schopenhauerei! Was bleibt da zu thun! Wohin sich mit seinem Durste nach der „Huldigung in Bausch und Bogen“ flüchten! Könnte man sich vielleicht aus der Musik des Musikers einige hundert Tacte guter Musik auslesen, die sich einem an's Herz legen und denen man sich gern an's Herz legt, weil sie ein Herz haben, — könnte man mit diesem kleinen Raub bei Seite gehen und den ganzen Rest — vergessen? Und ein eben solches Abkommen in Hinsicht des Philosophen und des Staatsmannes ausfindig machen — auslesen, sich an's Herz legen und namentlich *den Rest vergessen*? Ja, wenn nur das Vergessen nicht so schwer wäre! Da gab es einen sehr stolzen Menschen, der durchaus nur von sich selber etwas annehmen wollte, Gutes und Schlimmes: als er aber das *Vergessen* nöthig hatte, konnte er es sich selber nicht geben, sondern musste dreimal die Geister beschwören; sie kamen, sie hörten sein Verlangen, und zuletzt sagten sie: „nur diess gerade steht nicht in unserer Macht!“ Sollten die Deutschen sich die Erfahrung *Manfred's* nicht zu Nutze machen? Warum erst noch die Geister beschwören! Es ist unnütz, man vergisst nicht, wenn man vergessen will. Und wie gross wäre „der Rest“, den man hier, von diesen drei Grössen der Zeit, vergessen müsste, um fürderhin ihr Verehrer in Bausch und Bogen sein zu können! Da ist es doch räthlicher, die gute Gelegenheit zu benutzen und etwas Neues zu versuchen: nämlich in der *Redlichkeit gegen sich selber* zuzunehmen und aus einem Volke des gläubigen Nachsprechens und der bitterbösen blinden Feindseligkeit ein Volk der bedingten Zustimmung und der wohlwollenden Gegnerschaft zu werden; zunächst aber zu lernen, dass unbedingte Huldigungen vor Personen etwas Lächerliches sind, dass hierin umlernen auch für Deutsche nicht unrühmlich ist, und dass es einen tiefen, beherzigenswerthen Spruch giebt: „Ce qui importe, ce ne sont point



les personnes: mais les choses.“ Dieser Spruch ist wie Der, welcher ihn sprach, gross, brav, einfach und schweigsam — ganz wie Carnot, der Soldat und der Republikaner. — Aber darf man jetzt so von einem Franzosen zu Deutschen sprechen, noch dazu von einem Republikaner? Vielleicht nicht; ja vielleicht darf man nicht einmal daran erinnern, was Niebuhr seiner Zeit den Deutschen sagen durfte: Niemand habe ihm so sehr den Eindruck der *wahren Grösse* gegeben als Carnot.

168.

*Ein Vorbild.* — Was liebe ich an Thukydides, was macht, dass ich ihn höher ehre als Plato? Er hat die umfänglichste und unbefangenste Freude an allem Typischen des Menschen und der Ereignisse und findet, dass zu jedem Typus ein *Quantum guter Vernunft* gehört: *diese* sucht er zu entdecken. Er hat eine grössere praktische Gerechtigkeit als Plato; er ist kein Verlästerer und Verkleinerer der Menschen, die ihm nicht gefallen oder die ihm im Leben wehe gethan haben. Im Gegentheil: er sieht etwas Grosses in alle Dinge und Personen hinein und zu ihnen hinzu, indem er nur Typen sieht; was hätte auch die ganze Nachwelt, der er sein Werk weiht, mit dem zu schaffen, was *nicht* typisch wäre! So kommt in ihm, dem Menschen-Denker, jene *Cultur der unbefangenen Weltkenntniss* zu einem letzten herrlichen Ausblühen, welche in Sophokles ihren Dichter, in Perikles ihren Staatsmann, in Hippokrates ihren Arzt, in Demokrit ihren Naturforscher hatte: jene Cultur, welche auf den Namen ihrer Lehrer, der *Sophisten*, getauft zu werden verdient und leider von diesem Augenblicke der Taufe an uns auf einmal blass und unfassbar zu werden beginnt, — denn nun argwöhnen wir, es müsse eine sehr unsittliche Cultur gewesen

sein, gegen welche ein Plato mit allen sokratischen Schulen kämpfte! Die Wahrheit ist hier so verzwickt und verhäkelt, dass es Widerwillen macht, sie aufzudröseln: so laufe der alte Irrthum (*error veritate simplicior*) seinen alten Weg!

169.

*Das Griechische uns sehr fremd.* — Orientalisch oder Modern, Asiatisch oder Europäisch: im Verhältniss zum Griechischen ist diesem Allen die Massenhaftigkeit und der Genuss an der grossen Quantität als der Sprache des Erhabenen zu eigen, während man in Pästum, Pompeji und Athen und vor der ganzen griechischen Architektur so erstaunt darüber wird, *mit wie kleinen Massen* die Griechen etwas Erhabenes auszusprechen wissen und auszusprechen *lieben*. — Ebenfalls: wie einfach waren in Griechenland die Menschen sich selber *in ihrer Vorstellung*! Wie weit übertreffen wir sie in der Menschenkenntniss! Wie labyrinthisch aber auch nehmen sich unsere Seelen und unsre Vorstellungen von den Seelen gegen die ihrigen aus! Wollten und wagten wir eine Architektur nach *unserer* Seelen-Art (wir sind zu feige dazu!) — so müsste das Labyrinth unser Vorbild sein! Die uns eigene und uns wirklich aussprechende Musik lässt es schon errathen! (In der Musik nämlich lassen sich die Menschen gehen, weil sie wähnen, es sei Niemand da, der sie selber *unter* ihrer Musik zu sehen vermöge.)

170.

*Andere Perspective des Gefühls.* — Was ist unser Geschwätz von den Griechen! Was verstehen wir denn von ihrer Kunst, deren Seele — die Leidenschaft für die *männliche* nackte Schönheit ist! Erst *von da aus* empfanden sie die



weibliche Schönheit. So hatten sie also für sie eine völlig andere Perspective als wir. Und ähnlich stand es mit ihrer Liebe zum Weibe: sie verehrten anders, sie verachteten anders.

171.

*Die Ernährung des modernen Menschen.* — Er versteht Vieles, ja fast Alles zu verdauen — es ist seine Art Ehrgeiz: aber er würde höherer Ordnung sein, wenn er diess gerade *nicht* verstünde; homo pamphagos ist nicht die feinste Species. Wir leben zwischen einer Vergangenheit, die einen verrückteren und eigensinnigeren Geschmack hatte als wir, und einer Zukunft, die vielleicht einen gewählteren haben wird, — wir leben zu sehr in der Mitte.

172.

*Tragödie und Musik.* — Männer in einer kriegerischen Grundverfassung des Gemüths, wie zum Beispiel die Griechen in der Zeit des Aeschylus, sind *schwer zu rühren*, und wenn das Mitleiden einmal über ihre Härte siegt, so ergreift es sie wie ein Taumel und gleich einer „dämonischen Gewalt“, — sie fühlen sich dann unfrei und von einem religiösen Schauer erregt. Hinterher haben sie ihre Bedenken gegen diesen Zustand; so lange sie in ihm sind, geniessen sie das Entzücken des Ausser-sich-seins und des Wunderbaren, gemischt mit dem bittersten Wermuth des Leidens: es ist das so recht ein Getränk für Krieger, etwas Seltenes, Gefährliches und Bittersüßes, das einem nicht leicht zu Theil wird. — An Seelen, die so das Mitleiden empfinden, wendet sich die Tragödie, an harte und kriegerische Seelen, welche man schwer besiegt, sei es durch Furcht, sei es durch Mitleid, welchen es aber nütze ist, von Zeit zu Zeit *erweicht* zu

werden: aber was soll die Tragödie Denen, welche den „sympathischen Affectionen“ offen stehen wie die Segel den Winden! Als die Athener weicher und empfindsamer geworden waren, zur Zeit Plato's, — ach, wie ferne waren sie noch von der Rührseligkeit unserer Gross- und Kleinstädter! — aber doch klagten schon die Philosophen über die *Schädlichkeit* der Tragödie. Ein Zeitalter voller Gefahren wie das eben beginnende, in welchem die Tapferkeit und Männlichkeit im Preise steigen, wird vielleicht allmählich die Seelen wieder so hart machen, dass tragische Dichter ihnen noth thun: einstweilen aber waren diese ein wenig *überflüssig*, — um das mildeste Wort zu gebrauchen. — So kommt vielleicht auch für die Musik noch einmal das bessere Zeitalter (gewiss wird es das *bösere* sein!) dann, wenn die Künstler sich mit ihr an streng persönliche, in sich harte, vom dunklen Ernste eigener Leidenschaft beherrschte Menschen zu wenden haben: aber was soll die Musik diesen heutigen allzubeweglichen, unausgewachsenen, halbpersönlichen, neugierigen und nach Allem lüsternen Seelchen des verschwindenden Zeitalters!

173.

*Die Lobredner der Arbeit.* — Bei der Verherrlichung der „Arbeit“, bei dem unermüdlichen Reden vom „Segen der Arbeit“ sehe ich denselben Hintergedanken, wie bei dem Lobe der gemeinnützigen unpersönlichen Handlungen: den der Furcht vor allem Individuellen. Im Grunde fühlt man jetzt, beim Anblick der Arbeit — man meint immer dabei jene harte Arbeitsamkeit von früh bis spät —, dass eine solche Arbeit die beste Polizei ist, dass sie Jeden im Zaume hält und die Entwicklung der Vernunft, der Begehrlichkeit, des Unabhängigkeitsgelüstes kräftig zu hindern versteht. Denn sie verbraucht ausserordentlich viel Nervenkraft und entzieht



dieselbe dem Nachdenken Grübeln Träumen Sorgen Lieben Hassen, sie stellt ein kleines Ziel immer vor's Auge und gewährt leichte und regelmässige Befriedigungen. So wird eine Gesellschaft, in welcher fortwährend hart gearbeitet wird, mehr Sicherheit haben: und die Sicherheit betet man jetzt als die oberste Gottheit an. — Und nun! Entsetzen! Gerade der „Arbeiter“ ist *gefährlich* geworden! Es wimmelt von „gefährlichen Individuen“! Und hinter ihnen die Gefahr der Gefahren — *das* Individuum!

174.

*Moralische Mode einer handeltreibenden Gesellschaft.* — Hinter dem Grundsatz der jetzigen moralischen Mode: „moralische Handlungen sind die Handlungen der Sympathie für Andere“ sehe ich einen socialen Trieb der Furchtsamkeit walten, welcher sich in dieser Weise intellectuell verummmt: dieser Trieb will, als Oberstes, Wichtigstes, Nächstes, dass dem Leben *alle Gefährlichkeit* genommen werde, welche es früher hatte, und dass daran *Jeder* und mit allen Kräften helfen solle: deshalb dürfen nur Handlungen, welche auf die gemeinsame Sicherheit und das Sicherheitsgefühl der Gesellschaft abzielen, das Prädicat „gut“ bekommen! — Wie wenig Freude müssen doch jetzt die Menschen an sich haben, wenn eine solche Tyrannei der Furchtsamkeit ihnen das oberste Sittengesetz vorschreibt, wenn sie es sich so widerspruchslos anbeehlen lassen, über sich, neben sich wegzusehen, aber für jeden Nothstand, für jedes Leiden anderwärts Luchs-Augen zu haben! Sind wir denn bei einer solchen ungeheuren Absichtlichkeit, dem Leben alle Schärfe und Kanten abzureiben, nicht auf dem besten Wege, die Menschheit zu *Sand* zu machen? Sand! Kleiner, weicher, runder,

unendlicher Sand! Ist das euer Ideal, ihr Herolde der sympathischen Affectionen? — Inzwischen bleibt selbst die Frage unbeantwortet, ob man dem Andern *mehr nützt*, indem man ihm unmittelbar fortwährend beispringt und *hilft* — was doch nur sehr oberflächlich geschehen kann, wo es nicht zu einem tyrannischem Uebergreifen und Umbilden wird — oder indem man aus sich selber Etwas *formt*, was der Andre mit Genuss sieht, etwa einen schönen ruhigen in sich abgeschlossenen Garten, welcher hohe Mauern gegen die Stürme und den Staub der Landstrassen, aber auch eine gastfreundliche Pforte hat.

175.

*Grundgedanke einer Cultur der Handeltreibenden.* — Man sieht jetzt mehrfach die Cultur einer Gesellschaft im Entstehen, für welche das *Handeltreiben* ebenso sehr die Seele ist, als der persönliche Wettkampf es für die ältern Griechen und als Krieg, Sieg und Recht es für die Römer waren. Der Handeltreibende versteht Alles zu taxiren, ohne es zu machen, und zwar zu taxiren *nach dem Bedürfnisse der Consumenten*, nicht nach seinem eigenen persönlichsten Bedürfnisse; „wer und wie Viele consumiren diess?“ ist seine Frage der Fragen. Diesen Typus der Taxation wendet er nun instinctiv und immerwährend an: auf Alles, und so auch auf die Hervorbringungen der Künste und Wissenschaften, der Denker Gelehrten Künstler Staatsmänner, der Völker und Parteien, der ganzen Zeitalter: er fragt bei Allem, was geschaffen wird, nach Angebot und Nachfrage, *um für sich den Werth einer Sache festzusetzen*. Diess zum Charakter einer ganzen Cultur gemacht, bis in's Unbegrenzte und Feinste durchgedacht und allem Wollen und Können aufgeformt: das ist es, worauf ihr Menschen des nächsten Jahrhunderts stolz sein werdet:



wenn die Propheten der handeltreibenden Classe Recht haben, dieses in euren Besitz zu geben! Aber ich habe wenig Glauben an diese Propheten. Credat Judaeus Apella — mit Horaz zu reden.

176.

*Die Kritik über die Väter.* — Warum verträgt man jetzt die Wahrheit schon über die jüngste Vergangenheit? Weil immer schon eine neue Generation da ist, die sich im *Gegensatz* zu dieser Vergangenheit fühlt und die Erstlinge des Gefühls der Macht in dieser Kritik genießt. Ehemals wollte umgekehrt die neue Generation sich auf die ältere *gründen*, und sie begann sich zu *fühlen*, indem sie die Ansichten der Väter nicht nur annahm, sondern womöglich *strenger* nahm. Die Kritik über die Väter war damals lasterhaft: jetzt *beginnen* die jüngeren Idealisten damit.

177.

*Einsamkeit lernen.* — Oh ihr armen Schelme in den grossen Städten der Weltpolitik, ihr jungen begabten, vom Ehrgeize gemarterten Männer, welche es für ihre Pflicht halten, zu allen Begebenheiten — es begiebt sich immer Etwas — ihr Wort zu sagen! Welche, wenn sie auf diese Art Staub und Lärm machen, glauben der Wagen der Geschichte zu sein! Welche, weil sie immer horchen, immer auf den Augenblick passen, wo sie ihr Wort hineinwerfen können, jede ächte Productivität verlieren! Mögen sie auch noch so begierlich nach grossen Werken sein: die tiefe Schweigsamkeit der Schwangerschaft kommt nie zu ihnen! Das Ereignis des Tages jagt sie wie Spreu vor sich her, während sie meinen, das Ereigniss zu jagen — die armen Schelme! — Wenn man

einen Helden auf der Bühne abgeben will, darf man nicht daran denken, Chorus zu machen, ja man darf nicht einmal wissen, wie man Chorus macht.

178.

*Die Täglich-Abgenützten.* — Diesen jungen Männern fehlt es weder an Charakter, noch an Begabung, noch am Fleisse: aber man hat ihnen nie Zeit gelassen, sich selber eine Richtung zu geben, vielmehr sie von Kindesbeinen an gewöhnt, eine Richtung zu empfangen. Damals als sie reif genug waren, um „in die Wüste geschickt zu werden“, that man etwas Anderes — man benutzte sie, man entwendete sie sich selber, man erzog sie zu dem *täglichen Abgenutztwerden*, man machte ihnen eine Pflichtenlehre daraus — und jetzt können sie es nicht mehr entbehren und wollen es nicht anders. Nur darf man diesen armen Zugthieren ihre „Ferien“ nicht versagen — wie man es nennt, diess Musse-Ideal eines überarbeiteten Jahrhunderts: wo man einmal nach Herzenslust faulenzen und blödsinnig und kindisch sein darf.

179.

*So wenig als möglich Staat!* — Alle politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse sind es nicht werth, dass gerade die begabtesten Geister sich mit ihnen befassen dürften und müssten: ein solcher Verbrauch des Geistes ist im Grunde schlimmer als ein Nothstand. Es sind und bleiben Gebiete der Arbeit für die geringen Köpfe, und andere als die geringen Köpfe sollten dieser Werkstätte nicht zu Diensten stehen: möge lieber die Maschine wieder einmal in Stücke gehen! So wie es aber jetzt steht, wo nicht nur Alle täglich darum glauben *wissen* zu müssen, sondern auch Jedermann



alle Augenblicke dafür thätig sein will und seine eigene Arbeit darüber im Stiche lässt, ist es ein grosser und lächerlicher Wahnsinn. Man bezahlt die „allgemeine Sicherheit“ viel zu theuer um diesen Preis: und, was das Tollste ist, man bringt überdiess das Gegentheil der allgemeinen Sicherheit damit hervor, wie unser liebes Jahrhundert zu beweisen unternimmt: als ob es noch nie bewiesen wäre! Die Gesellschaft diebssicher und feuerfest und unendlich bequem für jeden Handel und Wandel zu machen und den Staat zur Vorsehung im guten und schlimmen Sinne umzuwandeln — diess sind niedere, mässige und nicht durchaus unentbehrliche Ziele, welche man nicht mit den höchsten Mitteln und Werkzeugen erstreben sollte, *die es überhaupt giebt*, — den Mitteln, die man eben für die höchsten und seltensten Zwecke sich *aufzusparen* hätte! Unser Zeitalter, so viel es von Oekonomie redet, ist ein Verschwender: es verschwendet das Kostbarste, den Geist.

180.

*Die Kriege.* — Die grossen Kriege der Gegenwart sind die Wirkungen des historischen Studiums.

181.

*Regieren.* — Die Einen regieren, aus Lust am Regieren; die Andern, um nicht regiert zu werden: — Diesen ist es nur das geringere von zwei Uebeln.

182.

*Die grobe Consequenz.* — Man sagt mit grosser Auszeichnung: „das ist ein Charakter!“ — ja! wenn er grobe Consequenz zeigt, wenn die Consequenz auch dem stumpfen

Auge einleuchtet! Aber sobald ein feinerer und tieferer Geist waltet und auf seine höhere Weise folgerichtig ist, leugnen die Zuschauer das Vorhandensein des Charakters. Desshalb spielen verschlagene Staatsmänner ihre Komödie gewöhnlich hinter einem Deckmantel der groben Consequenz.

183.

*Die Alten und die Jungen.* — „Es ist etwas Unmoralisches an den Parlamenten — so denkt Der und Jener immer noch —, denn man darf da auch Ansichten *gegen* die Regierung haben!“ — „Man muss immer die Ansicht von der Sache haben, welche der gnädige Herr befiehlt“ — das ist das elfte Gebot in manchem braven alten Kopfe, namentlich im nördlichen Deutschland. Man lacht darüber wie über eine veraltete Mode: aber ehemals war es die Moral! Vielleicht dass man auch wieder einmal über Das lacht, was jetzt, unter dem parlamentarisch erzogenen jüngeren Geschlecht als moralisch gilt: nämlich die Politik der Partei über die eigne Weisheit zu stellen und jede Frage des öffentlichen Wohles so zu beantworten, wie es gerade guten Wind für die Segel der Partei macht. „Man muss die Ansicht von der Sache haben, welche die Situation der Partei erheischt,“ — so würde der Kanon lauten. Im Dienste einer solchen Moral giebt es jetzt jede Art von Opfer, Selbstüberwindung und Martyrium.

184.

*Der Staat als Erzeugniss der Anarchisten.* — In den Ländern der gebändigten Menschen giebt es immer noch genug von den rückständigen und ungebändigten: augenblicklich sammeln sie sich in den socialistischen Lagern mehr als irgendwo anders. Sollte es dazu kommen, dass diese einmal *Gesetze*



geben, so kann man darauf rechnen, dass sie sich an eine eiserne Kette legen und furchtbare Disciplin üben werden: — *sie kennen sich!* Und sie werden diese Gesetze aushalten, im Bewusstsein, dass sie selber dieselben gegeben haben, — das Gefühl der Macht, und *dieser* Macht, ist zu jung und entzückend für sie, als dass sie nicht Alles um seinetwillen litten.

185.

*Bettler.* — Man soll die Bettler abschaffen: denn man ärgert sich, ihnen zu geben, und ärgert sich, ihnen nicht zu geben.

186.

*Geschäftsleute.* — Euer Geschäft — das ist euer grösstes Vorurtheil, es bindet euch an euren Ort, an eure Gesellschaft, an eure Neigungen. Im Geschäft fleissig — aber im Geiste faul, mit eurer Dürftigkeit zufrieden und die Schürze der Pflicht über diese Zufriedenheit gehängt: so lebt ihr, so wollt ihr eure Kinder!

187.

*Aus einer möglichen Zukunft.* — Ist ein Zustand undenkbar, wo der Uebelthäter sich selber zur Anzeige bringt, sich selber seine Strafe öffentlich dictirt, im stolzen Gefühle, dass er so das Gesetz ehrt, das er selber gemacht hat, dass er seine Macht ausübt, indem er sich straft, die Macht des Gesetzgebers? Er kann sich einmal vergehen, aber er erhebt sich durch die freiwillige Strafe über sein Vergehen, er wischt das Vergehen durch Freimüthigkeit Grösse und Ruhe nicht

nur aus: er thut eine öffentliche Wohlthat hinzu. — Diess wäre der Verbrecher einer möglichen Zukunft, welcher freilich auch eine Gesetzgebung der Zukunft voraussetzt, des Grundgedankens: „ich beuge mich nur dem Gesetze, welches ich selber gegeben habe, im Kleinen und Grossen.“ Es müssen so viele Versuche noch gemacht werden! Es muss so manche Zukunft noch an's Licht kommen!

188.

*Rausch und Ernährung.* — Die Völker werden so sehr betrogen, weil sie immer einen Betrüger *suchen*: nämlich einen aufregenden Wein für ihre Sinne. Wenn sie nur *den* haben können, dann nehmen sie wohl mit schlechtem Brode fürlieb. Der Rausch gilt ihnen mehr als die Nahrung — hier ist der Köder, an dem sie immer anbeissen werden! Was sind ihnen Männer, aus ihrer Mitte gewählt — und seien es die sachkundigsten Praktiker —, gegen glänzende Eroberer, oder alte prunkhafte Fürstenhäuser! Mindestens muss der Volksmann ihnen Eroberungen und Prunk in Aussicht stellen: so findet er vielleicht Glauben. Sie gehorchen immer und thun noch mehr als gehorchen, vorausgesetzt dass sie sich dabei berauschen können! Man darf ihnen selbst die Ruhe und das Vergnügen nicht anbieten, ohne den Lorberkranz und seine verrückt machende Kraft darin. Dieser pöbelhafte Geschmack, welcher *den Rausch wichtiger nimmt als die Ernährung*, ist aber keineswegs in der Tiefe des Pöbels entstanden: er ist vielmehr dorthin getragen, dorthin verpflanzt und dort nur noch am meisten rückständig und üppig aufschliessend, während er von den höchsten Intelligenzen her seinen Ursprung nimmt und Jahrtausende lang in ihnen geblüht hat. Das Volk ist der letzte *wilde Boden*, auf dem dieses glänzende Unkraut noch gedeihen kann. — Wie! Und ihm



gerade sollte man die Politik anvertrauen! Damit es sich aus ihr seinen täglichen Rausch mache?

189.

*Von der grossen Politik.* — So viel auch der Nutzen und die Eitelkeit, von Einzelnen wie von Völkern, in der *grossen Politik* mitwirken mögen: das gewaltigste Wasser, das sie vorwärts treibt, ist das *Bedürfniss des Machtgefühls*, welches nicht nur in den Seelen der Fürsten und Mächtigen, sondern nicht zum geringsten Theil gerade in den niederen Schichten des Volkes aus unversieglichen Quellen von Zeit zu Zeit hervorströsst. Es kommt immer wieder die Stunde, wo die Masse ihr Leben, ihr Vermögen, ihr Gewissen, ihre Tugend daranzusetzen *bereit ist*, um jenen ihren höchsten Genuss sich zu schaffen und als siegreiche, tyrannisch willkürliche Nation über andre Nationen zu schalten (oder sich schaltend zu denken). Da quellen die verschwenderischen aufopfernden hoffenden vertrauenden überverwegenen phantastischen Gefühle so reichlich herauf, dass der ehrgeizige oder klug vorsorgende Fürst einen Krieg vom Zaune brechen und das gute Gewissen des Volkes seinem Unrecht unterschieben kann. Die grossen Eroberer haben immer die pathetische Sprache der Tugend im Munde geführt: sie hatten immer Massen um sich, welche sich im Zustande der Erhebung befanden und nur die erhobenste Sprache hören wollten. Wunderliche Tollheit der moralischen Urtheile! Wenn der Mensch im Gefühle der Macht ist, so fühlt und nennt er sich *gut*: und gerade dann fühlen und nennen ihn die Anderen, an denen er seine Macht *auslassen* muss, *böse*! — Hesiod hat in der Fabel von den Menschenaltern dasselbe Zeitalter, das der homerischen Helden, zweimal hinter einander gemalt und *zwei aus einem* gemacht: von Denen aus

gesehen, welche unter dem ehernen entsetzlichen Druck dieser abenteuernden Gewaltmenschen standen oder durch ihre Vorfahren davon wussten, erschien es *böse*; aber die Nachkommen dieser ritterlichen Geschlechter verehrten in ihm eine *gute* alte selig-halbselige Zeit. Da wusste sich der Dichter nicht anders zu helfen, als er gethan hat, — er hatte wohl Zuhörer beider Gattungen um sich!

190.

*Die ehemalige deutsche Bildung.* — Als die Deutschen den andern Völkern Europa's anfiengen interessant zu werden — es ist nicht zu lange her —, geschah es vermöge einer Bildung, die sie jetzt nicht mehr besitzen, ja die sie mit einem blinden Eifer abgeschüttelt haben, wie als ob sie eine Krankheit gewesen sei: und doch wussten sie nichts Besseres dagegen einzutauschen als den politischen und nationalen Wahnsinn. Freilich haben sie mit ihm erreicht, dass sie den andern Völkern noch weit interessanter geworden sind, als sie es damals durch ihre Bildung waren: und so mögen sie ihre Zufriedenheit haben! Inzwischen ist nicht zu leugnen, dass jene deutsche Bildung die Europäer genarrt hat und dass sie eines solchen Interesses, ja einer solchen Nachahmung und wetteifernden Aneignung nicht werth war. Man sehe sich heute einmal nach Schiller, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, Hegel, Schelling um, man lese ihre Briefwechsel und führe sich in den grossen Kreis ihrer Anhänger ein: was ist ihnen gemeinsam, was an ihnen wirkt auf uns, wie wir jetzt sind, bald so unausstehlich, bald so rührend und bemitleidenswerth? Einmal die Sucht, um jeden Preis moralisch *erregt* zu erscheinen; sodann das Verlangen nach glänzenden knochenlosen Allgemeinheiten, nebst der Absicht auf ein Schönersehen-wollen in Bezug auf Alles (Charaktere Leidenschaften



Zeiten Sitten), — leider „schön“ nach einem schlechten verschwommenen Geschmack, der sich nichtsdestoweniger griechischer Abkunft rühmte. Es ist ein weicher, gutartiger, silbern glitzernder Idealismus, welcher vor Allem edel verstellte Gebärden und edel verstellte Stimmen haben will, ein Ding, ebenso anmaasslich als harmlos, beseelt vom herzlichsten Widerwillen gegen die „kalte“ oder „trockene“ Wirklichkeit, gegen die Anatomie, gegen die vollständigen Leidenschaften, gegen jede Art philosophischer Enthaltbarkeit und Skepsis, zumal aber gegen die Naturerkenntniss, sofern sie sich nicht zu einer religiösen Symbolik gebrauchen liess. Diesem Treiben der deutschen Bildung sah Goethe zu, in seiner Art: danebenstehend, mild widerstrebend, schweigsam, sich auf seinem eignen besseren Wege immer mehr bestärkend. Dem sah etwas später auch Schopenhauer zu — ihm war viel wirkliche Welt und Teufelei der Welt wieder sichtbar geworden, und er sprach davon ebenso grob als begeistert: denn diese Teufelei hat ihre *Schönheit*! — Und was verführte im Grunde die Ausländer, dass sie dem nicht so zusahen wie Goethe und Schopenhauer, oder einfach davon absahen? Es war jener matte Glanz, jenes räthselhafte Milchstrassen-Licht, welches um diese Bildung leuchtete: dabei sagte sich der Ausländer „das ist uns sehr, sehr ferne, da hört für uns Sehen, Hören, Verstehen, Geniessen, Abschätzen auf; trotzdem könnten es Sterne sein! Sollten die Deutschen in aller Stille eine Ecke des Himmels entdeckt und sich dort niedergelassen haben? Man muss suchen, den Deutschen näher zu kommen.“ Und man kam ihnen näher: während kaum viel später dieselben Deutschen sich zu bemühen anfiengen, den Milchstrassen-Glanz von sich abzustreifen; sie wussten zu gut, dass sie nicht im Himmel gewesen waren, — sondern in einer Wolke!

*Bessere Menschen!* — Man sagt mir, unsere Kunst wende sich an die gierigen, unersättlichen, ungebändigten, verekelten, zerquälten Menschen der Gegenwart und zeige ihnen ein Bild von Seligkeit, Höhe und Entweltlichung neben dem Bilde ihrer Wüsthheit: so dass sie einmal vergessen und aufathmen können, ja vielleicht den Antrieb zur Flucht und Umkehr mit aus jenem Vergessen zurückbringen. Arme Künstler, mit einem solchen Publicum! Mit solchen halb priesterlichen, halb irrenärztlichen Hintergedanken! Um wie viel glücklicher war Corneille — „unser grosser Corneille“, wie Frau von Sévigné, mit einem Accent des Weibes vor einem ganzen *Manne*, ausruft —, um wie viel höher *seine* Zuhörerschaft, welcher er mit den Bildern ritterlicher Tugenden, strenger Pflicht, grossmüthiger Aufopferung, heldenhafter Bändigung seiner selber wohlthun konnte! Wie anders liebten er und sie das Dasein, nicht aus einem blinden wüsten „Willen“ heraus, den man verflucht, weil man ihn nicht zu tödten vermag, sondern als einen Ort, auf dem Grösse und Humanität mitsammen *möglich* sind und wo selbst der strengste Zwang der Formen, die Unterwerfung unter eine fürstliche und geistliche Willkür weder den Stolz, noch die Ritterlichkeit, noch die Anmuth, noch den Geist aller Einzelnen unterdrücken können, vielmehr als ein *Reiz* und *Sporn des Gegensatzes* zur angeborenen Selbstherrlichkeit und Vornehmheit, zur ererbten Macht des Wollens und der Leidenschaft empfunden werden!

*Sich vollkommene Gegner wünschen.* — Man kann es den Franzosen nicht streitig machen, dass sie das *christlichste* Volk der Erde gewesen sind: nicht in Hinsicht darauf, dass die



Gläubigkeit der Masse bei ihnen grösser gewesen sei als anderwärts, sondern desshalb, weil bei ihnen die schwierigsten christlichen Ideale sich in Menschen verwandelt haben und nicht nur Vorstellung, Ansatz, Halbheit geblieben sind. Da steht Pascal, in der Vereinigung von Gluth, Geist und Redlichkeit der erste aller Christen, — und man erwäge, was sich hier zu vereinigen hatte! Da steht Fénelon, der vollkommene und bezaubernde Ausdruck der *kirchlichen Cultur* in allen ihren Kräften: eine goldene Mitte, die man als Historiker geneigt sein könnte, als etwas Unmögliches zu beweisen, während sie nur etwas unsäglich Schwieriges und Unwahrscheinliches gewesen ist. Da steht Frau von Guyon unter ihres Gleichen, den französischen Quietisten: und Alles, was die Beredsamkeit und die Brunst des Apostels Paulus vom Zustande der erhabensten, liebendsten, stillsten, verzücktesten Halbgöttlichkeit des Christen zu errathen gesucht hat, ist da Wahrheit geworden und hat dabei jene jüdische Zudringlichkeit, welche Paulus gegen Gott hat, abgestreift, Dank einer ächten, frauenhaften, feinen, vornehmen, altfranzösischen Naivetät in Wort und Gebärde. Da steht der Gründer der Trappistenklöster, er, der mit dem asketischen Ideale des Christenthums den letzten Ernst gemacht hat, nicht als eine Ausnahme unter Franzosen, sondern recht als Franzose: denn bis zu diesem Augenblick vermochte seine düstere Schöpfung nur unter Franzosen heimisch und kräftig zu bleiben, sie folgte ihnen in den Elsass und nach Algerien. Vergessen wir die Hugenotten nicht: schöner ist die Vereinigung des kriegerischen und arbeitsamen Sinnes, der feineren Sitte und der christlichen Strenge bisher nicht dagewesen. Und in Port Royal kam zum letzten Male das grosse christliche Gelehrtenthum zum Blühen: und das Blühen verstehen grosse Menschen in Frankreich besser als anderwärts. Ferne davon, oberflächlich zu sein, hat ein grosser

Franzose immer doch seine Oberfläche, eine natürliche Haut für seinen Inhalt und seine Tiefe, — während die Tiefe eines grossen Deutschen zumeist wie in einer krausförmigen Kapsel verschlossen gehalten wird, als ein Elixir, das vor Licht und leichtfertigen Händen durch seine harte und wunderliche Hülle sich zu schützen sucht. — Und nun erathe man, warum dieses Volk der vollendeten Typen der Christlichkeit auch die vollendeten Gegentypen des unchristlichen Freigeistes erzeugen musste! Der französische Freigeist kämpfte in sich immer mit grossen Menschen und nicht nur mit Dogmen und erhabenen Missgeburten, wie die Freigeister anderer Völker.

193.

*Esprit und Moral.* — Der Deutsche, welcher sich auf das Geheimnis versteht, mit Geist, Wissen und Gemüth langweilig zu sein, und sich gewöhnt hat, die Langeweile als moralisch zu empfinden, — hat vor dem französischen esprit die Angst, er möchte der Moral die Augen ausstechen — und doch eine Angst und Lust, wie das Vöglein vor der Klapperschlange. Von den berühmten Deutschen hat vielleicht Niemand mehr esprit gehabt als Hegel — aber er hatte dafür auch eine so grosse deutsche Angst vor ihm, dass sie seinen eigenthümlichen schlechten Stil geschaffen hat. Dessen Wesen ist nämlich, dass ein Kern umwickelt und nochmals und wiederum umwickelt wird, bis er kaum noch hindurchblickt, verschämt und neugierig — wie „junge Frau'n durch ihre Schleier blicken“, um mit dem alten Weiberhasser Aeschylus zu reden —: jener Kern ist aber ein witziger, oft vorlauter Einfall über die geistigsten Dinge, eine feine gewagte Wortverbindung, wie so Etwas in die



*Gesellschaft von Denkern* gehört, als Zukost der Wissenschaft, — aber in jenen Umwicklungen präsentirt es sich als abstruse Wissenschaft selber und durchaus als höchst moralische Langlei- weile! Da hatten die Deutschen eine ihnen *erlaubte* Form des esprit und sie genossen sie mit solchem ausgelassenen Entzücken, dass Schopenhauer's guter, sehr guter Verstand davor stille stand, — er hat zeitlebens gegen das Schauspiel, welches ihm die Deutschen boten, gepoltert, aber es nie sich zu erklären vermocht.

194.

*Eitelkeit der Morallehrer.* — Der im Ganzen geringe Erfolg der Morallehrer hat darin seine Erklärung, dass sie zu viel auf Ein Mal wollten, das heisst, dass sie zu ehrgeizig waren: sie wollten allzugern Vorschriften *für Alle* geben. Diess aber heisst im Unbestimmten schweifen und Reden an die Thiere halten, um sie zu Menschen zu machen: was Wunder, dass die Thiere diess langweilig finden! Man sollte begrenzte Kreise sich aussuchen und für sie die Moral suchen und fördern, also zum Beispiel Reden vor den Wölfen halten, um sie zu Hunden zu machen. Vor Allem aber bleibt der grosse Erfolg immer Dem, welcher weder Alle, noch begrenzte Kreise, sondern Einen erziehen will und gar nicht nach rechts und links ausspäht. Das vorige Jahrhundert ist dem unsern eben dadurch überlegen, dass es in ihm so viele einzeln erzogene Menschen gab, nebst eben so vielen Erziehern, welche hier die *Aufgabe* ihres Lebens gefunden hatten — und mit der Aufgabe auch *Würde*, vor sich und aller anderen „guten Gesellschaft“.

*Die sogenannte classische Erziehung.* — Zu entdecken, dass unser Leben der Erkenntniss *geweiht* ist; dass wir es wegwerfen würden, nein! dass wir es weggeworfen hätten, wenn nicht diese Weihe es vor uns selber schützten; jenen Versich oft und mit Erschütterung vorsprechen:

„Schicksal, ich *folge* dir! Und wollt' ich nicht,  
*ich müsst'* es doch und unter Seufzen thun!“

— Und nun, bei einem Rückblick auf den Weg des Lebens, ebenfalls entdecken, dass Etwas nicht wieder gut zu machen ist: die Vergeudung unserer Jugend, als unsre Erzieher jene wissbegierigen, heissen und durstigen Jahre nicht dazu verwandten, uns der *Erkenntniss* der Dinge entgegenzuführen, sondern der sogenannten „classischen Bildung“! Die Vergeudung unserer Jugend, als man uns ein dürftiges Wissen um Griechen und Römer und deren Sprachen ebenso ungeschickt als quälerisch beibrachte, und zuwider dem obersten Satze aller Bildung: dass man nur Dem, *der Hunger darnach hat*, eine Speise gebe! Als man uns Mathematik und Physik auf eine gewaltsame Weise aufzwang, *anstatt* uns erst in die Verzweiflung der Unwissenheit zu führen und unser kleines tägliches Leben, unsre Hantierungen und Alles, was sich zwischen Morgen und Abend im Hause, in der Werkstatt, am Himmel, in der Landschaft begiebt, in Tausende von Problemen aufzulösen, von peinigenden beschämenden aufreizenden Problemen — um unsrer Begierde dann zu zeigen, dass wir ein mathematisches und mechanisches Wissen zu allernächst *nöthig* haben, und uns dann das erste wissenschaftliche *Entzücken* an der absoluten Folgerichtigkeit dieses Wissens zu lehren! Hätte man uns auch nur die *Ehrfurcht* vor diesen Wissenschaften gelehrt, hätte man uns mit dem Ringen und Unterliegen und Wiederweiterkämpfen der Grossen, von dem Martyrium, welches



die Geschichte der *strengen* Wissenschaft ist, auch nur Ein Mal die Seele erzittern machen! Vielmehr blies uns der Hauch einer gewissen Geringschätzung der eigentlichen Wissenschaften an, zu Gunsten der Historie, der „formalen Bildung“ und der „Classicität“! Und wir liessen uns so leicht betrügen! Formale Bildung! Hätten wir nicht auf die besten Lehrer unsrer Gymnasien zeigen können, lachend und fragend: „wo ist denn da die formale Bildung? Und wenn sie fehlt, wie sollen sie dieselbe lehren!“ Und Classicität! Lernten wir Etwas von dem, worin gerade die Alten ihre Jugend erzogen? Lernten wir sprechen wie sie, schreiben wie sie? Uebten wir uns unablässig in der Fechkunst des Gesprächs, in der Dialektik? Lernten wir uns schön und stolz bewegen wie sie, ringen, werfen, faustkämpfen wie sie? Lernten wir Etwas von der praktischen Asketik aller griechischen Philosophen? Wurden wir in einer einzigen antiken Tugend geübt, und in der Weise, wie die Alten sie übten? Fehlte nicht überhaupt das ganze Nachdenken über Moral in unsrer Erziehung, um wieviel mehr gar die einzig mögliche Kritik desselben, jene strengen und muthigen Versuche, in dieser oder jener Moral *zu leben*? Erregte man in uns irgend ein Gefühl, das den Alten höher galt als den Neueren? Zeigte man uns die Eintheilung des Tages und des Lebens und die Ziele über dem Leben in einem antiken Geiste? Lernten wir auch nur die alten Sprachen so, wie wir die lebender Völker lernen, — nämlich zum Sprechen und zum Bequem- und Gut-Sprechen? Nirgends ein wirkliches Können, ein neues Vermögen als Ergebniss mühseliger Jahre! Sondern ein Wissen darum, was ehemals Menschen gekonnt und vermocht haben! Und was für ein Wissen! Nichts wird mir von Jahr zu Jahr deutlicher, als dass alles griechische und antike Wesen, so schlicht und weltbekannt es vor uns zu liegen scheint, sehr schwer verständlich, ja kaum zugänglich

ist, und dass die übliche Leichtigkeit, mit der von den Alten geredet wird, entweder eine Leichtfertigkeit oder ein alter erblicher Dünkel der Gedankenlosigkeit ist. Die ähnlichen Worte und Begriffe täuschen uns: aber hinter ihnen liegt immer eine Empfindung versteckt, welche dem modernen Empfinden fremd, unverständlich oder peinlich *sein müsste*. Das sind mir Gebiete, auf denen sich Knaben tummeln dürften! Genug, wir haben es gethan, als wir Knaben waren, und uns beinahe für immer dabei einen Widerwillen gegen das Alterthum heimgeholt, den Widerwillen einer scheinbar allzu grossen Vertraulichkeit! Denn so weit geht die stolze Einbildung unserer classischen Erzieher, gleichsam *im Besitz der Alten* zu sein, dass sie diesen Dünkel noch auf die Erzogenen überfliessen lassen, nebst dem Verdachte, dass ein solcher Besitz nicht wohl selig machen könne, sondern dass er gut genug für rechtschaffne arme närrische alte Bücher-Drachen sei: „mögen diese auf ihrem Horte brüten! er wird wohl ihrer würdig sein!“ — mit diesem stillen Hintergedanken vollendete sich unsere classische Erziehung. — Diess ist nicht wieder gut zu machen — an uns! Aber denken wir nicht nur an uns!

196.

*Die persönlichsten Fragen der Wahrheit.* — „Was ist Das eigentlich, was ich *thue*? Und was will gerade *ich* damit?“ — das ist die Frage der Wahrheit, welche bei unserer jetzigen Art Bildung nicht gelehrt und folglich nicht gefragt wird, für sie giebt es keine Zeit. Dagegen mit Kindern von Possen zu reden und nicht von der Wahrheit, mit Frauen, die später Mütter werden sollen, Artigkeiten zu reden und nicht von der Wahrheit, mit Jünglingen von ihrer Zukunft und ihrem Vergnügen zu reden und nicht von der Wahrheit, —



dafür ist immer Zeit und Lust da! — Aber was sind auch siebenzig Jahre! — das läuft hin und ist bald zu Ende; es liegt so Wenig daran, dass die Welle wisse, wie und wohin sie laufe! Ja es könnte Klugheit sein, es *nicht zu wissen*. — „Zugegeben: aber Stolz ist es nicht, auch nicht einmal darnach zu *fugen*; unsere Bildung macht die Menschen nicht stolz.“ — Um so besser! — „Wirklich?“

197.

*Die Feindschaft der Deutschen gegen die Aufklärung.* — Man überschlage den Beitrag, den die Deutschen der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mit ihrer geistigen Arbeit der allgemeinen Cultur gebracht haben, und nehme erstens die deutschen Philosophen: sie sind auf die erste und älteste Stufe der Speculation zurückgegangen, denn sie fanden in Begriffen ihr Genüge, anstatt in Erklärungen, gleich den Denkern träumerischer Zeitalter, — eine vorwissenschaftliche Art der Philosophie wurde durch sie wieder lebendig gemacht. Zweitens die deutschen Historiker und Romantiker: ihre allgemeine Bemühung gieng dahin, ältere, primitive Empfindungen und namentlich das Christenthum, die Volksseele, Volkssage, Volkssprache, die Mittelalterlichkeit, die orientalische Asketik das Inderthum zu Ehren zu bringen. Drittens die Naturforscher: sie kämpften gegen Newton's und Voltaire's Geist und suchten, gleich Goethe und Schopenhauer, den Gedanken einer vergöttlichten oder verteufelten Natur und ihrer durchgängigen ethischen und symbolischen Bedeutsamkeit wieder aufrecht zu stellen. Der ganze grosse Hang der Deutschen gieng gegen die Aufklärung und gegen die Revolution der Gesellschaft, welche mit grobem Missverständniss als deren Folge galt: die Pietät gegen alles noch Bestehende

suchte sich in Pietät gegen Alles, was bestanden hat, umzusetzen, nur damit Herz und Geist wieder einmal *voll* würden und keinen Raum mehr für zukünftige und neuernde Ziele hätten. Der Cultus des Gefühls wurde aufgerichtet an Stelle des Cultus der Vernunft, und die deutschen Musiker, als die Künstler des Unsichtbaren, Schwärmerischen, Märchenhaften, Sehnsüchtigen, bauten an dem neuen Tempel erfolgreicher als alle Künstler des Wortes und der Gedanken. Bringen wir in Anrechnung, dass unzähliges Gute im Einzelnen gesagt und erforscht worden ist und Manches seitdem billiger beurtheilt wird als jemals: so bleibt doch übrig, vom Ganzen zu sagen, dass es *keine geringe allgemeine Gefahr* war, unter dem Anscheine der voll- und endgültigsten Erkenntnis des Vergangnen die Erkenntniss überhaupt unter das Gefühl hinabzudrücken und — um mit Kant zu reden, der so seine eigene Aufgabe bestimmte — „dem Glauben wieder Bahn zu machen, indem man dem Wissen seine Grenzen wies“. Athmen wir wieder freie Luft: die Stunde dieser Gefahr ist vorübergegangen! Und seltsam: gerade die Geister, welche von den Deutschen so beredt beschworen wurden, sind auf die Dauer den Absichten ihrer Beschwörer am schädlichsten geworden, — die Historie, das Verständniss des Ursprungs und der Entwicklung, die Mitempfindung für das Vergangne, die neu erregte Leidenschaft des Gefühls und der Erkenntniss, nachdem sie alle eine Zeit lang hülfreiche Gesellen des verdunkelnden, schwärmenden, zurückbildenden Geistes schienen, haben eines Tages eine andere Natur angenommen und fliegen nun mit den breitesten Flügeln an ihren alten Beschwörern vorüber und hinauf, als neue und stärkere Genien *eben jener Aufklärung*, wider welche sie beschworen waren. Diese Aufklärung haben wir jetzt weiterzuführen — unbekümmert darum, dass es eine „grosse Revolution“ und wiederum eine „grosse Reaction“ gegen dieselbe gegeben hat,



ja dass es Beides noch giebt: es sind doch nur Wellenspiele, im Vergleiche mit der wahrhaft grossen Fluth, in welcher wir treiben und treiben wollen!

198.

*Seinem Volke den Rang geben.* — Viele grosse innere Erfahrungen haben und auf und über ihnen mit einem geistigen Auge ruhen — das macht die Menschen der Cultur, welche ihrem Volke den *Rang* geben. In Frankreich und Italien that diess der Adel, in Deutschland, wo der Adel bisher im Ganzen zu den Armen im Geiste gehörte (vielleicht nicht mehr auf lange), thaten es Priester, Lehrer und deren Nachkommen.

199.

*Wir sind vornehmer.* — Treue, Grossmuth, die Scham des guten Rufs: diese Drei in Einer Gesinnung verbunden — das nennen wir *adelig, vornehm, edel*, und damit übertreffen wir die Griechen. Wir wollen es *ja* nicht preisgeben, aus dem Gefühle, dass die alten Gegenstände dieser Tugenden in der Achtung gesunken sind (und mit Recht), sondern behutsam diesem unserm köstlichen Erbtriebe neue Gegenstände unterschieben. — Um zu begreifen, dass die Gesinnung der vornehmsten Griechen inmitten unsrer immer noch ritterlichen und feudalistischen Vornehmheit als gering und kaum anständig empfunden werden müsste, erinnere man sich jenes Trostspruchs, den Odysseus in schmähhchen Lagen im Munde führt: „Ertrag es nur, mein liebes Herz! du hast schon Hundemässigeres ertragen!“ Und dazu nehme man als Nutzenanwendung des mythischen Vorbildes die Geschichte von jenem athenischen Officier, der, vor dem ganzen

Generalstabe, von einem andern Officier mit dem Stocke bedroht, diese Schmach mit dem Worte von sich abschüttelte: „Schlag' mich nur! Nun aber höre mich auch!“ (Diess that Themistokles, jener vielgewandte Odysseus des classischen Zeitalters, der recht der Mann dazu war, in diesem schmählischen Augenblick jenen Trost- und Noth-Vers an sein „liebes Herz“ hinunterzuschicken.) Es lag den Griechen ferne, Leben und Tod einer Beschimpfung halber so leicht zu nehmen, wie wir es thun, unter dem Eindruck vererbter ritterlicher Abenteuerlichkeit und Opferlust; oder Gelegenheiten aufzusuchen, wo man Beides auf ein ehrenvolles Spiel setzen könne, wie wir bei Duellen; oder die Erhaltung des guten Namens (Ehre) höher zu achten als die Eroberung des bösen Namens, wenn Letzteres mit Ruhm und Machtgefühl verträglich ist; oder den ständischen Vorurtheilen und Glaubensartikeln Treue zu halten, wenn sie verhindern könnten, ein Tyrann zu werden. Denn diess ist das unedle Geheimniss jedes guten griechischen Aristokraten: er hält aus tiefster Eifersucht jeden seiner Standesgenossen auf gleichem Fusse mit sich, ist aber jeden Augenblick wie ein Tiger bereit, auf seine Beute, die Gewaltherrschaft, loszustürzen: was ist ihm dabei Lüge, Mord, Verrath, Verkauf der Vaterstadt! Die Gerechtigkeit wurde dieser Art Menschen ausserordentlich schwer, sie galt beinahe für etwas Unglaubliches; „der Gerechte“ — das klang unter Griechen wie „der Heilige“ unter Christen. Wenn aber gar Sokrates sagte: „der Tugendhafte ist der Glücklichste“, so traute man seinen Ohren nicht, man glaubte etwas Verrücktes gehört zu haben. Denn bei dem Bilde des Glücklichsten dachte jeder Mann vornehmer Abkunft an die vollendete Rücksichtslosigkeit und Teufelei des Tyrannen, der seinem Uebermuthe und seiner Lust Alles und Alle opfert. Unter Menschen, welche im Geheimen über ein solches Glück wild phantasirten, konnte



freilich die Verehrung des Staates nicht tief genug gepflanzt werden, — aber ich meine: Menschen, deren Machtgelüst nicht mehr so blind wüthet, wie das jener vornehmen Griechen, haben auch jene Abgötterei des Staats-Begriffes nicht mehr nöthig, mit welcher damals jenes Gelüst im Zaume gehalten wurde.

200.

*Armuth ertragen.* — Der grosse Vorzug adliger Abkunft ist, dass sie die Armuth besser ertragen lässt.

201.

*Zukunft des Adels.* — Die Gebärden der vornehmen Welt drücken aus, dass in ihren Gliedern fortwährend das Bewusstsein der Macht sein reizvolles Spiel spielt. So lässt sich der Mensch von adliger Sitte, Mann oder Weib, nicht gern wie ganz erschöpft in den Sessel fallen, er vermeidet es, wo alle Welt es sich bequem macht, zum Beispiel auf der Eisenbahn, den Rücken anzulehnen, er scheint nicht müde zu werden, wenn er stundenlang bei Hofe auf seinen Füßen steht, er richtet sein Haus nicht auf das Behagliche, sondern grossräumig und würdevoll, wie zu einem Aufenthalt grösserer (auch längerer) Wesen ein, er beantwortet eine herausfordernde Rede mit Haltung und geistiger Helle, nicht wie entsetzt, zermalmt, beschämt, ausser Athem, nach Art des Plebejers. So wie er den Anschein einer beständig gegenwärtigen hohen physischen Kraft zu wahren weiss, wünscht er auch durch beständige Heiterkeit und Verbindlichkeit, selbst in peinlichen Lagen, den Eindruck aufrecht zu erhalten, dass seine Seele und sein Geist den Gefahren und den Ueberraschungen gewachsen ist. Eine vornehme

Cultur kann in Absicht der Leidenschaften entweder dem Reiter gleichen, der Wonne empfindet, ein leidenschaftliches stolzes Thier im spanischen Tritt gehen zu lassen — man stelle sich das Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten vor Augen —, oder dem Reiter, der sein Pferd wie eine Naturgewalt unter sich hinschiessen fühlt, hart an der Grenze, wo Pferd und Reiter den Kopf verlieren, aber im Genuss der Wonne, gerade jetzt noch den Kopf oben zu behalten: in beiden Fällen athmet die vornehme *Cultur* Macht, und wenn sie sehr oft in ihren Sitten auch nur den Schein des Machtgefühls fordert, so wächst doch durch den Eindruck, welchen dieses Spiel auf die Nicht-Vornehmen macht, und durch das Schauspiel dieses Eindrucks das wirkliche Gefühl der Ueberlegenheit fortwährend. — Diess unbestreitbare Glück der vornehmen Cultur, welches auf dem Gefühl der Ueberlegenheit sich aufbaut, beginnt jetzt auf eine noch höhere Stufe zu steigen, da es nunmehr, Dank allen freien Geistern, dem adlig Geborenen und Erzogenen erlaubt und nicht mehr schimpflich ist, in den Orden der Erkenntniss zu treten und dort geistigere Weihen zu holen, höhere Ritterdienste zu lernen als bisher, und zu jenem Ideal der *siegreichen Weisheit* aufzuschauen, welches noch keine Zeit mit so gutem Gewissen vor sich aufstellen durfte wie die Zeit, welche gerade jetzt kommen will. Zu guterletzt: womit soll sich denn fürderhin der Adel beschäftigen, wenn es von Tag zu Tage mehr den Anschein hat, dass es *unanständig* wird, sich mit Politik zu befassen? — —

202.

*Zur Pflege der Gesundheit.* — Man hat kaum angefangen, über die Physiologie der Verbrecher nachzudenken, und doch steht man schon vor der unabweislichen Einsicht, dass



zwischen Verbrechern und Geisteskranken kein wesentlicher Unterschied besteht: vorausgesetzt dass man *glaubt*, die *übliche* moralische Denkweise sei die Denkweise der *geistigen Gesundheit*. Kein Glaube aber wird jetzt so gut noch geglaubt wie dieser, und so scheue man sich nicht, seine Consequenz zu ziehen und den Verbrecher wie einen Geisteskranken zu behandeln: vor Allem nicht mit hochmüthiger Barmherzigkeit, sondern mit ärztlicher Klugheit, ärztlichem guten Willen. Es thut ihm Luftwechsel, andere Gesellschaft, zeitweiliges Verschwinden, vielleicht Alleinsein und eine neue Beschäftigung noth — gut! Vielleicht findet er es selber in seinem Vortheil, eine Zeit hindurch in einem Gewahrsam zu leben, um so Schutz gegen sich selber und einen lästigen *tyrannischen Trieb* zu finden, — gut! Man soll ihm die Möglichkeit und die Mittel des Geheiltwerdens (der Ausrottung, Umbildung, Sublimirung jenes Triebes) ganz klar vorlegen, auch, im schlimmen Falle, die Unwahrscheinlichkeit desselben; man soll dem unheilbaren Verbrecher, der sich selber zum Greuel geworden ist, die Gelegenheit zum Selbstmord anbieten. Diess als äusserstes Mittel der Erleichterung vorbehalten, soll man Nichts verabsäumen, um vor Allem dem Verbrecher den guten Muth und die Freiheit des Gemüthes wieder zu geben; man soll Gewissensbisse wie eine Sache der Unreinlichkeit ihm von der Seele wischen und ihm Fingerzeige geben, wie er den Schaden, welchen er vielleicht an dem Einen geübt, durch eine Wohlthat am Andern, ja vielleicht an der Gesammtheit ausgleichen und überbieten könne. Alles in äusserster Schonung! Und namentlich in Anonymität oder unter neuen Namen und mit häufigerem Ortswechsel, damit die Unbescholtenheit des Rufes und sein künftiges Leben so wenig wie möglich dabei Gefahr laufe. Jetzt zwar will immer noch Der, welchem ein Schaden zugefügt ist, ganz abgesehen davon, wie dieser Schaden etwa gut zu

machen ist, seine *Rache* haben und wendet sich ihrethalben an die Gerichte — und diess hält einstweilen unsere abscheulichen Strafordnungen noch aufrecht, sammt ihrer Krämerwage und dem *Aufwiegenwollen der Schuld durch die Strafe*: aber dürften wir nicht hierüber hinaus kommen können? Wie erleichtert wäre das allgemeine Gefühl des Lebens, wenn man mit dem Glauben an die Schuld auch vom alten Instinct der Rache sich losmachte und es selbst als eine feine Klugheit der Glücklichen betrachtete, mit dem Christenthum den Segen über seine Feinde zu sprechen und Denen *wohlzuthun*, die uns beleidigt haben! Schaffen wir den Begriff der *Sünde* aus der Welt — und schicken wir ihm den Begriff der *Strafe* bald hinterdrein! Mögen diese verbannten Unholde irgendwo anders fürderhin, als unter Menschen, leben, wenn sie durchaus leben wollen und nicht am eigenen Ekel zu Grunde gehen! — Inzwischen erwäge man, dass die Einbusse, welche die Gesellschaft und die Einzelnen durch die Verbrecher erleiden, der Einbusse ganz gleichartig ist, welche sie von den Kranken erleiden: die Kranken verbreiten Sorge, Missmuth, produciren nicht, zehren den Ertrag Anderer auf, brauchen Wärter, Aerzte, Unterhaltung und leben von der Zeit und den Kräften der Gesunden. Trotzdem würde man jetzt Den als unmenschlich bezeichnen, welcher dafür an den Kranken *Rache* nehmen wollte. Ehedem freilich that man diess; in rohen Zuständen der Cultur, und jetzt noch bei manchen wilden Völkern, wird der Kranke in der That als Verbrecher behandelt, als die Gefahr der Gemeinde und als Wohnsitz irgend eines dämonischen Wesens, welches sich ihm in Folge einer Schuld einverleibt hat, — da heisst es: jeder Kranke ist ein Schuldiger! Und wir — sollten wir noch nicht reif für die entgegengesetzte Anschauung sein? sollten wir noch nicht sagen dürfen: jeder „Schuldige“ ist ein Kranker? — Nein, die Stunde dafür ist



noch nicht gekommen. Noch fehlen vor Allem die Aerzte, für welche Das, was wir bisher praktische Moral nannten, sich in ein Stück ihrer Heilkunst und Heilwissenschaft umgewandelt haben muss; noch fehlt allgemein jenes hungrige Interesse an diesen Dingen, das vielleicht einmal dem Sturm und Drang jener alten religiösen Erregungen nicht unähnlich erscheinen wird; noch sind die Kirchen nicht im Besitz der Pfleger der Gesundheit; noch gehört die Lehre von dem Leibe und von der Diät nicht zu den Verpflichtungen aller niederen und höheren Schulen; noch giebt es keine stillen Vereine Solcher, welche sich unter einander verpflichtet haben, auf die Hülfe der Gerichte und auf Strafe und Rache an ihren Uebelthätern zu verzichten; noch hat kein Denker den Muth gehabt, die Gesundheit einer Gesellschaft und der Einzelnen darnach zu bemessen, wie viel Parasiten sie ertragen kann, und noch fand sich kein Staatengründer, welcher die Pflugschar im Geiste jener freigebigen und mildherzigen Rede führte: „willst du das Land bauen, so baue mit dem Pfluge: da geneusst dein der Vogel und der Wolf, der hinter deinem Pfluge geht, — *es geneusst dein alle Creatur.*“

203.

*Gegen die schlechte Diät.* — Pfui über die Mahlzeiten, welche jetzt die Menschen machen, in den Gasthäusern sowohl als überall, wo die wohlbestellte Classe der Gesellschaft lebt! Selbst wenn hochansehnliche Gelehrte zusammenkommen, ist es dieselbe Sitte, welche ihren Tisch, wie den des Banquiers füllt: nach dem Gesetz des „Vielzuviel“ und des „Vielerlei“, — woraus folgt, dass die Speisen auf den Effect und nicht auf die Wirkung hin zubereitet werden, und aufregende Getränke helfen müssen, die Schwere im

Magen und Gehirn zu vertreiben. Pfui, welche Wüstheit und Ueberempfindsamkeit muss die allgemeine Folge sein! Pfui, welche Träume müssen ihnen kommen! Pfui, welche Künste und Bücher werden der Nachtschmahl solcher Mahlzeiten sein! Und mögen sie thun, was sie wollen: in ihrem Thun wird der Pfeffer und der Widerspruch oder die Weltmüdigkeit regieren! (Die reiche Classe in England hat ihr Christenthum nöthig, um ihre Verdauungsbeschwerden und ihre Kopfschmerzen ertragen zu können.) Zuletzt, um das Lustige an der Sache und nicht nur deren Ekelhaftes zu sagen, sind diese Menschen keineswegs Schlemmer; unser Jahrhundert und seine Art Geschäftigkeit ist mächtiger über ihre Glieder als ihr Bauch: was wollen also diese Mahlzeiten? — *Sie repräsentieren!* Was, in aller Heiligen Namen? Den Stand? — Nein, das *Geld*: man hat keinen Stand mehr! Man ist „Individuum“! Aber Geld ist Macht, Ruhm, Würde, Vorrang, Einfluss; Geld macht jetzt das grosse oder kleine moralische Vorurtheil für einen Menschen, je nachdem er davon hat! Niemand will es unter den Scheffel, Niemand möchte es auf den Tisch stellen; folglich muss das Geld einen Repräsentanten haben, den man auf den Tisch stellen kann: siehe unsere Mahlzeiten! —

204.

*Danae und Gott im Golde.* — Woher diese unmässige Ungeduld, welche jetzt den Menschen zum Verbrecher macht, in Zuständen, welche den entgegengesetzten Hang besser erklären würden? Denn wenn Dieser falsches Gewicht gebraucht, Jener sein Haus anbrennt, nachdem er es hoch versichert hat, ein Dritter am Prägen falschen Geldes Antheil nimmt, wenn drei Viertel der höheren Gesellschaft dem erlaubten Betrüge nachhängt und am schlechten Gewissen der



Börse und der Speculation zu tragen hat: was treibt sie? Nicht die eigentliche Noth, es geht ihnen nicht so ganz schlecht, vielleicht sogar essen und trinken sie ohne Sorge — aber eine furchtbare Ungeduld darüber, dass das Geld sich zu langsam häuft, und eine ebenso furchtbare Lust und Liebe zu gehäuften Gelde drängt sie bei Tage und bei der Nacht. In dieser Ungeduld und dieser Liebe aber kommt jener Fanatismus des *Machtgelüstes* wieder zum Vorschein, welcher ehemals durch den Glauben, im Besitz der Wahrheit zu sein, entzündet wurde und der so schöne Namen trug, dass man es darauf hin wagen konnte, *mit gutem Gewissen* unmenschlich zu sein (Juden, Ketzer und gute Bücher zu verbrennen und ganze höhere Culturen, wie die von Peru und Mexiko, auszurotten). Die Mittel des Machtgelüstes haben sich verändert, aber derselbe Vulkan glüht noch immer, die Ungeduld und die unmässige Liebe wollen ihre Opfer: und was man ehemals „um Gotteswillen“ that, thut man jetzt um des Geldes willen, das heisst um dessen willen, was *jetzt* am höchsten Machtgefühl und gutes Gewissen giebt.

205.

*Vom Volke Israel.* — Zu den Schauspielen, auf welche uns das nächste Jahrhundert einladet, gehört die Entscheidung im Schicksale der europäischen Juden. Dass sie ihren Würfel geworfen, ihren Rubikon überschritten haben, greift man jetzt mit beiden Händen: es bleibt ihnen nur noch übrig, entweder die Herren Europa's zu werden oder Europa zu verlieren, so wie sie einst vor langen Zeiten Aegypten verloren, wo sie sich vor ein ähnliches Entweder-Oder gestellt hatten. In Europa aber haben sie eine Schule von achtzehn Jahrhunderten durchgemacht, wie sie hier kein andres Volk aufweisen kann, und zwar so, dass nicht eben

der Gemeinschaft, aber umsomehr den Einzelnen die Erfahrungen dieser entsetzlichen Uebungszeit zu Gute gekommen sind. In Folge davon sind die seelischen und geistigen Hülfquellen bei den jetzigen Juden ausserordentlich; sie greifen in der Noth am seltensten von Allen, die Europa bewohnen, zum Becher oder zum Selbstmord, um einer tiefen Verlegenheit zu entgehen, — was dem geringer Begabten so nahe liegt. Jeder Jude hat in der Geschichte seiner Väter und Grossväter eine Fundgrube von Beispielen kältester Besonnenheit und Beharrlichkeit in furchtbaren Lagen, von feinsten Ueberlistungen und Ausnützung des Unglücks und des Zufalls; ihre Tapferkeit unter dem Deckmantel erbärmlicher Unterwerfung, ihr Heroismus im sperrnere se spenni übertrifft die Tugenden aller Heiligen. Man hat sie verächtlich machen wollen, dadurch dass man sie zwei Jahrtausende lang verächtlich behandelte und ihnen den Zugang zu allen Ehren, zu allem Ehrbaren verwehrte, dafür sie um so tiefer in die schmutzigeren Gewerbe hineinstiess, — und wahrhaftig, sie sind unter dieser Procedur nicht reinlicher geworden. Aber verächtlich? Sie haben selber nie aufgehört, sich zu den höchsten Dingen berufen zu glauben, und ebenso haben die Tugenden aller Leidenden nie aufgehört, sie zu schmücken. Die Art, wie sie ihre Väter und ihre Kinder ehren, die Vernunft ihrer Ehen und Ehesitten zeichnet sie unter allen Europäern aus. Zu alledem verstanden sie es, ein Gefühl der Macht und der ewigen Rache sich aus eben den Gewerben zu schaffen, welche man ihnen überliess (oder denen man sie überliess); man muss es zur Entschuldigung selbst ihres Wuchers sagen, dass sie ohne diese gelegentliche angenehme und nützliche Folterung ihrer Verächter es schwerlich ausgehalten hätten, sich so lange selbst zu achten. Denn unsere Achtung vor uns selber ist daran gebunden, dass wir Wiedervergeltung im Guten und Schlimmen üben können. Dabei reisst sie ihre Rache nicht



leicht zu weit: denn sie haben Alle die Freisinnigkeit, auch die der Seele, zu welcher der häufige Wechsel des Ortes, des Klima's, der Sitten von Nachbarn und Unterdrückern den Menschen erzieht, sie besitzen die bei Weitem grösste Erfahrung in allem menschlichen Verkehre und üben selbst in der Leidenschaft noch die Vorsicht dieser Erfahrung. Ihrer geistigen Geschmeidigkeit und Gewitztheit sind sie so sicher, dass sie nie, selbst in der bittersten Lage nicht, nöthig haben, mit der physischen Kraft, als grobe Arbeiter, Lastträger, Ackerbausclaven ihr Brod zu erwerben. Ihren Manieren merkt man noch an, dass man ihnen niemals ritterlich vornehme Empfindungen in die Seele und schöne Waffen um den Leib gegeben hat: etwas Zudringliches wechselt mit einer oft zärtlichen, fast stets peinlichen Unterwürfigkeit. Aber jetzt, da sie unvermeidlich von Jahr zu Jahr mehr sich mit dem besten Adel Europa's verschwägern, werden sie bald eine gute Erbschaft von Manieren des Geistes und Leibes gemacht haben: so dass sie in hundert Jahren schon vornehm genug dreinschauen werden, um als Herren bei den ihnen Unterworfenen nicht *Scham* zu erregen. Und darauf kommt es an! Desshalb ist ein Austrag ihrer Sache für jetzt noch verfrüht! Sie wissen selber am besten, dass an eine Eroberung Europa's und an irgend welche Gewalt-samkeit für sie nicht zu denken ist: wohl aber, dass Europa irgendwann einmal wie eine völlig reife Frucht ihnen in die Hand fallen dürfte, welche sich ihr nur leicht entgegenstreckt. Inzwischen haben sie dazu nöthig, auf allen Gebieten der europäischen Auszeichnung sich auszuzeichnen und unter den Ersten zu stehen: bis sie es so weit bringen, Das, was auszeichnen soll, selber zu bestimmen. Dann werden sie die Erfinder und Wegzeiger der Europäer heissen und nicht mehr deren Scham beleidigen. Und wohin soll auch diese Fülle angesammelter grosser Eindrücke, welche die jüdische Geschichte für jede jüdische Familie

ausmacht, diese Fülle von Leidenschaften, Tugenden, Entschlüssen, Entsagungen, Kämpfen, Siegen aller Art, — wohin soll sie sich ausströmen, wenn nicht zuletzt in grosse geistige Menschen und Werke! Dann, wenn die Juden auf solche Edelsteine und goldene Gefässe als ihr Werk hinzuweisen haben, wie sie die europäischen Völker kürzerer und weniger tiefer Erfahrung nicht hervorzubringen vermögen und vermochten, wenn Israel seine ewige Rache in eine ewige Segnung Europa's verwandelt haben wird: dann wird jener siebente Tag wieder einmal da sein, an dem der alte Judengott sich seiner selber, seiner Schöpfung und seines auserwählten Volkes *freuen* darf, — und wir Alle, Alle wollen uns mit ihm freun!

206.

*Der unmögliche Stand.* — Arm, fröhlich und unabhängig! — das ist beisammen möglich; arm, fröhlich und Slave! — das ist auch möglich, — und ich wüsste den Arbeitern der Fabrik-Slaverei nichts Besseres zu sagen: gesetzt, sie empfinden es nicht überhaupt als *Schande*, dergestalt, wie es geschieht, als Schrauben einer Maschine und gleichsam als Lückenbüsser der menschlichen Erfindungskunst *verbraucht* zu werden! Pfui! zu glauben, dass durch höhere Zahlung das *Wesentliche* ihres Elends, ich meine ihre unpersönliche Verknechtung, gehoben werden könne! Pfui! sich aufreden zu lassen, durch eine Steigerung dieser Unpersönlichkeit, innerhalb des maschinenhaften Getriebes einer neuen Gesellschaft, könne die Schande der Slaverei zur Tugend gemacht werden! Pfui! einen Preis zu haben, für den man nicht mehr Person bleibt, sondern Schraube wird! Seid ihr die Mitverschworenen in der jetzigen Narrheit der Nationen, welche vor Allem möglichst Viel produciren und möglichst



reich sein wollen? Eure Sache wäre es, ihnen die Gegenrechnung vorzuhalten: wie grosse Summen *inneren* Werthes für ein solches äusserliches Ziel weggeworfen werden! Wo ist aber euer innerer Werth, wenn ihr nicht mehr wisst, was frei athmen heisst? euch selber nicht einmal nothdürftig in der Gewalt habt? eurer wie eines abgestandenen Getränkes allzu oft überdrüssig werdet? nach der Zeitung hinhorcht und den reichen Nachbar anschielt, lüstern gemacht durch das schnelle Steigen und Fallen von Macht, Geld und Meinungen? wenn ihr keinen Glauben mehr an die Philosophie, die Lumpen trägt, an die Freimüthigkeit des Bedürfnislosen habt? wenn euch die freiwillige idyllische Armuth, Berufs- und Ehelosigkeit, wie sie recht wohl den Geistigeren unter euch anstehen sollte, zum Gelächter geworden ist? Dagegen die Pfeife der socialistischen Rattenfänger immer im Ohre tönt, die euch mit tollen Hoffnungen brünstig machen wollen? welche euch heissen, *bereit* zu sein und Nichts weiter, bereit von heute auf morgen, so dass ihr auf Etwas von Aussen her wartet und wartet und in Allem sonst lebt, wie ihr sonst gelebt habt, — bis dieses Warten zum Hunger und zum Durst und zum Fieber und zum Wahnsinn wird, und endlich der Tag der *bestia triumphans* in aller Herrlichkeit aufgeht? — Dagegen sollte doch Jeder bei sich denken: „lieber auswandern, in wilden und frischen Gegenden der Welt *Herr* zu werden suchen und vor Allem Herr über mich selber; den Ort so lange wechseln, als noch irgend ein Zeichen von Sklaverei mir winkt; dem Abenteuer und dem Kriege nicht aus dem Wege gehen und für die schlimmsten Zufälle den Tod in Bereitschaft halten: nur nicht länger diese unanständige Knechtschaft, nur nicht länger diess Sauer- und Giftig- und Verschwörerischwerden!“ Diess wäre die rechte Gesinnung: die Arbeiter in Europa sollten sich *als Stand* fürderhin für eine Menschen-Unmöglichkeit,

und nicht nur, wie meistens geschieht, als etwas hart und unzweckmässig Eingerichtetes erklären; sie sollten ein Zeitalter des grossen Ausschwärmens im europäischen Bienenstocke heraufführen, wie dergleichen bisher noch nicht erlebt wurde, und, durch diese That der Freizügigkeit im grossen Stil, gegen die Maschine, das Capital und die jetzt ihnen drohende Wahl protestiren, entweder Slave des Staates oder Slave einer Umsturz-Partei werden zu *müssen*. Möge sich Europa des vierten Theiles seiner Bewohner erleichtern! Ihm und ihnen wird es leichter um's Herz werden! In der Ferne erst, bei den Unternehmungen schwärmender Colonisten-Züge, wird man recht erkennen, wie viel gute Vernunft und Billigkeit, wie viel gesundes Misstrauen die Mutter Europa ihren Söhnen einverleibt hat — diesen Söhnen, welche es neben ihr, dem verdumpften alten Weibe, nicht mehr aushalten konnten und Gefahr liefen, griesgrämig, reizbar und genussstüchtig, wie sie selber, zu werden. Ausserhalb Europa's werden die Tugenden Europa's mit diesen Arbeitern auf der Wanderschaft sein; und Das, was zu gefährlichem Missmuth und verbrecherischem Hange innerhalb der Heimath zu entarten begann, wird draussen eine wilde schöne Natürlichkeit gewinnen und Heroismus heissen. — So käme doch endlich auch wieder reinere Luft in das alte, jetzt übervölkerte und in sich brütende Europa! Mag es immerhin dann an „Arbeitskräften“ etwas fehlen! Vielleicht wird man sich dabei besinnen, dass man an viele Bedürfnisse sich erst seitdem gewöhnt hat, als es so *leicht* wurde, sie zu befriedigen, — man wird einige Bedürfnisse wieder verlernen! Vielleicht auch wird man dann *Chinesen* hereinholen: und diese würden die Denk- und Lebensweise mitbringen, welche sich für arbeitsame Ameisen schickt. Ja, sie könnten im Ganzen dazu helfen, dem unruhigen und sich aufreibenden Europa etwas asiatische Ruhe und Betrachtsamkeit und —



was am meisten wohl noth thut — asiatische *Dauerhaftigkeit* in's Geblüt zu geben.

207.

*Verhalten der Deutschen zur Moral.* — Ein Deutscher ist grosser Dinge fähig, aber es ist unwahrscheinlich, dass er sie thut: denn er gehorcht, *wo er kann*, wie diess einem an sich trägen Geiste wohlthut. Wird er in die Noth gebracht, allein zu stehen und seine Trägheit abzuwerfen, ist es ihm nicht mehr möglich, als Ziffer in einer Summe unterzuducken (in dieser Eigenschaft ist er bei Weitem nicht so viel werth wie ein Franzose oder Engländer) — so entdeckt er seine Kräfte: dann wird er gefährlich, böse, tief, verwegen und bringt den Schatz von schlafender Energie an's Licht, den er in sich trägt und an den sonst Niemand (und er selber nicht) glaubte. Wenn ein Deutscher sich in solchem Falle selbst gehorcht — es ist die grosse Ausnahme —, so geschieht es mit der gleichen Schwerfälligkeit, Unerbittlichkeit und Dauer, mit der er sonst seinem Fürsten, seinen amtlichen Obliegenheiten gehorcht: so dass er, wie gesagt, *dann grossen* Dingen gewachsen ist, die zu dem „schwachen Charakter“, den er bei sich voraussetzt, in gar keinem Verhältniss stehen. Für gewöhnlich aber fürchtet er sich, *von sich allein* abzuhängen, zu *improvisiren*: deshalb verbraucht Deutschland so viel Beamte, so viel Tinte. — Der Leichtsinn ist ihm fremd, für ihn ist er zu ängstlich; aber in ganz neuen Lagen, die ihn aus der Schläfrigkeit herausziehen, ist er *beinahe* leichtsinnig; er geniesst dann die Seltenheit der neuen Lage wie einen Rausch, und er versteht sich auf den Rausch! So ist der Deutsche jetzt in der Politik beinahe leichtsinnig: hat er das Vorurtheil der Gründlichkeit und des Ernstes auch hier für sich und benutzt er es im Verkehr mit den anderen

politischen Mächten reichlich, so ist er doch insgeheim voller Uebermut, einmal schwärmen und launenhaft und neuerungssüchtig sein zu dürfen und mit Personen, Parteien, Hoffnungen wie mit Masken zu wechseln. — Die deutschen Gelehrten, welche bisher das Ansehen hatten, die Deutschesten unter den Deutschen zu sein, waren und sind vielleicht noch so gut wie die deutschen Soldaten, wegen ihres tiefen, fast kindlichen Hanges zum Gehorchen in allen äusseren Dingen und der Nöthigung, in der Wissenschaft viel allein zu stehen und Viel zu verantworten; wenn sie ihre stolze schlichte und geduldige Art und ihre Freiheit von politischer Narrheit sich zu sichern wissen, in Zeiten, wo der Wind anders bläst, so steht noch Grosses von ihnen zu erwarten: so wie sie sind (oder waren), sind sie der embryonische Zustand von etwas *Höherem*. — Der Vortheil und der Nachtheil der Deutschen, und selbst ihrer Gelehrten, war bisher, dass sie dem Aberglauben und der Lust, zu glauben, näher standen als andere Völker; ihre Laster sind, nach wie vor, der Trunk und der Hang zum Selbstmord (dieser ein Zeichen von Schwerfälligkeit des Geistes, der schnell dazu gebracht werden kann, die Zügel wegzuerwerfen); ihre Gefahr liegt in Allem, was die Verstandeskräfte bindet und die Affecte entfesselt (wie zum Beispiel der übermässige Gebrauch der Musik und der geistigen Getränke): denn der deutsche Affect ist gegen den eignen Nutzen gerichtet und selbstzerstörerisch wie der des Trunkenbolds. Die Begeisterung selber ist in Deutschland weniger werth als anderwärts, denn sie ist unfruchtbar. Wenn je ein Deutscher etwas Grosses that, so geschah es in der Noth, im Zustande der Tapferkeit, der zusammengebissenen Zähne, der gespanntesten Besonnenheit und oft der Grossmuth. — Der Umgang mit ihnen wäre wohl anzurathen — denn fast jeder Deutsche hat Etwas zu *geben*, wenn man versteht, ihn dahin zu bringen, dass er es



*findet, wiederfindet* (er ist unordentlich in sich). — — Wenn nun ein Volk dieser Art sich mit Moral abgiebt: welche Moral wird es sein, die gerade ihm genugthut? Sicherlich wird es zuerst wollen, dass sein herzlicher Hang zum Gehorsam in ihr idealisirt erscheine. „Der Mensch muss Etwas haben, dem er *unbedingt gehorchen* kann“ — das ist eine deutsche Empfindung, eine deutsche Folgerichtigkeit: man begegnet ihr auf dem Grunde aller deutschen Morallehren. Wie anders ist der Eindruck, wenn man sich vor die gesammte antike Moral stellt! Alle diese griechischen Denker, so vielartig ihr Bild uns entgegenkommt, scheinen als Moralisten dem Turnmeister zu gleichen, der einem Jünglinge zuspricht „Komm! Folge mir! Ergieb dich meiner Zucht! So wirst du es vielleicht so hoch bringen, vor allen Hellenen einen Preis davonzutragen.“ Persönliche Auszeichnung — das ist die antike Tugend. Sich unterwerfen, folgen, öffentlich oder in der Verborgenheit, — das ist deutsche Tugend. — Lange vor Kant und seinem kategorischen Imperativ hatte Luther aus der selben Empfindung gesagt: es müsse ein Wesen geben, dem der Mensch unbedingt vertrauen könne, — es war sein *Gottesbeweis*, er wollte, gröber und volkstümlicher als Kant, dass man nicht einem Begriff, sondern einer Person unbedingt gehorche und schliesslich hat auch Kant seinen Umweg um die Moral nur deshalb genommen, um zum *Gehorsam gegen die Person* zu gelangen: das ist eben der Cultus des Deutschen, je weniger ihm gerade vom Cultus in der Religion übrig geblieben ist. Griechen und Römer empfanden anders und würden über ein solches „*es muss ein Wesen geben*“ — gespottet haben: es gehörte zu ihrer südländischen Freiheit des Gefühls, sich des „unbedingten Vertrauens“ zu erwehren und im letzten Verschluss des Herzens eine kleine Skepsis gegen Alles und Jedes, sei es Gott oder Mensch oder Begriff, zurückzubehalten. Gar der

antike Philosoph! Nil admirari — in diesem Satze sieht er die Philosophie. Und ein Deutscher, nämlich Schopenhauer, geht so weit im Gegentheil, zu sagen: admirari id est philosophari. — Wie aber nun, wenn der Deutsche einmal, wie es vorkommt, in den Zustand geräth, wo er *grosser Dinge* fähig ist? Wenn die Stunde der *Ausnahme*, die Stunde des Ungehorsams kommt? — Ich glaube nicht, dass Schopenhauer mit Recht sagt, es sei der einzige Vorzug der Deutschen vor andern Völkern, dass es unter ihnen mehr Atheisten gebe als anderwärts, — aber Das weiss ich: wenn der Deutsche in den Zustand geräth, wo er grosser Dinge fähig ist, so *erhebt er sich allemal über die Moral!* Und wie sollte er nicht? Jetzt muss er etwas Neues thun, nämlich befehlen — sich oder Anderen! Das Befehlen hat ihn aber seine deutsche Moral nicht gelehrt! Das Befehlen ist in ihr vergessen!

---



## Viertes Buch

---





*Gewissensfrage.* — „Und in summa: was wollt ihr eigentlich Neues?“ — Wir wollen nicht mehr die Ursachen zu Sündern und die Folgen zu Henkern machen.

*Die Nützlichkeit der strengsten Theorien.* — Man sieht einem Menschen viele Schwächen der Moralität nach und handhabt dabei ein grobes Sieb, *vorausgesetzt* dass er sich immer zur strengsten *Theorie der Moral* bekennt! Dagegen hat man das Leben der freigeistischen Moralisten immer unter das Mikroskop gestellt: mit dem Hintergedanken, dass ein Fehltritt des Lebens das sicherste Argument gegen eine unwillkommene Erkenntniss sei.

*Das „an sich“.* — Ehemals fragte man: was ist das Lächerliche? — wie als ob es ausser uns Dinge gebe, welchen das Lächerliche als Eigenschaft anhafte, und man erschöpfte sich in Einfällen (ein Theologe meinte sogar, dass „es die Naivetät der Sünde“ sei). Jetzt fragt man: was ist das Lachen? Wie entsteht das Lachen? Man hat sich besonnen und endlich festgestellt, dass es nichts Gutes, nichts Schönes, nichts Erhabenes, nichts Böses an sich giebt, wohl aber Seelenzustände, in denen wir die Dinge ausser und in uns mit solchen Worten belegen. Wir haben die Prädicate der

Dinge wieder *zurückgenommen*, oder wenigstens uns daran erinnert, dass wir sie ihnen *gelieben* haben: — sehen wir zu, dass wir bei dieser Einsicht die *Fähigkeit* zum Verleihen nicht verlieren, und dass wir nicht zugleich *reicher* und *geiziger* geworden sind.

211.

*An die Träumer der Unsterblichkeit.* — Diesem schönen Bewusstsein eurer selbst wünscht ihr also *ewige Dauer*? Ist das nicht schamlos? Denkt ihr denn nicht an alle andern Dinge, die *euch* dann in alle Ewigkeit zu *ertragen* hätten, wie sie euch bisher ertragen haben mit einer mehr als christlichen Geduld? Oder meint ihr, ihnen ein ewiges Wohlgefühl an euch geben zu können? Ein einziger unsterblicher Mensch auf der Erde wäre ja schon genug, um alles Andere, das noch da wäre, durch *Ueberdruss an ihm* in eine allgemeine Sterbe- und Aufhängewuth zu versetzen! Und ihr Erdenbewohner mit euren Begriffelchen von ein paar Tausend Zeitminütchen wollt dem ewigen allgemeinen Dasein ewig lästig fallen! Giebt es etwas Zudringlicheres! — Zuletzt: seien wir milde gegen ein Wesen von siebenzig Jahren! — es hat seine Phantasie im Ausmalen der *eigenen* „ewigen Langenweile“ nicht üben können, es fehlte ihm an der Zeit!

212.

*Worin man sich kennt.* — Sobald ein Thier ein anderes sieht, so misst es sich im Geiste mit ihm: und ebenso machen es die Menschen wilder Zeitalter. Daraus ergiebt sich, dass sich da jeder Mensch fast nur in Hinsicht auf seine Wehr- und Angriffskräfte kennen lernt.



*Die Menschen des verfehlten Lebens.* — Die Einen sind aus solchem *Stoffe*, dass es der Gesellschaft erlaubt ist, Diess oder Jenes aus ihnen zu *machen*: unter allen Umständen werden sie sich gut dabei befinden und nicht über ein verfehltes Leben zu klagen haben. Andere sind von zu besonderem *Stoffe* — es braucht desshalb noch kein besonders edler, sondern eben nur ein seltnere zu sein —, als dass sie nicht sich schlecht befinden müssten, den einzigen Fall ausgenommen, dass sie ihrem einzigen Zwecke gemäss leben können: — in allen anderen Fällen hat die Gesellschaft den Schaden davon. Denn Alles, was dem Einzelnen als verfehltes, missrathenes Leben erscheint, seine ganze Bürde von Missmuth Lähmung Erkrankung Reizbarkeit Begehrlichkeit, wirft er auf die Gesellschaft zurück — und so bildet sich um sie eine schlechte dumpfe Luft und, im günstigsten Falle, eine Gewitterwolke.

*Was Nachsicht!* — Ihr *leidet* und verlangt, dass wir nachsichtig gegen euch sind, wenn ihr im Leiden den Dingen und Menschen Unrecht thut! Aber was liegt an unserer Nachsicht! Ihr aber solltet *vorsichtiger* um euer selbst willen sein! Das ist eine schöne Art, sich für sein Leiden so zu entschädigen, dass man noch dazu *sein Urtheil schädigt*! Auf euch selber fällt eure eigne Rache zurück, wenn ihr Etwas verunglimpft; ihr trübt damit *euer Auge*, nicht das der Andern: ihr gewöhnt euch an das *Falsch- und Schief-Sehen*!

*Moral der Opfethiere.* — „Sich begeistert hingeben“, „sich selber zum Opfer bringen“ — das sind die Stichworte eurer

Moral, und ich glaube es gerne, dass ihr, wie ihr sagt, „es damit ehrlich meint“: nur kenne ich euch besser, als ihr euch kennt, wenn eure „Ehrlichkeit“ mit einer solchen Moral Arm in Arm zu gehen vermag. Ihr seht von der Höhe derselben herab auf jene andere nüchterne Moral, welche Selbstbeherrschung Strenge Gehorsam fordert, ihr nennt sie wohl gar egoistisch, und gewiss! — ihr *seid* ehrlich gegen euch, wenn sie euch missfällt, — sie *muss* euch missfallen! Denn indem ihr euch begeistert hingebt und aus euch ein Opfer macht, genießt ihr jenen Rausch des Gedankens, nunmehr Eins zu sein mit dem Mächtigen, sei es ein Gott oder ein Mensch, dem ihr euch weiht: ihr schwelgt in dem Gefühle *seiner* Macht, die eben wieder durch ein Opfer bezeugt ist. In Wahrheit *scheint* ihr euch nur zu opfern, ihr wandelt euch vielmehr in Gedanken zu Göttern um und genießt euch als solche. Von diesem Genusse aus gerechnet — wie schwach und arm dünkt euch jene „egoistische“ Moral des Gehorsams, der Pflicht, der Vernünftigkeit: sie missfällt euch, weil hier wirklich geopfert und hingegeben werden muss, *ohne* dass der Opferer sich in einen Gott verwandelt wähnt, wie ihr wähnt. Kurz, *ihr* wollt den Rausch und das Uebermaass, und jene von euch verachtete Moral hebt den Finger auf *gegen* Rausch und Uebermaass — ich glaube euch wohl, dass sie euch Missbehagen macht!

216.

*Die Bösen und die Musik.* — Sollte die volle Seligkeit der Liebe, welche im *unbedingten Vertrauen* liegt, jemals andern Personen zu Theil geworden sein, als tiefmisstrauischen bösen und galligen? Diese nämlich genießen in ihr die ungeheure, nie geglaubte und glaubliche *Ausnahme* ihrer Seele! Eines Tages kommt jene grenzenlose, traumhafte Empfindung über



sie, gegen die sich ihr ganzes übriges heimliches und sichtbares Leben abhebt: wie ein köstliches Räthsel und Wunder, voll goldenen Glanzes und über alle Worte und Bilder hinaus. Das unbedingte Vertrauen macht stumm; ja selbst ein Leiden und eine Schwere ist in diesem seligen Stummwerden, wesshalb auch solche vom Glück gedrückte Seelen der *Musik* dankbarer zu sein pflegen als alle anderen und besseren: denn durch die Musik hindurch sehen und hören sie, wie durch einen farbigen Rauch, ihre Liebe gleichsam *ferner*, rührender und weniger schwer geworden; Musik ist ihnen das einzige Mittel, ihrem ausserordentlichen Zustande *zuzuschauen* und mit einer Art von Entfremdung und Erleichterung erst seines Anblicks theilhaft zu werden. Jeder Liebende denkt bei der Musik: „sie redet von mir, sie redet an meiner Statt, *sie weiss Alles!*“

217.

*Der Künstler.* — Die Deutschen wollen durch den Künstler in eine Art erträumter Passion kommen; die Italiäner wollen durch ihn von ihren wirklichen Passionen ausruhen; die Franzosen wollen von ihm Gelegenheit, ihr Urtheil zu beweisen, und Anlässe zum Reden haben. Also: seien wir billig!

218.

*Mit seinen Schwächen als Künstler schalten!* — Wenn wir durchaus Schwächen haben sollen und sie als Gesetze über uns endlich auch anerkennen müssen, so wünsche ich Jedem wenigstens so viel künstlerische Kraft, dass er aus seinen Schwächen die Folie seiner Tugenden und durch seine Schwächen uns begehrlieh nach seinen Tugenden zu machen

verstehe: Das, was in so ausgezeichnetem Maasse die grossen Musiker verstanden haben. Wie häufig ist in Beethoven's Musik ein grober, rechthaberischer, ungeduldiger Ton, bei Mozart eine Jovialität biederer Gesellen, bei der Herz und Geist ein Wenig fürlieb nehmen müssen, bei Richard Wagner eine abspringende und zudringende Unruhe, bei der dem Geduldigsten die gute Laune *eben* abhanden kommen will: da aber kehrt er zu seiner Kraft zurück, und ebenso Jene; sie Alle haben uns mit ihren Schwächen einen Heiss hunger nach ihren Tugenden und eine zehnmal empfindlichere Zunge für jeden Tropfen tönenden Geistes, tönender Schönheit, tönender Güte gemacht.

219.

*Der Betrug bei der Demüthigung.* — Du hast deinem Nächsten mit deiner Unvernunft ein tiefes Leid zugefügt und ein unwiederbringliches Glück zerstört — und nun gewinnst du es über deine Eitelkeit, zu ihm zu gehen, du demüthigst dich vor ihm, giebst deine Unvernunft vor ihm der Verachtung preis und meinst, nach dieser harten, für dich äusserst beschwerlichen Scene sei im Grunde Alles wieder in Ordnung gebracht — deine freiwillige Einbusse an Ehre gleiche die unfreiwillige Einbusse des Andern an Glück aus: mit diesem Gefühle gehst du erhoben und in deiner Tugend wiederhergestellt davon. Aber der Andere hat sein tiefes Leid wie vorher, es liegt ihm gar nichts Tröstliches darin, dass du unvernünftig bist und es gesagt hast, er erinnert sich sogar des peinlichen Anblicks, den du ihm gegeben hast, als du dich vor ihm selbst verachtetest, wie einer neuen Wunde, welche er dir verdankt, — aber er denkt nicht an Rache und begreift nicht, wie zwischen dir und ihm Etwas



*ausgeglichen* werden könnte. Im Grunde hast du jene Scene vor dir selber aufgeführt und für dich selber: du hattest einen Zeugen dazu eingeladen, deinetwegen wiederum und nicht seinetwegen, — betrüge dich nicht!

220.

*Würde und Furchtsamkeit.* — Die Ceremonien, die Amts- und Standestrachten, die ernsten Mienen, das feierliche Dreinschauen, die langsame Gangart, die gewundene Rede und Alles überhaupt, was Würde heisst: das ist die Verstellungsform Derer, welche im Grunde furchtsam sind, — sie wollen damit fürchten machen (sich oder Das, was sie repräsentiren). Die Furchtlosen, das heisst ursprünglich: die jederzeit und unzweifelhaft Fürchterlichen haben Würde und Ceremonien nicht nöthig; sie bringen die Ehrlichkeit, das Geradezu in Worten und Gebärden in Ruf und noch mehr in Verruf, als Anzeichen der selbstbewussten Fürchterlichkeit.

221.

*Moralität des Opfers.* — Die Moralität, welche sich nach der Aufopferung bemisst, ist die der halbwilden Stufe. Die Vernunft hat da nur einen schwierigen und blutigen Sieg innerhalb der Seele, es sind gewaltige Gegentriebe niederzuwerfen; ohne eine Art Grausamkeit, wie bei den Opfern, welche kannibalische Götter verlangen, geht es dabei nicht ab.

222.

*Wo Fanatismus zu wünschen ist.* — Phlegmatische Naturen sind nur so zu begeistern, dass man sie fanatisirt.

*Das gefürchtete Auge.* — Nichts wird von Künstlern, Dichtern und Schriftstellern mehr gefürchtet, als jenes Auge, welches ihren *kleinen Betrug* sieht, welches nachträglich wahrnimmt, wie oft sie an dem Grenzwege gestanden haben, wo es entweder zur unschuldigen Lust an sich selber oder zum Effect-machen abführte; welches ihnen nachrechnet, wenn sie Wenig für Viel verkaufen wollten, wenn sie zu erheben und zu schmücken suchten, ohne selber erhoben zu sein; welches den Gedanken durch allen Trug ihrer Kunst hindurch so sieht, wie er zuerst vor ihnen stand, vielleicht wie eine entzückende Lichtgestalt, vielleicht aber auch als ein Diebstahl an aller Welt, als ein Alltags-Gedanke, den sie dehnen, kürzen, färben, einwickeln, würzen mussten, um Etwas aus ihm zu machen, anstatt dass der Gedanke Etwas aus ihnen machte, — oh dieses Auge, welches alle eure Unruhe, euer Spähen und Gieren, euer Nachmachen und Ueberbieten (diess ist nur ein neidisches Nachmachen) eurem Werke anmerkt, welches eure Schamröthe so gut kennt wie eure Kunst, diese Röthe zu verbergen und vor euch selber umzudeuten!

*Das „Erhebende“ am Unglück des Nächsten.* — Er ist im Unglück, und nun kommen die „Mitleidigen“ und malen ihm sein Unglück aus — endlich gehen sie befriedigt und erhoben fort: sie haben sich an dem Entsetzen des Unglücklichen wie an dem eignen Entsetzen geweidet und sich einen guten Nachmittag gemacht.



*Mittel, um schnell verachtet zu werden.* — Ein Mensch, der schnell und viel spricht, sinkt ausserordentlich tief in unserer Achtung, nach dem kürzesten Verkehre, und selbst wenn er verständig spricht, — nicht nur in dem Maasse, als er uns lästig fällt, sondern weit tiefer. Denn wir errathen, wie vielen Menschen er schon lästig gefallen ist, und rechnen zu dem Missbehagen, das er macht, noch die Missachtung hinzu, welche wir für ihn voraussetzen.

*Vom Verkehre mit Celebritäten.* — A: Aber warum weichst du diesem grossen Manne aus? — B: Ich möchte ihn nicht verkennen lernen! Unsre Fehler vertragen sich nicht bei einander: ich bin kurzsichtig und misstrauisch, und er trägt seine falschen Diamanten so gern wie seine ächten.

*Kettenträger.* — Vorsicht vor allen Geistern, die an Ketten liegen! Zum Beispiel vor den klugen Frauen, welche ihr Schicksal in eine kleine, dumpfe Umgebung gebannt hat, und die darin alt werden. Zwar liegen sie scheinbar träge und halb blind in der Sonne da: aber bei jedem fremden Tritt, bei allem Unvermutheten fahren sie auf, um zu beissen; sie nehmen an Allem Rache, was ihrer Hundehütte entkommen ist.

*Rache im Lobe.* — Hier ist eine geschriebene Seite voller Lob, und ihr nennt sie flach: aber wenn ihr errathet, dass

Rache in diesem Lobe verborgen liegt, so werdet ihr sie fast überfein finden und an dem Reichthum kleiner kühner Striche und Figuren euch sehr ergötzen. Nicht der Mensch, sondern seine Rache ist so fein reich und erfinderisch, er selber merkt kaum Etwas davon.

229.

*Stolz.* — Ach, ihr kennt Alle das Gefühl nicht, welches der Gefolterte nach der Folterung hat, wenn er in die Zelle zurückgebracht wird und sein Geheimnis mit ihm! — er hält es immer noch mit den Zähnen fest. Was wisst ihr vom Jubel des menschlichen Stolzes!

230.

„*Utilitarisch*“. — Jetzt gehen die Empfindungen in moralischen Dingen so kreuz und quer, dass man für diesen Menschen eine Moral durch ihre Nützlichkeit beweist, für jenen gerade durch die Nützlichkeit widerlegt.

231.

*Von der deutschen Tugend.* — Wie entartet in seinem Geschmack, wie slavisch vor Würden, Ständen, Trachten, Pomp und Prunk muss ein Volk gewesen sein, als es das *Schlichte* als das *Schlechte*, den schlichten Mann als den schlechten Mann abschätzte! Man soll dem moralischen Hochmuth der Deutschen immer diess Wörtlein „schlecht“ und Nichts weiter entgegenhalten!



*Aus einer Disputation.* — A: Freund, Sie haben sich heiser gesprochen! — B: So bin ich widerlegt. Reden wir nicht weiter davon!

*Die „Gewissenhaften“.* — Habt ihr Acht gegeben, was für Menschen am meisten Werth auf strengste Gewissenhaftigkeit legen? Die, welche sich vieler erbärmlicher Empfindungen bewusst sind, ängstlich von sich und an sich denken und Angst vor Anderen haben, die ihr Inneres so sehr wie möglich verbergen wollen, — sie suchen *sich selber zu imponiren*, durch jene Strenge der Gewissenhaftigkeit und Härte der Pflicht, vermöge des strengen und harten Eindrucks, den Andere von ihnen dadurch bekommen müssen (namentlich Untergebene).

*Scheu vor dem Ruhme.* — A: Dass einer seinem Ruhme ausweicht, dass einer seinen Lobredner absichtlich beleidigt, dass einer sich scheut, Urtheile über sich zu hören, aus Scheu vor dem Lobe, — *das findet man, das giebt es* — glaubt oder glaubt es nicht! — B: Das findet sich, das giebt sich! Nur etwas Geduld, Junker Hochmuth!

*Dank abweisen.* — Man darf wohl eine Bitte abweisen, aber nimmermehr darf man einen Dank abweisen (oder, was

dasselbe ist, ihn kalt und conventionell annehmen). Diess beleidigt tief — und warum?

236.

*Strafe.* — Ein seltsames Ding, unsre Strafe! Sie reinigt nicht den Verbrecher, sie ist kein *Abbüßen*: im Gegentheil, sie beschmutzt mehr als das Verbrechen selber.

237.

*Eine Parteinoth.* — Es giebt eine lächerliche, aber nicht ungefährliche Betrübniß fast in jeder Partei: an ihr leiden alle Die, welche die jahrelangen treuen und ehrenwerthen Verfechter der Parteimeinung waren und plötzlich, eines Tages, merken, dass ein viel Mächtigerer die Trompete in die Hand genommen hat. Wie wollen sie es ertragen, stumm gemacht zu sein! Und so werden sie laut, und mitunter in neuen Tönen.

238.

*Das Streben nach Anmuth.* — Wenn eine starke Natur nicht den Hang der Grausamkeit hat und nicht immer von sich selber occupirt ist, so strebt sie unwillkürlich nach *Anmuth*, — diess ist ihr Abzeichen. Die schwachen Charaktere dagegen lieben die herben Urtheile — sie gesellen sich zu den Helden der Menschenverachtung, zu den religiösen oder philosophischen Anschwärzern des Daseins oder ziehen sich hinter strenge Sitten und peinliche „Lebensberufe“ zurück: so suchen sie sich einen Charakter und eine Art Stärke zu schaffen. Und diess thun sie ebenfalls unwillkürlich.



*Wink für Moralisten.* — Unsere Musiker haben eine grosse Entdeckung gemacht: die *interessante Hässlichkeit* ist auch in ihrer Kunst möglich! Und so werfen sie sich in diesen eröffneten Ozean des Hässlichen, wie trunken, und noch niemals war es so leicht, Musik zu machen. Jetzt hat man erst den allgemeinen dunkelfarbigen Hintergrund gewonnen, auf dem ein noch so kleiner Lichtstreifen schöner Musik den Glanz von Gold und Smaragd erhält; jetzt wagt man erst den Zuhörer in Sturm Empörung und ausser Athem zu bringen, *um* ihm nachher durch einen Augenblick des Hinsinkens in Ruhe ein Gefühl der Seligkeit zu geben, welches der Schätzung der Musik überhaupt zu Gute kommt. Man hat den Contrast entdeckt: jetzt erst sind die stärksten Effecte möglich — und *wohlfeil*: Niemand fragt mehr nach guter Musik. Aber ihr müsst euch beeilen! Es ist für jede Kunst nur eine kurze Spanne Zeit noch, wenn sie erst zu dieser Entdeckung gelangt ist. — Oh wenn unsere Denker Ohren hätten, um in die Seelen unsrer Musiker, vermittelt ihrer Musik, hineinzuhören! Wie lange muss man warten, ehe solch eine Gelegenheit sich wiederfindet, den innerlichen Menschen auf der bösen That und in der Unschuld dieser That zu ertappen! Denn unsre Musiker haben nicht den leisesten Geruch davon, dass sie ihre eigene Geschichte, die Geschichte der Verhässlichung der Seele, in Musik setzen. Ehemals musste der gute Musiker beinahe um seiner Kunst willen ein guter Mensch werden. — Und jetzt!

*Von der Moralität der Schaubühne.* — Wer da meint, Shakespeare's Theater wirke moralisch, und der Anblick des

Macbeth ziehe unwiderstehlich vom Bösen des Ehrgeizes ab, der irrt sich: und er irrt sich noch einmal, wenn er glaubt, Shakespeare selber habe so empfunden wie er. Wer wirklich vom rasenden Ehrgeiz besessen ist, sieht diess sein Bild mit *Lust*; und wenn der Held an seiner Leidenschaft zu Grunde geht, so ist dies gerade die schärfste Würze in dem heissen Getränke dieser Lust. Empfind es der Dichter denn anders? Wie königlich und durchaus nicht schurkenhaft läuft sein Ehrgeiziger vom Augenblick des grossen Verbrechens an seine Bahn! Erst von da ab zieht er „dämonisch“ an und reizt ähnliche Naturen zur Nachahmung auf — dämonisch heisst hier: zum Trotz *gegen* Vortheil und Leben, zu Gunsten eines Gedankens und Triebes. Glaubt ihr denn, Tristan und Isolde gäben dadurch eine Lehre *gegen* den Ehebruch, dass sie Beide an ihm zu Grunde gehen? Diess hiesse die Dichter auf den Kopf stellen: welche, wie namentlich Shakespeare, verliebt in die Leidenschaften an sich sind und nicht am geringsten in ihre *todbereiten* Stimmungen — jene, wo das Herz nicht fester mehr am Leben hängt als ein Tropfen am Glase. Nicht die Schuld und deren schlimmer Ausgang liegt ihnen am Herzen, dem Shakespeare so wenig wie dem Sophokles (im Ajax Philoktet Oedipus): so leicht es gewesen wäre, in den genannten Fällen die Schuld zum Hebel des Drama's zu machen, so bestimmt ist diess gerade vermieden. Ebenso wenig will der Tragödiendichter mit seinen Bildern des Lebens *gegen* das Leben einnehmen! Er ruft vielmehr: „es ist der Reiz allen Reizes, dieses aufregende wechselnde gefährliche düstere und oft sonnendurchglühte Dasein! Es ist ein *Abenteuer*, zu leben, — nehmt diese oder jene Partei darin, immer wird es diesen Charakter behalten!“ — So spricht er aus einer unruhigen und kraftvollen Zeit heraus, die von ihrer Ueberfülle an Blut und Energie halbtunken und betäubt ist, — aus einer böseren Zeit heraus,



als die unsere ist: wesshalb wir nöthig haben, uns den Zweck eines Shakespearischen Drama's erst *zurecht* und *gerecht* zu machen, das heisst es misszuverstehen.

241.

*Furcht und Intelligenz.* — Wenn es wahr ist, was man jetzt des Bestimmtesten behauptet, dass die Ursache des schwarzen Hautpigments *nicht* im Lichte zu suchen sei: könnte es vielleicht die letzte Wirkung häufiger und durch Jahrtausende gehäufte Wuthanfälle sein (und Blutunterströmungen der Haut)? Während bei anderen *intelligenteren* Stämmen das ebenso häufige Erschrecken und Bleichwerden endlich die weisse Hautfarbe ergeben hätte? — Denn der Grad der Furchtsamkeit ist ein Gradmesser der Intelligenz: und sich oft der blinden Wuth überlassen das Zeichen davon, dass die Thierheit noch ganz nahe ist und sich wieder durchsetzen möchte. — Braun-grau wäre also wohl die Urfarbe des Menschen — etwas Affen- und Bärenhaftes, wie billig.

242.

*Unabhängigkeit.* — Unabhängigkeit (in ihrer schwächsten Dosis „Gedankenfreiheit“ benannt) ist die Form der Entsagung, welche der Herrschsüchtige endlich annimmt, — er, der lange Das gesucht hat, was er beherrschen könnte, und Nichts gefunden hat als sich selber.

243.

*Die zwei Richtungen.* — Versuchen wir den Spiegel an sich zu betrachten, so entdecken wir endlich Nichts als die Dinge auf ihm. Wollen wir die Dinge fassen, so kommen wir

zuletzt wieder auf Nichts als auf den Spiegel. — Diess ist die allgemeinste Geschichte der Erkenntniss.

244.

*Freude am Wirklichen.* — Unser jetziger Hang zur Freude am Wirklichen — wir haben ihn fast Alle — ist nur daraus zu verstehen, dass wir so lange und bis zum Ueberdruß Freude am Unwirklichen gehabt haben. An sich ist es ein nicht unbedenklicher Hang, so wie er jetzt auftritt, ohne Wahl und Feinheit: — seine mindeste Gefahr ist die Geschmacklosigkeit.

245.

*Feinheit des Machtgefühls.* — Napoleon ärgerte sich, schlecht zu sprechen, und belog sich hierüber nicht: aber seine Herrschsucht, die keine Gelegenheit verschmähte und feiner war als sein feiner Geist, brachte ihn dahin, noch schlechter zu sprechen, *als er konnte*. So rächte er sich an seinem eignen Aerger (er war eifersüchtig auf alle seine Affecte, weil sie *Macht* hatten) und genoss sein autokratisches *Belieben*. Sodann, in Hinsicht auf Ohren und Urtheil der Hörenden, genoss er diess Belieben noch einmal: wie als ob so zu ihnen zu reden, immer noch gut genug sei. Ja er frohlockte im Geheimen bei dem Gedanken, durch Blitz und Donner der höchsten Autorität — welche im Bunde von Macht und Genialität liegt — das Urtheil zu betäuben und den Geschmack irrezuführen; während Beides in ihm kalt und stolz an der Wahrheit festhielt, dass er *schlecht* spreche. — Napoleon, als ein vollkommen zu Ende gedachter und ausgearbeiteter Typus Eines Triebes, gehört zu der antiken Menschheit: deren Merkmale — der einfache



Aufbau und das erfinderische Ausbilden und Ausdichten  
Eines Motivs oder weniger Motive — leicht genug zu er-  
kennen sind.

246.

*Aristoteles und die Ehe.* — Bei den Kindern der grossen  
Genie's bricht der Wahnsinn heraus, bei den Kindern der  
grossen Tugendhaften der Stumpfsinn — bemerkt Aristoteles.  
Wollte er damit die Ausnahme-Menschen zur Ehe einladen?

247.

*Herkunft des schlechten Temperaments.* — Das Ungerechte  
und Sprunghafte im Gemüth mancher Menschen, ihre Un-  
ordnung und Maasslosigkeit sind die letzten Folgen un-  
zähliger logischer Ungenauigkeiten, Ungründlichkeiten und  
übereilter Schlüsse, welcher sich ihre Vorfahren schuldig  
gemacht haben. Die Menschen mit gutem Temperament  
dagegen stammen aus überlegamen und gründlichen Ge-  
schlechtern, welche die Vernunft hochgestellt haben, — ob  
zu löblichen oder bösen Zwecken, das kommt nicht so sehr  
in Betracht.

248.

*Verstellung als Pflicht.* — Am meisten ist die Güte durch  
die lange Verstellung, welche Güte zu scheinen suchte, ent-  
wickelt worden: überall, wo grosse Macht bestand, wurde  
die Nothwendigkeit gerade dieser Art von Verstellung ein-  
gesehen — sie flösst Sicherheit und Vertrauen ein und ver-  
hundertfacht die wirkliche Summe der physischen Macht.  
Die Lüge ist, wenn nicht die Mutter, so doch die Amme

der Güte. Die Ehrlichkeit ist ebenfalls am meisten durch die Anforderung eines Anscheins der Ehrlichkeit und Biederkeit grossgezogen worden: in den erblichen Aristokratien. Aus der dauernden Uebung einer Verstellung entsteht zuletzt *Natur*: die Verstellung hebt sich am Ende selber auf, und Organe und Instincte sind die kaum erwarteten Früchte im Garten der Heuchelei.

249.

*Wer ist denn je allein!* — Der Furchtsame weiss nicht, was Alleinsein ist: hinter seinem Stuhle steht immer ein Feind. — Oh, wer die Geschichte jenes feinen Gefühls, welches Einsamkeit heisst, uns erzählen könnte!

250.

*Nacht und Musik.* — Das Ohr, das Organ der Furcht, hat sich nur in der Nacht und in der Halbnacht dunkler Wälder und Höhlen so reich entwickeln können, wie es sich entwickelt hat, gemäss der Lebensweise des furchtsamen, das heisst des allerlängsten menschlichen Zeitalters, welches es gegeben hat: im Hellen ist das Ohr weniger nöthig. Daher der Charakter der Musik, als einer Kunst der Nacht und Halbnacht.

251.

*Stoisch.* — Es giebt eine Heiterkeit des Stoikers, wenn er sich von dem Ceremoniell beengt fühlt, das er selber seinem Wandel vorgeschrieben hat; er geniesst sich dabei als Herrschenden.



*Man erwäge!* — Der gestraft wird, ist nicht mehr Der, welcher die That gethan hat. Er ist immer der Sündenbock.

*Augenschein.* — Schlimm! Schlimm! Was man am besten, am hartnäckigsten beweisen muss, das ist der Augenschein. Denn Allzuvielen fehlen die Augen, ihn zu sehen. Aber es ist so langweilig!

*Die Vorwegnehmenden.* — Das Auszeichnende, aber auch Gefährliche in den dichterischen Naturen ist ihre *erschöpfende* Phantasie: die, welche Das, was wird und werden könnte, vorweg nimmt, vorweg genießt, vorweg erleidet und im endlichen Augenblick des Geschehens und der That bereits *müde* ist. Lord Byron, der dieses Alles zu gut kannte, schrieb in sein Tagebuch: „Wenn ich einen Sohn habe, so soll er etwas ganz Prosaisches werden — Jurist oder Seeräuber.“

*Gespräch über Musik.* — A: Was sagen Sie zu dieser Musik? — B: Sie hat mich überwältigt, ich habe gar Nichts zu sagen. Horch! Da beginnt sie von Neuem! — A: Um so besser! Sehen wir zu, dass wir sie diessmal überwältigen. Darf ich einige Worte zu dieser Musik machen? Und Ihnen auch ein Drama zeigen, welches Sie vielleicht beim ersten Hören nicht sehen wollten? — B: Wohlan! ich habe zwei Ohren und mehr, wenn es nöthig ist. Rücken Sie dicht an

mich heran! — A: — Diess ist es noch nicht, was er uns sagen will, er verspricht bisher nur, dass er Etwas sagen werde, etwas Unerhörtes, wie er mit diesen Gebärden zu verstehen giebt. Denn Gebärden sind es. Wie er winkt! sich hoch aufrichtet! die Arme wirft! Und jetzt scheint ihm der höchste Augenblick der Spannung gekommen: noch zwei Fanfaren, und er führt sein Thema vor, prächtig und geputzt, wie klirrend von edlen Steinen. Ist es eine schöne Frau? Oder ein schönes Pferd? Genug, er sieht entzückt um sich, denn er hat Blicke des Entzückens zu sammeln, — jetzt erst gefällt ihm sein Thema ganz, jetzt wird er erfindsam, wagt neue und kühne Züge. Wie er sein Thema her austreibt! Ah! Geben Sie Acht — er versteht nicht nur es zu schmücken, sondern auch zu *schminken*! Ja, er weiss, was Farbe der Gesundheit ist, er versteht sich darauf, sie erscheinen zu lassen, — er ist feiner in seiner Selbstkenntniss, als ich dachte. Und jetzt ist er überzeugt, dass er seine Hörer überzeugt hat, er giebt seine Einfälle, als seien es die wichtigsten Dinge unter der Sonne, er hat unverschämte Fingerzeige auf sein Thema, als sei es zu gut für diese Welt. — Ha, wie misstrauisch er ist! Dass wir nur nicht müde werden! So verschüttet er seine Melodie unter Süssigkeiten — jetzt ruft er sogar unsre gröberen Sinne an, um uns aufzuregen und so wieder unter seine Gewalt zu bringen. Hören Sie, wie er das Elementarische stürmischer und donnernder Rhythmen beschwört! Und jetzt, da er merkt, dass diese uns fassen, würgen und beinahe zerdrücken, wagt er es, sein Thema wieder in's Spiel der Elemente zu mischen und uns Halbbetäubte und Erschütterte zu *überreden*, unsre Betäubung und Erschütterung sei die Wirkung seines Wunder-Thema's. Und fürderhin glauben es ihm die Zuhörer: sobald es erklingt, entsteht in ihnen eine Erinnerung an jene erschütternde Elementarwirkung — diese Erinnerung kommt jetzt



dem Thema zu Gute, es ist nun „dämonisch“ geworden! Was für ein Kenner der Seele er ist! Er gebietet mit den Künsten eines Volksredners über uns. — Aber die Musik verstummt! — B: Und gut, dass sie es thut! denn ich kann es nicht mehr ertragen, *Sie* zu hören! Zehnmal lieber will ich doch mich *täuschen lassen*, als Einmal in Ihrer Art die Wahrheit zu wissen! — A: Diess ist es, was ich von Ihnen hören wollte. So wie Sie sind die Besten jetzt: ihr seid zufrieden damit, euch täuschen zu lassen! Ihr kommt mit groben und lüsternen Ohren, ihr bringt das Gewissen der Kunst zum Hören nicht mit, ihr habt euere *feinste Redlichkeit* unterwegs weggeworfen! Und damit verderbt ihr die Kunst und die Künstler! Immer wenn ihr klatscht und jubelt, habt ihr das Gewissen der Künstler in den Händen — und wehe, wenn sie merken, dass ihr zwischen unschuldiger und schuldiger Musik nicht unterscheiden könnt! Ich meine wahrlich nicht „gute“ und „schlechte“ Musik — von dieser und jener giebt es in beiden Arten! Aber ich nenne eine *unschuldige Musik* jene, welche ganz und gar nur an sich denkt, an sich glaubt und über sich die Welt vergessen hat, — das Von-selber-Ertönen der tiefsten Einsamkeit, die über sich mit sich redet und nicht mehr weiss, dass es Hörer und Lauscher und Wirkungen und Missverständnisse und Misserfolge da draussen giebt. — Zuletzt: die Musik, welche wir eben hörten, *ist* gerade von dieser edlen und seltenen Art, und Alles, was ich von ihr sagte, war erlogen, — verzeihen Sie meine Bosheit, wenn Sie Lust haben! — B: Oh, Sie lieben also *diese* Musik auch? Dann sind Ihnen viele Sünden vergeben!

*Glück der Bösen.* — Diese stillen düsteren bösen Menschen haben Etwas, das ihr ihnen nicht streitig machen könnt,

einen seltenen und seltsamen Genuss im dolce far niente, eine Abend- und Sonnenuntergangs-Ruhe, wie sie nur ein Herz kennt, das allzu oft durch Affecte verzehrt, zerrissen, vergiftet worden ist.

257.

*Worte in uns gegenwärtig.* — Wir drücken unsere Gedanken immer mit den Worten aus, die uns zur Hand sind. Oder um meinen ganzen Verdacht auszudrücken: wir haben in jedem Momente eben nur den Gedanken, für welchen uns die Worte zur Hand sind, die ihn ungefähr auszudrücken vermögen.

258.

*Dem Hunde schmeicheln.* — Man muss diesem Hunde nur einmal das Fell streichen: sofort knistert er und sprüht Funken, wie jeder andre Schmeichler — und ist geistreich auf seine Art. Warum sollten wir ihn nicht so ertragen!

259.

*Der ehemalige Lobredner.* — „Er ist stumm über mich geworden, obwohl er die Wahrheit jetzt weiss und sie sagen könnte. Aber sie würde wie Rache klingen — und er achtet die Wahrheit so hoch, der Achtungswürdige!“

260.

*Amulet der Abhängigen.* — Wer unvermeidlich von einem Gebieter abhängig ist, soll Etwas haben, wodurch er Furcht einflösst und den Gebieter im Zaume hält, zum Beispiel Rechtschaffenheit oder Aufrichtigkeit oder eine böse Zunge.



*Warum so erhaben!* — Oh ich kenne diess Gethier! Freilich gefällt es sich selber besser, wenn es auf zwei Beinen „wie ein Gott“ daherschreitet, — aber wenn es wieder auf seine vier Füße zurückgefallen ist, gefällt es *mir* besser: diess steht ihm so unvergleichlich natürlicher!

*Der Dämon der Macht.* — Nicht die Nothdurft, nicht die Begierde — nein, die Liebe zur Macht ist der Dämon der Menschen. Man gebe ihnen Alles, Gesundheit, Nahrung, Wohnung, Unterhaltung — sie sind und bleiben unglücklich und grillig: denn der Dämon wartet und wartet und will befriedigt sein. Man nehme ihnen Alles und befriedige diesen: so sind sie beinahe glücklich — so glücklich, als eben Menschen und Dämonen sein können. Aber warum sage ich diess noch? Luther hat es schon gesagt, und besser als ich, in den Versen: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib: lass fahren dahin, — das Reich muss uns doch bleiben!“ Ja! Ja! Das „Reich“!

*Der Widerspruch leibhaft und beseelt.* — Im sogenannten Genie ist ein physiologischer Widerspruch: es besitzt einmal viele wilde, unordentliche, unwillkürliche Bewegung und so dann wiederum viele höchste Zweckthätigkeit der Bewegung, — dabei ist ihm ein Spiegel zu eigen, der beide Bewegungen neben einander und in einander, aber auch oft genug wider einander zeigt. In Folge dieses Anblicks ist es oft unglücklich, und wenn es ihm am wohlsten wird, im Schaffen, so ist es, weil

es vergisst, dass es gerade jetzt mit höchster Zweckthätigkeit etwas Phantastisches und Unvernünftiges thut (das ist alle Kunst) — thun muss.

264.

*Sich irren wollen.* — Neidische Menschen mit feinerer Witterung suchen ihren Rivalen nicht genauer kennen zu lernen, um sich ihm überlegen fühlen zu können.

265.

*Das Theater hat seine Zeit.* — Wenn die Phantasie eines Volkes nachlässt, entsteht der Hang in ihm, seine Sagen sich auf der Bühne vorführen zu lassen, jetzt *erträgt* es die groben Ersatzstücke der Phantasie, — aber für jenes Zeitalter, dem der epische Rhapsode zugehört, ist das Theater und der als Held verkleidete Schauspieler ein Hemmschuh anstatt ein Flügel der Phantasie: zu nah, zu bestimmt, zu schwer, zu wenig Traum und Vogelflug.

266.

*Obne Anmuth.* — Er hat einen Mangel an Anmuth und weiss es: oh, wie er es versteht, diess zu maskiren! Durch strenge Tugend, durch Düsterkeit des Blicks, durch angenommenes Misstrauen gegen die Menschen und das Dasein, durch derbe Possen, durch Verachtung der feineren Lebensart, durch Pathos und Ansprüche, durch cynische Philosophie — ja er ist zum Charakter geworden, im steten Bewusstsein seines Mangels.



*Warum so stolz!* — Ein edler Charakter unterscheidet sich von einem gemeinen dadurch, dass er eine Anzahl Gewohnheiten und Gesichtspunkte *nicht zur Hand hat*, wie jener: sie sind ihm zufällig nicht vererbt und nicht anezogen.

*Scylla und Charybdis des Redners.* — Wie schwer war es in Athen, so zu sprechen, dass man die Zuhörer *für* die Sache gewann, ohne sie *durch die Form* abzustossen oder *von* der Sache mit ihr abzuziehen! Wie schwer ist es noch in Frankreich, so zu schreiben!

*Die Kranken und die Kunst.* — Gegen jede Art von Trübsal und Seelen-Elend soll man zunächst versuchen: Veränderung der Diät und körperliche derbe Arbeit. Aber die Menschen sind gewohnt, in diesem Falle nach Mitteln der Berauschung zu greifen: zum Beispiel nach der Kunst — zu ihrem und der Kunst Unheil! Merkt ihr nicht, dass, wenn ihr als Kranke nach der Kunst verlangt, ihr die Künstler, krank macht?

*Anscheinende Toleranz.* — Es sind diess gute wohlwollende verständige Worte über und für die Wissenschaft, aber! aber! ich sehe *hinter* diese eure Toleranz gegen die Wissenschaft! Im Winkel eures Herzens meint ihr trotz alledem, *sie sei euch nicht nöthig*, es sei grossmüthig von euch, sie

gelten zu lassen, ja ihre Fürsprecher zu sein, zumal die Wissenschaft gegen eure Meinungen nicht diese Grossmuth übe! Wisst ihr, dass ihr gar kein Recht zu dieser Toleranz-Uebung habt? dass diese huldreiche Gebärde eine gröbere Verunglimpfung der Wissenschaft ist als ein offener Hohn, welchen sich irgend ein übermüthiger Priester oder Künstler gegen sie erlaubt? Es fehlt euch jenes strenge Gewissen für Das, was wahr und wirklich ist, es quält und martert euch nicht, die Wissenschaft im Widerspruch mit euren Empfindungen zu finden, ihr kennt die gierige Sehnsucht der Erkenntnis nicht als ein Gesetz über euch waltend, ihr fühlt keine Pflicht in dem Verlangen, mit dem Auge überall gegenwärtig zu sein, *wo* erkannt wird, Nichts sich entschlüpfen zu lassen, *was* erkannt ist. Ihr *kennt Das nicht*, was ihr so tolerant behandelt! Und nur *weil* ihr es nicht kennt, gelingt es euch, so gnädige Mienen anzunehmen! Ihr, gerade ihr würdet erbittert und fanatisch blicken, wenn die Wissenschaft euch einmal in's Gesicht leuchten wollte, mit *ihren* Augen! — Was kümmert es uns also, dass ihr Toleranz übt — gegen ein *Phantom!* und nicht einmal gegen uns! Und was liegt an uns!

271.

*Die Feststimmung.* — Gerade für jene Menschen, welche am hitzigsten nach Macht streben, ist es unbeschreiblich angenehm, sich *überwältigt* zu fühlen! Plötzlich und tief in ein Gefühl wie in einen Strudel hinabzusinken! Sich die Zügel aus der Hand reissen zu lassen und einer Bewegung wer weiss wohin? zuzusehen! Wer es ist, was es ist, das uns diesen Dienst leistet, — es ist ein grosser Dienst: wir sind so glücklich und athemlos und fühlen eine Ausnahme-Stille um uns wie im mittelsten Grunde der Erde. Einmal ganz



ohne Macht! Ein Spielball von Urkräften! Es ist eine Ausspannung in diesem Glück, ein Abwerfen der grossen Last, ein Abwärtsrollen ohne Mühen wie in blinder Schwerkraft. Es ist der Traum des Bergsteigers, der sein Ziel zwar oben hat, aber unterwegs aus tiefer Müdigkeit einmal einschläft und vom Glück des Gegensatzes — eben vom mühelosesten Abwärtsrollen — träumt. — Ich beschreibe das Glück, wie ich es mir bei unserer jetzigen gehetzten machtdürstigen Gesellschaft Europa's und Amerika's denke. Hier und da wollen sie einmal in die Ohnmacht zurücktaumeln — diesen Genuss bieten ihnen Kriege, Künste, Religionen, Genie's. Wenn man sich einem Alles verschlingenden und zerdrückenden Eindruck einmal zeitweilig überlassen hat — es ist die moderne Feststimmung! — dann ist man wieder freier, erholter, kälter, strenger und strebt unermüdlich nach dem Gegentheile weiter: nach Macht.

272.

*Die Reinigung der Rasse.* — Es giebt wahrscheinlich keine reinen, sondern nur reingewordene Rassen, und diese in grosser Seltenheit. Das Gewöhnliche sind die gekreuzten Rassen, bei denen sich immer, neben der Disharmonie von Körperformen (zum Beispiel wenn Auge und Mund nicht zu einander stimmen), auch Disharmonien der Gewohnheiten und Werthbegriffe finden müssen. (Livingstone hörte Jemand sagen: „Gott schuf weisse und schwarze Menschen, der Teufel aber schuf die Halbrassen.“) Gekreuzte Rassen sind stets zugleich auch gekreuzte Culturen, gekreuzte Moralitäten: sie sind meistens böser, grausamer, unruhiger. Die Reinheit ist das letzte Resultat von zahllosen Anpassungen, Einsaugungen und Ausscheidungen, und der Fortschritt zur Reinheit zeigt sich darin, dass die in einer Rasse vorhandene

Kraft sich immer mehr auf einzelne ausgewählte Functionen *beschränkt*, während sie vordem zu viel und oft Widersprechendes zu besorgen hatte: eine solche Beschränkung wird sich immer zugleich auch wie eine *Verarmung* ausnehmen und will vorsichtig und zart beurtheilt sein. Endlich aber, wenn der Process der Reinigung gelungen ist, steht alle jene Kraft, die früher bei dem Kampfe der disharmonischen Eigenschaften daraufgieng, dem gesammten Organismus zu Gebote: wesshalb reingewordene Rassen immer auch *stärker* und *schöner* geworden sind. — Die Griechen geben uns das Muster einer reingewordenen Rasse und Cultur: und hoffentlich gelingt einmal auch eine reine europäische Rasse und Cultur.

273.

*Das Loben.* — Hier ist einer, dem du anmerkst, dass er dich *loben* will: du beisst die Lippen zusammen, das Herz wird geschnürt: dass *der* Kelch vorübergienge! Aber er geht nicht, er kommt! Trinken wir also die süsse Unverschämtheit des Lobredners, überwinden wir den Ekel und die tiefe Verachtung für den Kern seines Lobes, ziehen wir die Falten der dankbaren Freude über's Gesicht! — er hat uns ja wohlthun wollen! Und jetzt, nachdem es geschehen, wissen wir, dass er sich sehr erhaben fühlt, er hat einen Sieg über uns errungen — ja! und auch über sich selber, der Hund! — denn es wurde ihm nicht leicht, sich diess Lob abzurufen.

274.

*Menschen-Recht und -Vorrecht.* — Wir Menschen sind die einzigen Geschöpfe, welche wenn sie missrathen, sich selber durchstreichen können wie einen missrathenen Satz, — sei es,



dass wir diess zur Ehre der Menschheit oder aus Mitleiden mit ihr oder aus Widerwillen gegen uns thun.

275.

*Der Verwandelte.* — Jetzt wird er tugendhaft, nur um Andern wehe damit zu thun. Seht nicht so viel nach ihm hin!

276.

*Wie oft! Wie unverhofft!* — Wie viele verheirathete Männer haben den Morgen erlebt, wo es ihnen sagte, dass ihre junge Gattin langweilig ist und das Gegentheil glaubt! Gar nicht zu reden von jenen Weibern, deren Fleisch willig und deren Geist schwach ist!

277.

*Warme und kalte Tugenden.* — Den Muth als kalte Herzhaftigkeit und Unerschütterlichkeit und den Muth als hitzige halbblinde Bravour — beides nennt man mit Einem Namen! Wie verschieden sind doch die *kalten Tugenden* von den *warmen*! Und ein Narr wäre Der, welcher meinte, das „Gutsein“ werde nur durch die Wärme hinzugethan: und kein geringerer Narr Der, welcher es nur der Kälte zuschreiben wollte! Die Wahrheit ist, dass die Menschheit den warmen und den kalten Muth sehr nützlich gefunden hat, und überdiess nicht häufig genug, um ihn nicht in beiden Farben unter die Edelsteine zu rechnen.

278.

*Das verbindliche Gedächtniss.* — Wer einen hohen Rang hat, thut gut, sich ein verbindliches Gedächtniss anzuschaffen,

das heisst sich von den Personen alles mögliche Gute zu merken und dahinter einen Strich zu machen: damit hält man sie in einer angenehmen Abhängigkeit. So kann der Mensch auch mit sich selber verfahren: ob er ein verbindliches Gedächtniss hat oder nicht, das entscheidet zuletzt über seine eigene Haltung zu sich selber, über die Vornehmheit, Güte oder das Misstrauen bei der Beobachtung seiner Neigungen und Absichten und zuletzt wieder über die Art der Neigungen und Absichten selber.

279.

*Worin wir Künstler werden.* — Wer Jemanden zu seinem Abgott macht, versucht, sich vor sich selber zu rechtfertigen, indem er ihn in's Ideal erhebt; er wird zum Künstler daran, um ein gutes Gewissen zu haben. Wenn er leidet, so leidet er nicht am *Nichtwissen*, sondern am Sich-belügen, als ob er nicht wüsste. — Die innere Noth und Lust eines solchen Menschen — und alle leidenschaftlich Liebenden gehören dazu — ist mit gewöhnlichen Eimern nicht auszuschöpfen.

280.

*Kindlich.* — Wer lebt wie die Kinder — also nicht um sein Brod kämpft und nicht glaubt, dass seinen Handlungen eine endgültige Bedeutung zukomme — bleibt kindlich.

281.

*Das Ich will Alles haben.* — Es scheint, dass der Mensch überhaupt nur handelt, um zu besitzen: wenigstens legen die Sprachen diesen Gedanken nahe, welche alles vergangene Handeln so betrachten, als ob wir damit Etwas besäßen



(„ich *habe* gesprochen, gekämpft, gesiegt“: das ist, ich bin nun im Besitze meines Spruches, Kampfes, Sieges). Wie habsüchtig nimmt sich hierbei der Mensch aus! Selbst die Vergangenheit sich nicht entwinden lassen, gerade auch sie noch *haben* wollen!

282.

*Gefahr in der Schönheit.* — Diese Frau ist schön und klug: ach, wie viel klüger aber würde sie geworden sein, wenn sie nicht schön wäre!

283.

*Hausfrieden und Seelenfrieden.* — Unsere gewöhnliche Stimmung hängt von der Stimmung ab, in der wir unsere Umgebung zu erhalten wissen.

284.

*Das Neue als alt vorbringen.* — Viele erscheinen gereizt, wenn man ihnen eine Neuigkeit erzählt, sie empfinden das Uebergewicht, welches die Neuigkeit Dem giebt, der sie früher weiss.

285.

*Wo hört das Ich auf?* — Die Meisten nehmen eine Sache, die sie *wissen*, unter ihre Protection, wie als ob das Wissen sie schon zu ihrem Eigenthum mache. Die Aneignungslust des Ichgefühls hat keine Grenzen: die grossen Männer reden so, als ob die ganze Zeit hinter ihnen stünde und sie der Kopf dieses langen Leibes seien, und die guten Frauen

rechnen sich die Schönheit ihrer Kinder, ihrer Kleider, ihres Hundes, ihres Arztes, ihrer Stadt zum Verdienste und wagen es nur nicht, zu sagen „das Alles bin ich“. Chi non ha, non è — sagt man in Italien.

286.

*Haus- und Schoossthiere und Verwandtes.* — Giebt es etwas Ekelhafteres als die Sentimentalität gegen Pflanzen und Thiere, von Seiten eines Geschöpfes, das wie der wüthendste Feind von Anbeginn unter ihnen gehaust hat und zuletzt bei seinen geschwächten und verstümmelten Opfern gar noch auf zärtliche Gefühle Anspruch erhebt! Vor dieser Art „Natur“ geziemt dem Menschen vor Allem *Ernst*, wenn anders er ein denkender Mensch ist.

287.

*Zwei Freunde.* — Es waren Freunde, aber sie haben aufgehört, es zu sein, und sie knüpften von beiden Seiten zugleich ihre Freundschaft los, der Eine, weil er sich zu sehr verkannt glaubte, der Andere, weil er sich zu sehr erkannt glaubte, — und Beide haben sich dabei getäuscht! — denn Jeder von ihnen kannte sich selber nicht genug.

288.

*Komödie der Edlen.* — Die, welchen die edle herzliche Vertraulichkeit nicht gelingt, versuchen es, ihre edle Natur durch Zurückhaltung und Strenge und eine gewisse Gering-schätzung der Vertraulichkeit errathen zu lassen: wie als ob das starke Gefühl ihres Vertrauens Scham hätte, sich zu zeigen.



*Wo man Nichts gegen eine Tugend sagen darf.* — Unter den Feiglingen ist es von schlechtem Tone, Etwas gegen die Tapferkeit zu sagen, und erregt Verachtung; und rücksichtslose Menschen zeigen sich erbittert, wenn Etwas gegen das Mitleiden gesagt wird.

*Eine Vergeudung.* — Bei erregbaren und plötzlichen Naturen sind die ersten Worte und Handlungen meisthin *unbezeichnend* für ihren eigentlichen Charakter (sie werden durch die Umstände eingegeben und sind gleichsam Nachahmungen vom Geiste der Umstände); aber weil sie einmal gesprochen und gethan sind, so müssen die später nachkommenden eigentlichen Charakterworte und Charakterhandlungen häufig im Ausgleichen oder im Wieder-gut- oder -vergessen-Machen *daraufgehen*.

*Anmaassung.* — Anmaassung ist ein gespielter und erheuchelter Stolz; dem Stolze aber ist gerade eigenthümlich, dass er kein Spiel, keine Verstellung und Heuchelei kann und mag, — insofern ist die Anmaassung die Heuchelei der Unfähigkeit zur Heuchelei, etwas sehr Schweres und meist Misslingendes. Gesetzt aber, dass er sich, wie gewöhnlich geschieht, dabei verräth, so erwartet den Anmaassenden eine dreifache Unannehmlichkeit: man zürnt ihm, weil er uns betrügen will, und zürnt ihm, weil er sich über uns hat erhaben zeigen wollen, — und zuletzt lacht man noch über ihn, weil ihm Beides missrathen ist. Wie sehr ist also von der Anmaassung abzurathen!

*Eine Art Verkennung.* — Wenn wir Jemanden sprechen hören, so genügt oft der Klang eines einzigen Consonanten (zum Beispiel eines r), um uns einen Zweifel über die Ehrlichkeit seiner Empfindung einzuflössen: *wir* sind diesen Klang nicht gewöhnt und würden ihn *machen* müssen, mit Willkür, — er klingt uns „gemacht“. Hier ist ein Gebiet der gröbsten Verkennung: und dasselbe gilt vom Stile eines Schriftstellers, der Gewohnheiten hat, welche nicht aller Welt Gewohnheiten sind. Seine „Natürlichkeit“ wird nur von ihm als solche empfunden, und gerade mit dem, was er selber als „gemacht“ fühlt, weil er damit einmal der Mode und dem sogenannten „guten Geschmacke“ nachgegeben hat, gefällt er vielleicht und erregt Zutrauen.

*Dankbar.* — Ein Gran dankbaren Sinnes und Pietät zu viel: — und man leidet daran wie an einem Laster und geräth mit seiner ganzen Selbständigkeit und Redlichkeit unter das böse Gewissen.

*Heilige.* — Die *sinnlichsten* Männer sind es, welche vor den Frauen fliehn und den Leib martern *müssen*.

*Feinheit des Dienens.* — Innerhalb der grossen Kunst des Dienens gehört es zu den feinsten Aufgaben, einem unbändig Ehrgeizigen zu dienen, der zwar der stärkste Egoist in Allem ist, aber durchaus nicht dafür gelten will (es ist diess gerade



ein Stück seines Ehrgeizes), dem Alles nach Willen und Laune geschehen muss und doch immer so, dass es den Anschein hat, als ob er sich aufopfere und selten für sich selber Etwas wolle.

296.

*Das Duell.* — Ich erachte es als einen Vortheil, sagte Jemand, ein Duell haben zu können, wenn ich durchaus eines nöthig habe; denn es giebt allezeit brave Kameraden um mich. Das Duell ist der letzte übrig gebliebene, völlig ehrenvolle Weg zum Selbstmord, leider ein Umschweif, und nicht einmal ein ganz sicherer.

297.

*Verderblich.* — Man verdirbt einen Jüngling am sichersten, wenn man ihn anleitet, den Gleichdenkenden höher zu achten als den Andersdenkenden.

298.

*Der Heroen-Cultus und seine Fanatiker.* — Der Fanatiker eines Ideals, welches Fleisch und Blut hat, ist gewöhnlich so lange im Rechte, als er *verneint*, und er ist furchtbar darin: er kennt das Verneinte so gut wie sich selber, aus dem einfachsten Grunde, dass er von dorthen kommt, dort zu Hause ist und sich im Geheimen immer fürchtet, dorthin noch zurückzumüssen, — er will sich die Rückkehr unmöglich machen, durch die Art, wie er verneint. Sobald er aber bejaht, macht er die Augen halb zu und fängt an zu idealisiren (häufig auch nur, um den zu Hause Gebliebenen damit wehe zu thun —); man nennt dies wohl etwas Künstlerisches —

gut, aber es ist auch etwas Unredliches daran. Der Idealist einer Person stellt sich diese Person so in die Ferne, dass er sie nicht mehr scharf sehen kann, — und nun deutet er, was er noch sieht, in's „Schöne“ um, das will sagen: in's Symmetrische, Weich-Linienhafte, Unbestimmte. Da er sein in der Ferne und Höhe schwebendes Ideal nunmehr auch anbeten will, so hat er, zum Schutze vor dem profanum vulgus, nöthig, einen Tempel für seine Anbetung zu bauen. Hierhin bringt er alle ehrwürdigen und geweihten Gegenstände, die er sonst noch besitzt, damit deren Zauber auch noch dem Ideal zu Gute komme und es in dieser *Nahrung* wachse und immer göttlicher werde. Zuletzt hat er wirklich seinen Gott fertig gemacht — aber wehe! es giebt Einen, der darum weiss, wie das zugegangen ist, sein intellectuelles Gewissen, — und es giebt auch Einen, der dagegen, ganz unbewusst, protestirt, nämlich der Vergöttlichte selber, der nunmehr, in Folge von Cultus, Lobgesang und Weihrauch, unausstehlich wird und augenscheinlich in abscheulicher Weise sich als Nicht-Gott und All-zu-sehr-Mensch verräth. Hier bleibt nun einem solchen Fanatiker nur noch Ein Ausweg: er lässt sich und seines Gleichen geduldig misshandeln und interpretirt das ganze Elend auch noch in majorem dei gloriam, durch eine neue Gattung von Selbstbetrug und edler Lüge: er nimmt gegen sich Partei und empfindet, als Gemisshandelter und als Interpret, dabei Etwas wie ein Martyrium — so steigt er auf den Gipfel seines Dünkels. — Menschen dieser Art lebten zum Beispiel um Napoleon: ja vielleicht ist gerade er es, der die romantische, dem Geiste der Aufklärung fremde Prostration vor dem „Genie“ und dem „Heros“ unserem Jahrhundert in die Seele gegeben hat, er, vor dem ein Byron sich nicht zu sagen schämte, er sei ein „Wurm gegen solch ein Wesen“. (Die Formeln einer solchen Prostration sind von jenem alten anmaasslichen Wirr-



und Murrkopfe, Thomas Carlyle, gefunden worden, der ein langes Leben darauf verwendet hat, die Vernunft seiner Engländer romantisch zu machen: umsonst!)

299.

*Anschein des Heroismus.* — Sich mitten unter die Feinde werfen kann das Merkmal der Feigheit sein.

300.

*Gnädig gegen den Schmeichler.* — Die letzte Klugheit der unersättlich Ehrgeizigen ist, ihre Menschenverachtung nicht merken zu lassen, welche der Anblick der Schmeichler ihnen einflösst: sondern gnädig auch gegen sie zu erscheinen, wie ein Gott, der nicht anders als gnädig sein kann.

301.

*„Charaktervoll“.* — „Was ich einmal gesagt habe, dass thue ich,“ — diese Denkweise gilt als charaktervoll. Wie viele Handlungen werden gethan, nicht weil sie als die vernünftigsten ausgewählt worden sind, sondern weil sie, als sie uns einfielen, auf irgend welche Art unsere Ehrsucht und Eitelkeit gereizt haben, so dass wir dabei verbleiben und sie blindlings durchsetzen! So mehren sie bei uns selber den Glauben an unseren Charakter und unser gutes Gewissen, also, im Ganzen, unsere *Kraft*: während das Auswählen des möglichst Vernünftigen die Skepsis gegen uns und dermaassen ein Gefühl der Schwäche in uns unterhält.

*Einmal, zweimal und dreimal wahr!* — Die Menschen lügen unsäglich oft, aber sie denken hinterher nicht daran und glauben im Ganzen nicht daran.

*Kurzweil des Menschenkenners.* — Er glaubt mich zu kennen und fühlt sich fein und wichtig, wenn er so und so mit mir verkehrt: ich hüte mich, ihn zu enttäuschen. Denn ich würde es zu entgelten haben, während er mir jetzt *wohlwill*, da ich ihm ein Gefühl der wissenden Ueberlegenheit verschaffe. — Da ist ein Anderer: der fürchtet sich, dass ich mir einbilde, ihn zu kennen, und sieht sich dabei erniedrigt. So betrügt er sich schauerlich und unbestimmt und sucht mich über sich in die Irre zu führen — um sich so über mich wieder zu erheben.

*Die Welt-Vernichter.* — Diesem gelingt Etwas nicht; schliesslich ruft er empört aus: „so möge doch die ganze Welt zu Grunde gehen!“ Dieses abscheuliche Gefühl ist der Gipfel des Neides, welcher folgert: weil ich *Etwas* nicht haben kann, soll alle Welt *Nichts* haben! soll alle Welt Nichts *sein!*

*Geiz.* — Unser Geiz beim Kaufen nimmt mit der Wohlfeilheit der Gegenstände zu — warum? Ist es, dass die kleinen Preis-Unterschiede eben erst das kleine Auge des Geizes *machen?*



*Griechisches Ideal.* — Was bewunderten die Griechen an Odysseus? Vor Allem die Fähigkeit zur Lüge und zur listigen und furchtbaren Wiedervergeltung; den Umständen gewachsen sein; wenn es gilt, edler erscheinen als der Edelste; sein können, *was man will*; heldenhafte Beharrlichkeit; sich alle Mittel zu Gebote stellen; Geist haben — sein Geist ist die Bewunderung der Götter, sie lächeln, wenn sie daran denken —: diess Alles ist griechisches *Ideal*! Das Merkwürdigste daran ist, dass hier der Gegensatz von Scheinen und Sein gar nicht gefühlt und also auch nicht sittlich angerechnet wird. Gab es je so gründliche Schauspieler!

*Facta! Ja Facta ficta!* — Ein Geschichtschreiber hat es nicht mit dem, was wirklich geschehn ist, sondern nur mit den vermeintlichen Ereignissen zu thun: denn nur diese haben *gewirkt*. Ebenso nur mit den vermeintlichen Helden. Sein Thema, die sogenannte Weltgeschichte, sind Meinungen über vermeintliche Handlungen und deren vermeintliche Motive, welche wieder Anlass zu Meinungen und Handlungen geben, deren Realität aber sofort wieder verdampft und nur als Dampf *wirkt*, — ein fortwährendes Zeugen und Schwangerwerden von Phantomen über den tiefen Nebeln der unergründlichen Wirklichkeit. Alle Historiker erzählen von Dingen, die nie existirt haben, ausser in der Vorstellung.

*Sich nicht auf den Handel verstehen ist vornehm.* — Seine Tugend nur zum höchsten Preise verkaufen oder gar mit

ihr Wucher treiben, als Lehrer, Beamter, Künstler, — macht aus Genie und Begabung eine Krämer-Angelegenheit. Mit seiner *Weisheit* soll man nun einmal nicht *klug* sein wollen!

309.

*Furcht und Liebe.* — Die Furcht hat die allgemeine Einsicht über den Menschen mehr gefördert als die Liebe, denn die Furcht will errathen, wer der Andre ist, was er kann, was er will: sich hierin zu täuschen wäre Gefahr und Nachtheil. Umgekehrt hat die Liebe einen geheimen Impuls, in dem Andern so viel Schönes als möglich zu sehen oder ihn sich so hoch als möglich zu heben: sich dabei zu täuschen, wäre für sie eine Lust und ein Vortheil — und so thut sie es.

310.

*Die Gutmüthigen.* — Die Gutmüthigen haben ihr Wesen durch die beständige Furcht erlangt, welche ihre Voreltern vor fremden Uebergriffen gehabt haben, — sie milderten, beschwichtigten, baten ab, beugten vor, zerstreuten, schmeichelten, duckten sich, verbargen den Schmerz, den Verdruß, glätteten sofort wieder ihre Züge — und zuletzt vererbten sie diesen ganzen zarten und wohlgespielten Mechanismus auf ihre Kinder und Enkel. Diesen gab ein günstigeres Geschick keinen Anlass zu jener beständigen Furcht: nichtsdestoweniger spielen sie beständig auf ihrem Instrumente.

311.

*Die sogenannte Seele.* — Die Summe innerer Bewegungen, welche dem Menschen *leicht fallen* und die er in Folge dessen gerne und mit Anmuth thut, nennt man seine Seele; — er



gilt als seelenlos, wenn er Mühe und Härte bei inneren Bewegungen merken lässt.

312.

*Die Vergesslichen.* — In den Ausbrüchen der Leidenschaft und im Phantasiren des Traumes und des Irrsinns entdeckt der Mensch seine und der Menschheit Vorgeschichte wieder: die *Thierheit* mit ihren wilden Grimassen; sein Gedächtnis greift einmal weit genug rückwärts, während sein civilisirter Zustand sich aus dem Vergessen dieser Urerfahrungen, also aus dem Nachlassen jenes Gedächtnisses entwickelt. Wer als ein Vergesslicher höchster Gattung allem Diesen immerdar sehr fern geblieben ist, *versteht die Menschen nicht*, — aber es ist ein Vorthail für Alle, wenn es hier und da solche Einzelne giebt, welche „sie nicht verstehen“, und die gleichsam aus göttlichem Samen gezeugt und von der Vernunft geboren sind.

313.

*Der nicht mehr erwünschte Freund.* — Den Freund, dessen Hoffnungen man nicht befriedigen kann, wünscht man sich lieber zum Feinde.

314.

*Aus der Gesellschaft der Denker.* — Inmitten des Ozeans des Werdens wachen wir auf einem Inselchen, das nicht grösser als ein Nachen ist, auf, wir Abenteurer und Wandervögel, und sehen uns hier eine kleine Weile um: so eilig und so neugierig wie möglich, denn wie schnell kann uns ein Wind verwehen oder eine Welle über das Inselchen hinwegspülen, so dass Nichts mehr von uns da ist! Aber

hier, auf diesem kleinen Raume, finden wir andre Wandervögel und hören von früheren — und so leben wir eine köstliche Minute der Erkenntniss und des Errathens, unter fröhlichem Flügelschlagen und Gezwitscher mit einander, und abentheuern im Geiste hinaus auf den Ozean, nicht weniger stolz als er selber!

315.

*Sich entäussern.* — Etwas von seinem Eigenthume fahren lassen, sein Recht aufgeben — macht Freude, wenn es grossen Reichtum anzeigt. Dahin gehört die Grossmuth.

316.

*Schwache Secten.* — Die Secten, welche fühlen, dass sie schwach bleiben werden, machen Jagd auf einzelne intelligente Anhänger und wollen durch Qualität ersetzen, was ihnen an Quantität abgeht. Hierin liegt keine geringe Gefahr für die Intelligenten.

317.

*Das Urtheil des Abends.* — Wer über sein Tages- und Lebenswerk nachdenkt, wenn er am Ende und müde ist, kommt gewöhnlich zu einer melancholischen Betrachtung: das liegt aber nicht am Tage und am Leben, sondern an der Müdigkeit. — Mitten im Schaffen nehmen wir uns gewöhnlich keine Zeit zu Urtheilen über das Leben und das Dasein, und mitten im Geniessen auch nicht: kommt es aber einmal doch dazu, so geben wir Dem nicht mehr Recht, welcher auf den siebenten Tag und die Ruhe wartete, um Alles, was da ist, sehr schön zu finden, — er hatte den *besseren* Augenblick verpasst.



*Vorsicht vor den Systematikern!* — Es giebt eine Schauspielerei der Systematiker: indem sie ein System ausfüllen wollen und den Horizont darum rund machen, müssen sie versuchen, ihre schwächeren Eigenschaften im Stile ihrer stärkeren auftreten zu lassen, — sie wollen vollständige und einartig starke Naturen darstellen.

*Gastfreundschaft.* — Der Sinn in den Gebräuchen der Gastfreundschaft ist: das Feindliche im Fremden zu lähmen. Wo man im Fremden nicht mehr zunächst den Feind empfindet, nimmt die Gastfreundschaft ab; sie blüht, so lange ihre böse Voraussetzung blüht.

*Vom Wetter.* — Ein sehr ungewöhnliches und unberechenbares Wetter macht die Menschen auch gegen einander misstrauisch; sie werden dabei neuerungssüchtig, denn sie müssen von ihren Gewohnheiten abgehen. Deshalb lieben die Despoten alle Länderstriche, wo das Wetter moralisch ist.

*Gefahr in der Unschuld.* — Die unschuldigen Menschen werden in allen Stücken die Opfer, weil ihre Unwissenheit sie hindert, zwischen Maass und Uebermaass zu unterscheiden und bei Zeiten vorsichtig gegen sich selber zu sein. So gewöhnen sich unschuldige, das heisst unwissende junge Frauen an den häufigen Genuss der Aphrodisien und entbehren ihn später sehr, wenn ihre Männer krank oder frühzeitig welk

werden; gerade die harmlose und gläubige Auffassung, als ob diese häufige Art, mit ihnen zu verkehren, das Recht und die Regel sei, bringt sie zu einem Bedürfniss, welches sie später den heftigsten Anfechtungen und Schlimmerem aussetzt. Aber ganz allgemein und hoch genommen: wer einen Menschen und ein Ding liebt, ohne ihn und es zu kennen, wird die Beute von Etwas, das er nicht lieben würde, wenn er es sehen könnte. Ueberall, wo Erfahrung, Vorsicht und abgewogene Schritte noth thun, wird gerade der Unschuldige am gründlichsten verdorben werden, denn er muss mit blinden Augen die Hefe und das unterste Gift jeder Sache austrinken. Man erwäge die Praxis aller Fürsten, Kirchen, Secten, Parteien, Körperschaften: wird nicht immer der Unschuldige als der süsseste Köder zu den ganz gefährlichen und verruchten Fällen verwendet? — so wie Odysseus den unschuldigen Neoptolemos verwendet, um dem alten kranken Einsiedler und Unhold von Lemnos den Bogen und die Pfeile abzulisten. — Das Christenthum, mit seiner Verachtung der Welt, hat aus der Unwissenheit eine *Tugend* gemacht, die christliche Unschuld, vielleicht weil das häufigste Resultat dieser Unschuld eben, wie angedeutet, die Schuld, das Schuldgefühl und die Verzweiflung ist, somit eine Tugend, welche auf dem Umweg der Hölle zum Himmel führt: denn nun erst können sich die düsteren Propyläen des christlichen Heils aufthun, nun erst wirkt die Verheissung einer nachgebornen *zweiten Unschuld* — sie ist eine der schönsten Erfindungen des Christenthums!

322.

*Womöglich ohne Arzt leben.* — Es will mir scheinen, als ob ein Kranker leichtsinniger sei, wenn er einen Arzt hat, als wenn er selber seine Gesundheit besorgt. Im ersten



Falle genügt es ihm, streng in Bezug auf alles Vorgeschriebne zu sein; im andern Falle fassen wir Das, worauf jene Vorschriften abzielen, unsere Gesundheit, mit mehr Gewissen in's Auge und bemerken viel mehr, gebieten und verbieten uns viel mehr, als auf Veranlassung des Arztes geschehen würde. — Alle Regeln haben diese Wirkung: vom Zwecke hinter der Regel abzuziehen und leichtsinniger zu machen. — Und wie würde der Leichtsinn der Menschheit in's Unbändige und Zerstörerische gestiegen sein, wenn sie jemals vollkommen ehrlich der Gottheit als ihrem Arzte Alles überlassen hätte, nach dem Worte „wie Gott will“! —

323.

*Verdunkelung des Himmels.* — Kennt ihr die Rache der schüchternen Menschen, welche sich in der Gesellschaft benehmen, als hätten sie ihre Gliedmaassen gestohlen? Die Rache der demüthigen christenmässigen Seelen, welche sich auf Erden überall nur durchschleichen? Die Rache Derer, die immer sogleich urtheilen und immer sogleich Unrecht bekommen? Die Rache der Trunkenbolde aller Gattungen, denen der Morgen das Unheimlichste am Tage ist? Desgleichen der Krankenbolde aller Gattungen, der Kränkelnden und Gedrückten, welche nicht mehr den Muth haben, gesund zu werden? Die Zahl dieser kleinen Rache-süchtigen und gar die ihrer kleinen Rache-Acte ist ungeheuer; die ganze Luft schwirrt fortwährend von den abgeschossenen Pfeilen und Pfeilchen ihrer Bosheit, so dass die Sonne und der Himmel des Lebens dadurch verdunkelt werden — nicht nur ihnen, sondern noch mehr uns, den Anderen, Uebrigen: was schlimmer ist, als dass sie uns allzu oft Haut und Herz ritzen. *Leugnen* wir nicht mitunter Sonne und Himmel, blos

weil wir sie so lange nicht gesehen haben? — Also: Einsamkeit! Auch darum Einsamkeit!

324.

*Psychologie der Schauspieler.* — Es ist der beglückende Wahn der grossen Schauspieler, dass es den historischen Personen, welche sie darstellen, wirklich so zu Muthe gewesen sei wie ihnen bei ihrer Darstellung, — aber sie irren sich stark darin: ihre nachahmende und errathende Kraft, die sie gerne für ein hellseherisches Vermögen ausgeben möchten, dringt nur gerade tief genug ein, um Gebärden, Töne und Blicke und überhaupt das Aeusserliche zu erklären; das heisst der Schatten von der Seele eines grossen Helden, Staatsmannes, Kriegers, Ehrgeizigen, Eifersüchtigen, Verzweifelnden wird von ihnen erhascht, sie dringen bis nahe an die Seele, aber nicht bis in den Geist ihrer Objecte. Das wäre freilich eine schöne Entdeckung, dass es nur des hellseherischen Schauspielers bedürfe, statt aller Denker, Kenner, Fachmänner, um in's Wesen irgend eines Zustandes hinabzuleuchten! Vergessen wir doch nie, sobald derartige Anmaassungen laut werden, dass der Schauspieler eben ein idealer Affe ist und so sehr Affe, dass er an das „Wesen“ und das „Wesentliche“ gar nicht zu glauben vermag: Alles wird ihm Spiel, Ton, Gebärde, Bühne, Coullisse und Publicum.

325.

*Abseits leben und glauben.* — Das Mittel, um der Prophet und Wundermann seiner Zeit zu werden, gilt heute noch wie vor Alters: man lebe abseits, mit wenig Kenntnissen, einigen Gedanken und sehr viel Dünkel — endlich stellt sich der Glaube bei uns ein, dass die Menschheit ohne uns



nicht fortkommen könne, *weil wir nämlich ganz ersichtlich ohne sie fortkommen.* Sobald dieser Glaube da ist, findet man auch Glauben. Zuletzt ein Rath für Den, der ihn brauchen mag (er wurde Wesley von seinem geistlichen Lehrer Böhler gegeben): „Predige den Glauben, bis du ihn hast, und dann wirst du ihn predigen, weil du ihn hast!“ —

326.

*Seine Umstände kennen.* — Unsre Kräfte können wir abschätzen, aber nicht unsre *Kraft*. Die Umstände verbergen und zeigen uns dieselbe nicht nur — nein! sie vergrössern und verkleinern sie. Man soll sich für eine variable Grösse halten, deren Leistungsfähigkeit unter Umständen der Begünstigung vielleicht der allerhöchsten gleichkommen kann: man soll also über die Umstände nachdenken und keinen Fleiss in deren Beobachtung scheuen.

327.

*Eine Fabel.* — Der Don Juan der Erkenntniss: er ist noch von keinem Philosophen und Dichter entdeckt worden. Ihm fehlt die Liebe zu den Dingen, welche er erkennt, aber er hat Geist, Kitzel und Genuss an Jagd und Intriguen der Erkenntniss — bis an die höchsten und fernsten Sterne der Erkenntniss hinauf! — bis ihm zuletzt Nichts mehr zu erjagen übrig bleibt als das absolut *Wehethuende* der Erkenntniss, gleich dem Trinker, der am Ende Absinth und Scheidewasser trinkt. So gelüstet es ihn am Ende nach der Hölle — es ist die letzte Erkenntniss, die ihn *verführt*. Vielleicht dass auch sie ihn enttäuscht, wie alles Erkannte! Und dann müsste er in alle Ewigkeit stehen bleiben, an die Enttäuschung

festgenagelt und selber zum steinernen Gast geworden, mit einem Verlangen nach einer Abendmahlzeit der Erkenntniss, die ihm nie mehr zu Theil wird! — denn die ganze Welt der Dinge hat diesem Hungrigen keinen Bissen mehr zu reichen.

328.

*Worauf idealistische Theorien rathen lassen.* — Man trifft die idealistischen Theorien am sichersten bei den unbedenklichen Praktikern; denn sie brauchen deren Lichtglanz für ihren Ruf. Sie greifen darnach mit ihren Instincten und haben gar kein Gefühl von Heuchelei dabei: so wenig ein Engländer mit seiner Christlichkeit und Sonntagsheiligung sich als Heuchler fühlt. Umgekehrt: den beschaulichen Naturen, welche sich gegen alles Phantasiren in Zucht zu halten haben und auch den Ruf der Schwärmerei scheuen, genügen allein die harten realistischen Theorien: nach ihnen greifen sie mit der gleichen instinctiven Nöthigung, und ohne ihre Ehrlichkeit dabei zu verlieren.

329.

*Die Verleumder der Heiterkeit.* — Tief vom Leben verwundete Menschen haben alle Heiterkeit verdächtigt, als ob sie immer kindlich und kindisch sei und eine Unvernunft verrathe, bei deren Anblick man nur Erbarmen und Rührung empfinden könne, wie wenn ein dem Tode nahes Kind auf seinem Bette noch seine Spielsachen liebkost. Solche Menschen sehen unter allen Rosen verborgene und verhehlte Gräber; Lustbarkeiten, Getümmel, fröhliche Musik erscheint ihnen wie die entschlossene Selbsttäuschung des Schwerkranken, der noch einmal eine Minute den Rausch des Lebens schlürfen will. Aber dieses Urtheil über die Heiter-



keit ist nichts Anderes als deren Strahlenbrechung auf dem düsteren Grunde der Ermüdung und Krankheit: es ist selber etwas Rührendes, Unvernünftiges, zum Mitleiden Drängendes, ja sogar etwas Kindliches und Kindisches, aber aus jener *zweiten Kindheit* her, welche dem Alter folgt und dem Tode voranläuft.

330.

*Noch nicht genug!* — Es ist noch nicht genug, eine Sache zu beweisen, man muss die Menschen zu ihr auch noch verführen oder zu ihr erheben. Desshalb soll der Wissende lernen, seine Weisheit zu *sagen*: und oft so, dass sie wie Thorheit *klingt*!

331.

*Recht und Grenze.* — Der Asketismus ist für Solche die rechte Denkweise, welche ihre sinnlichen Triebe ausrotten müssen, weil dieselben wüthende Raubthiere sind. Aber auch nur für Solche!

332.

*Der aufgeblasene Stil.* — Ein Künstler, der sein hochgeschwollnes Gefühl nicht im Werke entladen und sich so erleichtern, sondern vielmehr gerade das Gefühl der Schwellung mittheilen will, ist schwülstig, und sein Stil ist der aufgeblasene Stil.

333.

*„Menschlichkeit“.* — Wir halten die Thiere nicht für moralische Wesen. Aber meint ihr denn, dass die Thiere uns

für moralische Wesen halten? — Ein Thier, welches reden konnte, sagte: „Menschlichkeit ist ein Vorurtheil, an dem wenigstens wir Thiere nicht leiden.“

334.

*Der Wohlthätige.* — Der Wohlthätige befriedigt ein Bedürfniss seines Gemüths, wenn er wohlthut. Je stärker dieses Bedürfniss ist, um so weniger denkt er sich in den Andern hinein, der ihm dient, sein Bedürfniss zu stillen, er wird unziert und beleidigt unter Umständen. (Diess sagt man der jüdischen Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit nach: welche bekanntlich etwas hitziger ist als die andrer Völker.)

335.

*Damit Liebe als Liebe gespürt werde.* — Wir haben nöthig, gegen uns redlich zu sein und uns sehr gut zu kennen, um gegen Andre jene menschenfreundliche Verstellung üben zu können, welche Liebe und Güte genannt wird.

336.

*Wessen sind wir fähig?* — Einer war durch seinen ungerathenen und boshafteu Sohn den ganzen Tag so gequält worden, dass er ihn Abends erschlug und aufathmend zur übrigen Familie sagte: „So! nun können wir ruhig schlafen!“ — Was wissen wir, wozu uns Umstände treiben *könnten*!

337.

*„Natürlich!“* — In seinen Fehlern wenigstens *natürlich* zu sein — ist vielleicht das letzte Lob eines künstlichen und



überall sonst schauspielerischen und halbächten Künstlers. Ein solches Wesen wird desshalb gerade seine Fehler keck herauslassen.

338.

*Ersatz-Gewissen.* — Der eine Mensch ist für den andern sein Gewissen: und diess ist namentlich wichtig, wenn der andre sonst keines hat.

339.

*Verwandlung der Pflichten.* — Wenn die Pflicht aufhört, schwer zu fallen, wenn sie sich nach langer Uebung zur lustvollen Neigung und zum Bedürfniss umwandelt, dann werden die Rechte Anderer, auf welche sich unsere Pflichten, jetzt unsere Neigungen beziehen, etwas Anderes: nämlich Anlässe zu angenehmen Empfindungen für uns. Der Andre wird vermöge seiner Rechte von da an liebenswürdig (anstatt ehrwürdig und furchtbar wie vordem). Wir suchen unsere *Lust*, wenn wir jetzt den Bereich seiner Macht anerkennen und unterhalten. Als die Quietisten keine Last mehr an ihrem Christenthume hatten und in Gott nur ihre Lust fanden, nahmen sie ihren Wahlspruch „Alles zur Ehre Gottes!“ an: was sie auch immer in diesem Sinne thaten, es war kein Opfer mehr; es hiess so viel als „Alles zu unserm Vergnügen!“ Zu verlangen, dass die Pflicht *immer* etwas lästig falle, — wie es Kant thut — heisst verlangen, dass sie niemals Gewohnheit und Sitte werde: in diesem Verlangen steckt ein kleiner Rest von asketischer Grausamkeit.

*Der Augenschein ist gegen den Historiker.* — Es ist eine gut bewiesene Sache, dass die Menschen aus dem Mutterleibe hervorgehen: trotzdem lassen erwachsene Kinder, die neben ihrer Mutter stehen, die Hypothese als sehr ungereimt erscheinen; sie hat den Augenschein gegen sich.

*Vortheil im Verkennen.* — Jemand sagte, er habe in der Kindheit eine solche Verachtung gegen die gefallsüchtigen Grillen des melancholischen Temperaments gehabt, dass es ihm bis zur Mitte seines Lebens verborgen geblieben sei, welches Temperament er habe: nämlich eben das melancholische. Er erklärte diess für die beste aller möglichen Unwissenheiten.

*Nicht zu verwechseln!* — Ja! Er betrachtet die Sache von allen Seiten, und ihr meint, das sei ein rechter Mann der Erkenntniss. Aber er will nur den Preis herabsetzen — er will sie kaufen!

*Angeblich moralisch.* — Ihr wollt nie mit euch unzufrieden werden, nie an euch leiden — und nennt diess euren moralischen Hang! Nun gut, ein Andrer mag es eure Feigheit nennen. Aber Eins ist gewiss: ihr werdet niemals die Reise um die Welt (die ihr selber seid!) machen und in euch selber ein Zufall und eine Scholle auf der Scholle bleiben!



Glaubt ihr denn, dass wir Andersgesinnten der reinen Narrheit halber uns der Reise durch die eigenen Oeden, Sümpfe und Eisgebirge aussetzen und Schmerzen und Ueberdruss an uns freiwillig erwählen, wie die Säulenheiligen?

344.

*Feinheit im Fehlgreifen.* — Wenn Homer, wie man sagt, bisweilen geschlafen hat, so war er klüger als alle die Künstler des schlaflosen Ehrgeizes. Man muss die Bewunderer zu Athem kommen lassen, dadurch dass man sie von Zeit zu Zeit in Tadler verwandelt; denn Niemand hält eine ununterbrochen glänzende und wache Güte aus; und statt wohlzuthun, wird ein Meister der Art zum Zuchtmeister, den man hasst, während er vor uns hergeht.

345.

*Unser Glück ist kein Argument für und wider.* — Viele Menschen sind nur eines geringen Glücks fähig: es ist ebenso wenig ein Einwand gegen ihre Weisheit, dass diese ihnen nicht mehr Glück geben könne, als es ein Einwand gegen die Heilkunst ist, dass manche Menschen nicht zu curiren und andere immer kränklich sind. Möge Jeder mit gutem Glück gerade die Lebensauffassung finden, bei der er *sein* höchstes Maass von Glück verwirklichen kann: dabei kann sein Leben immer noch erbärmlich und wenig neidenswerth sein.

346.

*Weiberfeinde.* — „Das Weib ist unser Feind“ — wer so als Mann zu Männern spricht, aus dem redet der

ungebändigte Trieb, der nicht nur sich selber, sondern auch seine Mittel hasst.

347.

*Eine Schule des Redners.* — Wenn man ein Jahr lang schweigt, so verlernt man das Schwätzen und lernt das Reden. Die Pythagoreer waren die besten Staatsmänner ihrer Zeit.

348.

*Gefühl der Macht.* — Man unterscheide wohl: wer das Gefühl der Macht erst gewinnen will, greift nach allen Mitteln und verschmäht keine Nahrung desselben. Wer es aber hat, der ist sehr wählerisch und vornehm in seinem Geschmack geworden; selten, dass ihm Etwas noch genugthut.

349.

*Nicht gar so wichtig.* — Bei einem Sterbefalle, dem man zusieht, steigt ein Gedanke regelmässig auf, den man sofort, aus einem falschen Gefühl der Anständigkeit, in sich unterdrückt: dass der Act des Sterbens nicht so bedeutend sei, wie die allgemeine Ehrfurcht behauptet, und dass der Sterbende im Leben wahrscheinlich wichtigere Dinge verloren habe, als er hier zu verlieren im Begriffe steht. Das Ende ist hier gewiss nicht das Ziel.

350.

*Wie man am besten verspricht.* — Wenn ein Versprechen gemacht wird, so ist es nicht das Wort, welches verspricht,



sondern das Unausgesprochne hinter dem Worte. Ja die Worte machen ein Versprechen unkräftiger, indem sie eine Kraft entladen und verbrauchen, welche ein Theil jener Kraft ist, die verspricht. Lasst euch also die Hand reichen und legt dabei den Finger auf den Mund — so macht ihr die sichersten Gelöbnisse.

351.

*Gewöhnlich missverstanden.* — Im Gespräche bemerkt man den Einen bemüht, eine Falle zu legen, in welche der Andere fällt, nicht aus Bosheit, wie man denken sollte, sondern aus Vergnügen an der eignen Piffigkeit: dann wieder Andere, welche den Witz vorbereiten, damit der Andre ihn mache, und welche die Schleife knüpfen, damit Jener den Knoten daraus ziehe: nicht aus Wohlwollen, wie man denken sollte, sondern aus Bosheit und Verachtung der groben Intellecte.

352.

*Centrum.* — Jenes Gefühl: „ich bin der Mittelpunkt der Welt!“ tritt sehr stark auf, wenn man plötzlich von der Schande überfallen wird; man steht dann da wie betäubt inmitten einer Brandung und fühlt sich geblendet wie von Einem grossen Auge, das von allen Seiten auf uns und durch uns blickt.

353.

*Redefreiheit.* — „Die Wahrheit muss gesagt werden, und wenn die Welt in Stücke gehen sollte!“ — so ruft, mit grossem Munde, der grosse Fichte! — Ja! Ja! Aber man

müsste sie auch haben! — Aber er meint, Jeder solle seine Meinung sagen, und wenn Alles drunter und drüber gienge. Darüber liesse sich mit ihm noch rechten.

354.

*Muth zum Leiden.* — So wie wir jetzt sind, können wir eine ziemliche Menge von Unlust ertragen, und unser Magen ist auf diese schwere Kost eingerichtet. Vielleicht fänden wir ohne sie die Mahlzeit des Lebens fade: und ohne den guten Willen zum Schmerze würden wir allzu viele Freuden fahren lassen müssen!

355.

*Verehrer.* — Wer so verehrt, dass er den Nicht-Verehrten kreuzigt, gehört zu den Henkern seiner Partei — man hütet sich, ihm die Hand zu geben, selbst wenn man auch von der Partei ist.

356.

*Wirkung des Glückes.* — Die erste Wirkung des Glückes ist das *Gefühl der Macht*: diese will *sich äussern*, sei es gegen uns selber oder gegen andere Menschen oder gegen Vorstellungen oder gegen eingebildete Wesen. Die gewöhnlichsten Arten, sich zu äussern, sind: Beschenken, Verspotten, Vernichten — alle drei mit einem gemeinsamen Grundtriebe.

357.

*Moralische Stechfliegen.* — Jene Moralisten, denen die Liebe zur Erkenntniss abgeht und welche nur den Genuss des



Webethuns kennen, haben den Geist und die Langeweile von Kleinstädtern; ihr ebenso grausames als jämmerliches Vergnügen ist, dem Nachbar auf die Finger zu sehen und unvermerkt eine Nadel so zu stecken, dass er sich daran sticht. In ihnen ist die Unart kleiner Knaben rückständig, welche nicht munter sein können ohne etwas Jagd und Misshandlung von Lebendigem und Todtem.

358.

*Gründe und ihre Grundlosigkeit.* — Du hast eine Abneigung gegen ihn und bringst auch reichliche Gründe für diese Abneigung vor — ich glaube aber nur deiner Abneigung, und nicht deinen Gründen! Es ist eine Schönthuerei vor dir selber, Das was instinctiv geschieht, dir und mir wie einen Vernunftschluss vorzuführen.

359.

*Etwas gut heissen.* — Man heisst die Ehe gut, erstens weil man sie noch nicht kennt, zweitens weil man sich an sie gewöhnt hat, drittens weil man sie geschlossen hat, — das heisst fast in allen Fällen. Und doch ist damit Nichts für die Güte der Ehe überhaupt bewiesen.

360.

*Keine Utilitarier.* — „Die Macht, der viel Böses angethan und angedacht wird, ist mehr werth als die Ohnmacht, der nur Gutes widerfährt,“ so empfanden die Griechen. Das heisst: das Gefühl der Macht wurde von ihnen höher geschätzt als irgend ein Nutzen oder guter Ruf.

*Hässlich scheinen.* — Die Mässigkeit sieht sich selber als schön; sie ist unschuldig daran, dass sie im Auge des Unmässigen rauh und nüchtern, folglich als hässlich erscheint.

*Verschieden im Hasse.* — Manche hassen erst, wenn sie sich schwach und müde fühlen: sonst sind sie billig und übersehend. Andre hassen erst, wenn sie die Möglichkeit der Rache sehen: sonst hüten sie sich vor allem heimlichen und lauten Zorn und denken, wenn es Anlässe dazu giebt, daran vorbei.

*Menschen des Zufalls.* — Das Wesentliche an jeder Erfindung thut der Zufall, aber den meisten Menschen begegnet dieser Zufall nicht.

*Wahl der Umgebung.* — Man hüte sich, in einer Umgebung zu leben, vor der man weder würdig schweigen, noch sein Höheres mitzutheilen vermag, so dass unsere Klagen und Bedürfnisse und die ganze Geschichte unserer Nothstände zur Mittheilung übrig bleiben. Dabei wird man mit sich unzufrieden und unzufrieden mit dieser Umgebung, ja nimmt den Verdruss, sich immer als Klagenden zu empfinden, noch zu dem Nothstande hinzu, der uns klagen macht. Sondern dort soll man leben, wo man *sich schämt*, von sich zu reden, und es nicht nöthig hat. — Aber wer denkt an solche Dinge, an eine *Wahl* in solchen Dingen! Man redet von seinem



„Verhängniss“, stellt sich mit breitem Rücken hin und seufzt:  
„ich unglückseliger Atlas!“

365.

*Eitelkeit.* — Die Eitelkeit ist die Furcht, original zu erscheinen, also ein Mangel an Stolz, aber nicht nothwendig ein Mangel an Originalität.

366.

*Verbrecher-Kummer.* — Man leidet als entdeckter Verbrecher nicht am Verbrechen, sondern an der Schande oder am Verdruß über eine gemachte Dummheit oder an der Entbehrung des gewohnten Elementes; und es bedarf einer Feinheit, die selten ist, hierin zu unterscheiden. Jeder, der viel in Gefängnissen und Zuchthäusern verkehrt hat, ist erstaunt, wie selten daselbst ein unzweideutiger „Gewissensbiss“ anzutreffen ist: um so mehr aber das Heimweh nach dem alten bösen geliebten Verbrechen.

367.

*Immer glücklich scheinen.* — Als die Philosophie Sache des öffentlichen Wetteifers war, im Griechenland des dritten Jahrhunderts, gab es nicht wenige Philosophen, welche glücklich durch den Hintergedanken wurden, dass Andere, die nach andern Principien lebten und sich dabei quälten, an ihrem Glücke Aerger haben müssten: sie glaubten, mit ihrem Glücke jene am besten zu widerlegen, und dazu genügte es ihnen, immer glücklich zu scheinen: aber dabei mussten sie auf die Dauer glücklich *werden!* Diess war zum Beispiel das Loos der Cyniker.

*Grund vieler Verkenning.* — Die Moralität der zunehmenden Nervenkraft ist freudig und unruhig; die Moralität der abnehmenden Nervenkraft, am Abende oder bei Kranken und alten Leuten, ist leidend, beruhigend, abwartend, wehmüthig, ja nicht selten düster. Je nachdem man von dieser oder jener hat, versteht man die uns fehlende nicht, und dem Andern legt man sie oft als Unsittlichkeit und Schwäche aus.

*Sich über seine Erbärmlichkeit zu heben.* — Das sind mir stolze Gesellen, die, um das Gefühl ihrer Würde und Wichtigkeit herzustellen, immer erst Andere brauchen, die sie anherrschen und vergewaltigen können: Solche nämlich, deren Ohnmacht und Feigheit es erlaubt, dass einer vor ihnen ungestraft erhabene und zornige Gebärden machen kann! — so dass sie die Erbärmlichkeit ihrer Umgebung nöthig haben, um sich auf einen Augenblick über die eigene Erbärmlichkeit zu heben! — Dazu hat Mancher einen Hund, ein Andrer einen Freund, ein Dritter eine Frau, ein Vierter eine Partei und ein sehr Seltner ein ganzes Zeitalter nöthig.

*Inwiefern der Denker seinen Feind liebt.* — Nie Etwas zurückhalten oder dir verschweigen, was gegen deinen Gedanken gedacht werden kann! Gelobe es dir! Es gehört zur ersten Redlichkeit des Denkens. Du musst jeden Tag auch deinen Feldzug gegen dich selber führen. Ein Sieg und eine eroberte Schanze sind nicht mehr deine Angelegenheit, sondern die der Wahrheit, — aber auch deine Niederlage ist nicht mehr deine Angelegenheit!



*Das Böse der Stärke.* — Die Gewaltthätigkeit als Folge der Leidenschaft, zum Beispiel des Zornes, ist physiologisch als ein Versuch zu verstehen, einem drohenden Erstickungsanfall vorzubeugen. Zahllose Handlungen des Uebermuths, der sich an andern Personen auslässt, sind Ableitungen eines plötzlichen Blutandranges durch eine starke Muskel-Action gewesen: und vielleicht gehört das ganze „Böse der Stärke“ unter diesen Gesichtspunkt. (Das Böse der Stärke thut dem Andern wehe, ohne daran zu denken, — es *muss* sich auslassen; das Böse der Schwäche *will* wehe thun und die Zeichen des Leidens sehen.)

*Zur Ebre der Kenner.* — Sobald einer, ohne Kenner zu sein, doch den Urtheiler spielt, soll man sofort protestiren: ob es nun Männlein oder Weiblein sei. Schwärmerei und Entzücken für ein Ding oder einen Menschen sind keine Argumente: Widerwille und Hass gegen sie auch nicht.

*Verrätherischer Tadel.* — „Er kennt die Menschen nicht“ — das heisst im Munde des Einen: „er kennt die Gemeinheit nicht“, im Munde des Andern: „er kennt die Ungewöhnlichkeit nicht und die Gemeinheit zu gut“.

*Werth des Opfers.* — Je mehr man den Staaten und Fürsten das Recht aberkennt, die Einzelnen zu opfern (wie bei der

Rechtspflege, der Heeresfolge u. s. w.), um so höher wird der Werth der Selbst-Opferung steigen.

375.

*Zu deutlich reden.* — Man kann aus verschiedenen Gründen zu deutlich articulirt sprechen: einmal aus Misstrauen gegen sich, in einer neuen ungeübten Sprache, sodann aber auch aus Misstrauen gegen die Andern, wegen ihrer Dummheit oder Langsamkeit des Verständnisses. Und so auch im Geistigsten: unsere Mittheilung ist mitunter zu deutlich, zu peinlich, weil Die, welchen wir uns mittheilen, uns sonst nicht verstehen. Folglich ist der vollkommne und leichte Stil nur vor einer vollkommenen Zuhörerschaft *erlaubt*.

376.

*Viel schlafen.* — Was thun, um sich anzuregen, wenn man müde und seiner selbst satt ist? Der Eine empfiehlt die Spielbank, der Andre das Christenthum, der Dritte die Electricität. Das Beste aber, mein lieber Melancholiker, ist und bleibt: *viel schlafen*, eigentlich und uneigentlich! So wird man auch seinen Morgen wieder haben! Das Kunststück der Lebensweisheit ist, den Schlaf jeder Art zur rechten Zeit einzuschieben wissen.

377.

*Worauf phantastische Ideale rathen lassen.* — Dort wo unsere Mängel liegen, ergeht sich unsere Schwärmerei. Den schwärmerischen Satz „liebet eure Feinde!“ haben Juden erfinden müssen, die besten Hasser, die es gegeben hat, und die schönste Verherrlichung der Keuschheit ist von solchen



gedichtet worden, die in ihrer Jugend wüst und abscheulich gelebt haben.

378.

*Reine Hand und reine Wand.* — Man soll weder Gott noch den Teufel an die Wand malen. Man verdirbt damit seine Wand und seine Nachbarschaft.

379.

*Wahrscheinlich und unwahrscheinlich.* — Eine Frau liebte heimlich einen Mann, hob ihn hoch über sich und sagte sich im Geheimsten hundert Male: „wenn mich ein solcher Mann liebte, so wäre diess wie eine Gnade, vor der ich im Staube liegen müsste!“ — Und dem Manne gieng es ganz ebenso, und gerade in Bezug auf diese Frau, und er sagte sich im Geheimsten auch gerade diesen Gedanken. Als endlich einmal Beiden die Zunge sich gelöst hatte und sie alles das Verschwiegene und Verschwiegenste des Herzens einander sagten, entstand schliesslich ein Stillschweigen und einige Besinnung. Darauf hob die Frau an, mit erkälteter Stimme: „aber es ist ja ganz klar! wir sind Beide nicht Das, was wir geliebt haben! Wenn du Das bist, was du sagst und nicht mehr, so habe ich mich umsonst erniedrigt und dich geliebt; der Dämon verführte mich so wie dich.“ — Diese sehr wahrscheinliche Geschichte kommt nie vor — wesshalb?

380.

*Erprobter Rath.* — Von allen Trostmitteln thut Trostbedürftigen Nichts so wohl als die Behauptung, für ihren

Fall gebe es keinen Trost. Darin liegt eine solche Auszeichnung, dass sie wieder den Kopf erheben.

381.

*Seine „Einzelheit“ kennen.* — Wir vergessen zu leicht, dass wir im Auge fremder Menschen, die uns zum ersten Male sehen, etwas ganz Anderes sind als Das, wofür wir uns selber halten: meistens Nichts mehr als eine in die Augen springende Einzelheit, welche den Eindruck bestimmt. So kann der sanftmüthigste und billigste Mensch, wenn er nur einen grossen Schnurrbart hat, gleichsam im Schatten desselben sitzen, und ruhig sitzen — die gewöhnlichen Augen sehen in ihm den *Zubehör* zu einem grossen Schnurrbart, will sagen: einen militärischen, leicht aufbrausenden, unter Umständen gewaltsamen Charakter — und benehmen sich darnach vor ihm.

382.

*Gärtner und Garten.* — Aus feuchten trüben Tagen, Einsamkeit, lieblosen Worten an uns wachsen *Schlüsse* auf wie Pilze: sie sind eines Morgens da, wir wissen nicht woher, und sehen sich grau und griesgrämig nach uns um. Wehe dem Denker, der nicht der Gärtner, sondern nur der Boden seiner Gewächse ist!

383.

*Die Komödie des Mitleidens.* — Wir mögen noch so sehr an einem Unglücklichen Antheil nehmen: in seiner Gegenwart spielen wir immer etwas Komödie, wir sagen Vieles nicht, was wir denken und wie wir es denken, mit jener Behutsamkeit des Arztes am Bette von Schwerkranken.



*Wunderliche Heilige.* — Es giebt Kleinmüthige, welche von ihrem besten Werke und Wirken Nichts halten und es schlecht zur Mittheilung oder zum Vortrage bringen: aber aus einer Art Rache halten sie auch Nichts von der Sympathie Anderer oder glauben gar nicht an Sympathie; sie schämen sich, von sich selber hingerissen zu erscheinen und fühlen ein trotziges Wohlbehagen darin, lächerlich zu werden. — Diess sind Zustände aus der Seele melancholischer Künstler.

*Die Eiteln.* — Wir sind wie Schauläden, in denen wir selber unsere angeblichen Eigenschaften, welche Andere uns zusprechen, fortwährend anordnen, verdecken oder in's Licht stellen, — um *uns* zu betrügen.

*Die Pathetischen und die Naiven.* — Es kann eine sehr unedle Gewohnheit sein, keine Gelegenheit vorbei zu lassen, wo man sich pathetisch zeigen kann: um jenes Genusses willen, sich den Zuschauer dabei zu denken, der sich an die Brust schlägt und sich selber jämmerlich und klein fühlt. Es kann folglich auch ein Zeichen des Edelsinns sein, mit pathetischen Lagen Spott zu treiben und in ihnen sich unwürdig zu benehmen. Der alte kriegerische Adel Frankreichs hatte diese Art Vornehmheit und Feinheit.

*Probe einer Ueberlegung vor der Ehe.* — Gesetzt, sie liebte mich, wie lästig würde sie mir auf die Dauer werden! Und

gesetzt, sie liebte mich nicht, wie lästig würde sie erst da mir auf die Dauer werden! — Es handelt sich nur um zwei verschiedene Arten des Lästigen: — heirathen wir also!

388.

*Die Schurkerei mit gutem Gewissen.* — Im kleinen Handel übervortheilt zu werden — das ist in manchen Gegenden, zum Beispiel in Tyrol, so unangenehm, weil man das böse Gesicht und die grobe Begierde darin, nebst dem schlechten Gewissen und der plumpen Feindseligkeit, welche im betrügerischen Verkäufer gegen uns entsteht, noch obendrein in den schlechten Kauf bekommt. In Venedig dagegen ist der Prellende von Herzen über das gelungene Schelmenstück vergnügt und gar nicht feindselig gegen den Geprellten gestimmt, ja geneigt, ihm eine Artigkeit zu erweisen und namentlich mit ihm zu lachen, falls er dazu Lust haben sollte. — Kurz, man muss zur Schurkerei auch den Geist und das gute Gewissen haben: das versöhnt den Betrognen beinahe mit dem Betrüge.

389.

*Etwas zu schwer.* — Sehr brave Leute, die aber etwas zu schwer sind, um höflich und liebenswürdig zu sein, suchen eine Artigkeit sofort mit einer ernsthaften Dienstleistung oder mit einem Beitrag aus ihrer Kraft zu beantworten. Es ist rührend anzusehen, wie sie ihre Goldstücke schüchtern heranbringen, wenn ein Andrer ihnen seine vergoldeten Pfennige geboten hat.



*Geist verbergen.* — Wenn wir Jemanden dabei ertappen, dass er seinen Geist vor uns verbirgt, so nennen wir ihn böse: und zwar um so mehr, wenn wir argwöhnen, dass Artigkeit und Menschenfreundlichkeit ihn dazu getrieben haben.

*Der böse Augenblick.* — Lebhaftere Naturen lügen nur einen Augenblick: nachher haben sie sich selber belogen und sind überzeugt und rechtschaffen.

*Bedingung der Höflichkeit.* — Die Höflichkeit ist eine sehr gute Sache und wirklich eine der vier Haupttugenden (wenn auch die letzte): aber damit wir uns einander nicht mit ihr lästig werden, muss Der, mit dem ich gerade zu thun habe, um einen Grad weniger oder mehr höflich sein, als ich es bin, — sonst kommen wir nicht von der Stelle, und die Salbe salbt nicht nur, sondern klebt uns fest.

*Gefährliche Tugenden.* — „Er vergisst Nichts, aber er vergiebt Alles.“ — Dann wird er doppelt gehasst, denn er beschämt doppelt, mit seinem Gedächtniss und mit seiner Grossmuth.

*Ohne Eitelkeit.* — Leidenschaftliche Menschen denken wenig an Das, was die Andern denken, ihr Zustand erhebt sie über die Eitelkeit.

*Die Contemplation.* — Bei dem einen Denker folgt der dem Denker eigene beschauliche Zustand immer auf den Zustand der Furcht, bei einem andern immer auf den Zustand der Begierde. Dem ersten scheint demnach die Beschaulichkeit mit dem Gefühl der *Sicherheit* verbunden, dem andern mit dem Gefühl der *Sättigung* — das heisst: jener ist dabei muthig, dieser überdrüssig und neutral gestimmt.

*Auf der Jagd.* — Jener ist auf der Jagd, angenehme Wahrheiten zu haschen, dieser — unangenehme. Aber auch der Erstere hat mehr Vergnügen an der Jagd als an der Beute.

*Erziehung.* — Die Erziehung ist eine Fortsetzung der Zeugung und oft eine Art nachträglicher Beschönigung derselben.

*Woran der Hitzigere zu erkennen ist.* — Von zwei Personen, die mit einander kämpfen oder sich lieben oder sich bewundern, übernimmt die, welche die hitzigere ist, immer die unbequemere Stellung. Dasselbe gilt auch von zwei Völkern.

*Sich vertheidigen.* — Manche Menschen haben das beste Recht, so und so zu handeln; aber wenn sie sich darob vertheidigen, glaubt man's nicht mehr — und irrt sich.



*Moralische Verzärtelung.* — Es giebt zart moralische Naturen, welche bei jedem Erfolge Beschämung und bei jedem Misserfolge Gewissensbisse haben.

*Gefährlichstes Verlernen.* — Man fängt damit an, zu verlernen Andre zu lieben, und hört damit auf, an sich nichts Liebenswerthes mehr zu finden.

*Auch eine Toleranz.* — „Eine Minute zu lange auf glühenden Kohlen gelegen haben und ein Wenig dabei anzubrennen — das schadet noch Nichts, bei Menschen und Kastanien! Diese kleine Bitterkeit und Härte lässt erst recht schmecken, wie süß und milde der Kern ist.“ — Ja! So urtheilt ihr Genießenden! Ihr sublimen Menschenfresser!

*Verschiedener Stolz.* — Die Frauen sind es, welche bei der Vorstellung erbleichen, ihr Geliebter möchte ihrer nicht werth sein; die Männer sind es, welche bei der Vorstellung erbleichen, sie möchten ihrer Geliebten nicht werth sein. Es ist hier von ganzen Frauen, ganzen Männern die Rede. Solche Männer, als die Menschen der Zuversichtlichkeit und des Machtgefühls *für gewöhnlich*, haben im Zustande der Passion ihre Verschämtheit, ihren Zweifel an sich; solche Frauen aber fühlen sich sonst immer als die Schwachen, zur Hingebung Bereiten, aber in der hohen *Ausnahme* der Passion

haben sie ihren Stolz und ihr Machtgefühl — als welches fragt: wer ist *meiner* würdig?

404.

*Wem man selten gerecht wird.* — Mancher kann sich nicht für etwas Gutes und Grosses erwärmen, ohne schweres Unrecht nach irgend einer Seite hin zu thun: diess ist *seine* Art Moralität.

405.

*Luxus.* — Der Hang zum Luxus geht in die Tiefe eines Menschen: er verräth, dass das Ueberflüssige und Unmässige das Wasser ist, in dem seine Seele am liebsten schwimmt.

406.

*Unsterblich machen.* — Wer seinen Gegner tödten will, mag erwägen, ob er ihn nicht gerade dadurch bei sich verewigt.

407.

*Wider unsern Charakter.* — Geht die Wahrheit, die wir zu sagen haben, wider unsern Charakter — wie es oft vorkommt —, so benehmen wir uns dabei, als ob wir schlecht lügen, und erregen Misstrauen.

408.

*Wo viel Milde noth thut.* — Manche Naturen haben nur die Wahl, entweder öffentliche Uebelthäter oder geheime Leidträger zu sein.



*Krankheit.* — Unter Krankheit ist zu verstehen: eine unzeitige Annäherung des Alters, der Hässlichkeit und der pessimistischen Urtheile — welche Dinge zu einander gehören.

*Die Aengstlichen.* — Gerade die ungeschickten ängstlichen Wesen werden leicht zu Todtschlägern: sie verstehen die kleine zweckentsprechende Vertheidigung oder Rache nicht, ihr Hass weiss aus Mangel an Geist und Geistesgegenwart keinen andern Ausweg als die Vernichtung.

*Obne Hass.* — Du willst von deiner Leidenschaft Abschied nehmen? Thue es, aber *ohne Hass* gegen sie! Sonst hast du eine zweite Leidenschaft. — Die Seele des Christen, die sich von der Sünde freigemacht hat, wird gewöhnlich hinterher durch den Hass gegen die Sünde ruinirt. Sieh die Gesichter der grossen Christen an! Es sind die Gesichter von grossen Hassern.

*Geistreich und beschränkt.* — Er versteht Nichts zu schätzen, ausser sich; und wenn er Andere schätzen will, so muss er sie immer erst in sich verwandeln. Darin aber ist er geistreich.

*Die privaten und öffentlichen Ankläger.* — Sieh dir Jeden genau an, der anklagt und inquirirt, — er enthüllt dabei

seinen Charakter: und zwar nicht selten einen schlechteren Charakter, als das Opfer hat, hinter dessen Verbrechen er her ist. Der Anklagende meint in aller Unschuld, der Gegner eines Frevels und eines Frevlers müsse schon an sich von gutem Charakter sein oder als gut gelten, — und so lässt er sich gehen, das heisst: er lässt sich *heraus*.

414.

*Die freiwillig Blinden.* — Es giebt eine Art schwärmerischer, bis zum Aeussersten gehender Hingebung an eine Person oder Partei, die verräth, dass wir im Geheimen uns ihr überlegen fühlen und darüber mit uns grollen. Wir blenden uns gleichsam freiwillig zur Strafe dafür, dass unser Auge zu viel gesehen hat.

415.

*Remedium amoris.* — Immer noch hilft gegen die Liebe in den meisten Fällen jenes alte Radicalmittel: die Gegenliebe.

416.

*Wo ist der schlimmste Feind?* — Wer seine Sache gut führen kann und sich dessen bewusst ist, ist gegen seinen Widersacher meist versöhnlich gestimmt. Aber zu glauben, dass man die gute Sache für sich habe, und zu wissen, dass man *nicht* geschickt ist, sie zu vertheidigen, — das macht einen ingrimmigen und unversöhnlichen Hass auf den Gegner der eignen Sache. — Möge Jeder darnach berechnen, wo seine schlimmsten Feinde zu suchen sind!



*Grenze aller Demuth.* — Zu der Demuth, welche spricht: *credo quia absurdum est* und ihre Vernunft zum Opfer anbietet, brachte es wohl schon Mancher: aber Keiner, so viel ich weiss, bis zu jener Demuth, die doch nur einen Schritt davon entfernt ist und welche spricht: *credo quia absurdum sum.*

*Wahrspielerei.* — Mancher ist wahrhaftig — nicht weil er es verabscheut, Empfindungen zu heucheln, sondern weil es ihm schlecht gelingen würde, seiner Heuchelei Glauben zu verschaffen. Kurz, er traut seinem Talent als Schauspieler nicht und zieht die Redlichkeit vor, die „Wahrspielerei“.

*Muth in der Partei.* — Die armen Schafe sagen zu ihrem Zugführer: „gehe nur immer voran, so wird es uns nie an Muth fehlen, dir zur folgen.“ Der arme Zugführer aber denkt bei sich: „folgt mir nur immer nach, so wird es mir nie an Muth fehlen, euch zu führen.“

*Verschlagenheit des Opferthiers.* — Es ist eine traurige Verschlagenheit, wenn man sich über Jemanden täuschen will, dem man sich geopfert hat, und ihm Gelegenheit bietet, wo er uns so erscheinen muss, wie wir wünschen, dass er wäre.

421.

*Durch Andre hindurch.* — Es giebt Menschen, die gar nicht anders gesehen werden wollen, als durch Andre hindurchschimmernd. Und daran ist viel Klugheit.

422.

*Andern Freude machen.* — Warum geht Freudemachen über alle Freuden? — Weil man damit seinen fünfzig eignen Trieben auf Einmal eine Freude macht. Es mögen das einzeln sehr kleine Freuden sein: aber thut man sie alle in Eine Hand, so hat man die Hand voller als jemals sonst — und das Herz auch!

---



## Fünftes Buch

---





*Im grossen Schweigen.* — Hier ist das Meer, hier können wir der Stadt vergessen. Zwar lärmten eben jetzt noch ihre Glocken das Ave Maria — es ist jener düstere und thörichte, aber süsse Lärm am Kreuzwege von Tag und Nacht — aber nur noch einen Augenblick! Jetzt schweigt Alles! Das Meer liegt bleich und glänzend da, es kann nicht reden. Der Himmel spielt sein ewiges stummes Abendspiel mit rothen, gelben, grünen Farben, er kann nicht reden. Die kleinen Klippen und Felsenbänder, welche in's Meer hineinlaufen, wie um den Ort zu finden, wo es am einsamsten ist, sie können alle nicht reden. Diese ungeheure Stummheit, die uns plötzlich überfällt, ist schön und grausenhaft, das Herz schwillt dabei. — Oh der Gleissnerei dieser stummen Schönheit! Wie gut könnte sie reden, und wie böse auch, wenn sie wollte! Ihre gebundene Zunge und ihr leidendes Glück im Antlitz ist eine Tücke, um über dein Mitgefühl zu spotten! — Sei es drum! Ich schäme mich dessen nicht, der Spott solcher Mächte zu sein. Aber ich bemitleide dich, Natur, weil du schweigen musst, auch wenn es nur deine Bosheit ist, die dir die Zunge bindet: ja, ich bemitleide dich um deiner Bosheit willen! — Ach, es wird noch stiller, und noch einmal schwillt mir das Herz: es erschrickt vor einer neuen Wahrheit, *es kann auch nicht reden*, es spottet selber mit, wenn der Mund Etwas in diese Schönheit hinausruft, es geniesst selber seine süsse Bosheit des

Schweigens. Das Sprechen, ja das Denken wird mir verhasst: höre ich denn nicht hinter jedem Worte den Irrthum, die Einbildung, den Wahngeist lachen? Muss ich nicht meines Mitleidens spotten? Meines Spottes spotten? — Oh Meer! Oh Abend! Ihr seid schlimme Lehrmeister! Ihr lehrt den Menschen *aufhören*, Mensch zu sein! Soll er sich euch hingeben? Soll er werden, wie ihr es jetzt seid, bleich, glänzend, stumm, ungeheuer, über sich selber ruhend? Ueber sich selber erhaben?

424.

*Für wen die Wahrheit da ist.* — Bis jetzt sind die Irrthümer die *trostreichen* Mächte gewesen: nun erwartet man von den erkannten Wahrheiten dieselbe Wirkung und wartet ein Wenig lange schon. Wie, wenn die Wahrheiten gerade diess — zu trösten — nicht zu leisten vermöchten? — Wäre diess denn ein Einwand gegen die Wahrheiten? Was haben diese mit den Zuständen leidender verkümmerter kranker Menschen gemeinsam, dass sie gerade ihnen nützlich sein müssten? Es ist doch kein Beweis gegen die *Wahrheit* einer Pflanze, wenn festgestellt wird, dass sie zur Genesung kranker Menschen Nichts beiträgt. Aber ehemals war man bis zu dem Grade vom Menschen als dem Zwecke der Natur überzeugt, dass man ohne Weiteres annahm, es könne auch durch die Erkenntniss Nichts aufgedeckt werden, was nicht dem Menschen heilsam und nützlich sei, ja, es *könne*, es *dürfe* gar keine anderen Dinge *geben*. — Vielleicht folgt aus alledem der Satz, dass die Wahrheit *als Ganzes und Zusammenhängendes* nur für die zugleich mächtigen und harmlosen, freud- und friedenvollen Seelen (wie es die des Aristoteles war) da ist, ebenso wie diese wohl auch nur im Stande sein werden, *sie zu suchen*: denn die anderen suchen *Heilmittel* für sich, mögen sie noch so stolz über ihren Intellect und dessen



Freiheit denken, — sie suchen *nicht* die Wahrheit. Daher kommt es, dass diese Anderen so wenig ächte Freude an der Wissenschaft haben und ihr Kälte, Trockenheit und Unmenschlichkeit zum Vorwurf machen: es ist diess das Urtheil der Kranken über die Spiele der Gesunden. — Auch die griechischen Götter verstanden nicht zu trösten; als endlich auch die griechischen Menschen allesammt krank wurden, war diess ein Grund zum Untergang solcher Götter.

425.

*Wir Götter in der Verbannung!* — Durch *Irrthümer* über ihre Herkunft, ihre Einzigkeit, ihre Bestimmung, und durch *Anforderungen*, die auf Grund dieser Irrthümer gestellt wurden, hat sich die Menschheit hoch gehoben und sich immer wieder „selber übertroffen“: aber durch die selben Irrthümer ist unsäglich viel Leiden, gegenseitige Verfolgung, Verdächtigung, Verkennung, und noch mehr Elend des Einzelnen in sich und an sich in die Welt gekommen. Die Menschen sind *leidende* Geschöpfe geworden, in Folge ihrer Moralen: was sie damit eingekauft haben, das ist, Alles in Allem, ein Gefühl, als ob sie im Grunde zu gut und zu bedeutend für die Erde wären und nur vorübergehend sich auf ihr aufhielten. „Der leidende Hochmüthige“ ist einstweilen immer noch der höchste Typus des Menschen.

426.

*Farbenblindheit der Denker.* — Wie anders sahen die Griechen in ihre Natur, wenn ihnen, wie man sich eingestehen muss, das Auge für Blau und Grün blind war, und sie statt des ersteren ein tieferes Braun, statt des zweiten

ein Gelb sahen (wenn sie also mit gleichem Worte zum Beispiel die Farbe des dunklen Haares, die der Kornblume und die des südländischen Meeres bezeichneten, und wiederum mit gleichem Worte die Farbe der grünsten Gewächse und der menschlichen Haut, des Honigs und der gelben Harze: so dass ihre grössten Maler bezeugtermaassen ihre Welt nur mit Schwarz Weiss Roth und Gelb wiedergegeben haben), — wie anders und wie viel näher an den Menschen gerückt musste ihnen die Natur erscheinen, weil in ihrem Auge die Farben des Menschen auch in der Natur überwogen, und diese gleichsam in dem Farbenäther der Menschheit schwamm! (Blau und Grün entmenslichen die Natur mehr, als alles Andere.) Auf diesem *Mangel* ist die spielende Leichtigkeit, welche die Griechen auszeichnet, Naturvorgänge als Götter und Halbgötter, das heisst als menschartige Gestalten zu sehen, grossgewachsen. — Diess sei aber nur das Gleichniss für eine weitere Vermuthung. Jeder Denker malt seine Welt und jedes Ding mit weniger Farben, *als es giebt*, und ist gegen einzelne Farben blind. Diess ist nicht nur ein Mangel. Er sieht vermöge dieser Annäherung und Vereinfachung Harmonien der Farben *in die Dinge hinein*, welche einen grossen Reiz haben und eine Bereicherung der Natur ausmachen können. Vielleicht ist diess sogar der Weg gewesen, auf dem die Menschheit *den Genuss* im Anblick des Daseins erst gelernt hat: dadurch dass ihr dieses Dasein zunächst in einem oder zwei Farbentönen und dadurch harmonisirt vorgeführt wurde: sie übte sich gleichsam auf diese wenigen Töne ein, bevor sie zu mehreren übergehen konnte. Und noch jetzt arbeitet sich mancher Einzelne aus einer theilweisen Farbenblindheit in ein reicheres Sehen und Unterscheiden hinaus: wobei er aber nicht nur neue Genüsse findet, sondern immer auch einige der früheren *aufgeben und verlieren muss*.



*Die Verschönerung der Wissenschaft.* — Wie die Rococo-Gartenkunst entstand, aus dem Gefühl „die Natur ist hässlich, wild, langweilig, — auf! wir wollen sie verschönern!“ (*embellir la nature*), — so entsteht aus dem Gefühl „die Wissenschaft ist hässlich, trocken, trostlos, schwierig, langwierig — auf! lasst uns sie verschönern!“ immer wieder Etwas, das sich *die Philosophie* nennt. Sie will, was alle Künste und Dichtungen wollen, vor Allem *unterhalten*: sie will diess aber, gemäss ihrem ererbten Stolze, in einer erhabeneren und höheren Art, vor einer Auswahl von Geistern. Für diese eine Gartenkunst zu schaffen, deren Hauptreiz wie bei jener „gemeineren“ die *Täuschung der Augen* ist (durch Tempel, Fernblicke, Grotten, Irrpfade, Wasserfälle, um im Gleichnisse zu reden), die Wissenschaft in einem Auszuge und mit allerlei wunderbaren und plötzlichen Beleuchtungen vorzuführen und soviel Unbestimmtheit, Unvernunft und Träumerei in sie einzumischen, dass man in ihr „wie in der wilden Natur“ und doch ohne Mühsal und Langeweile wandeln könne, — das ist kein geringer Ehrgeiz: wer ihn hat, träumt sogar davon, auf diese Art die Religion entbehrlich zu machen, welche bei den früheren Menschen die höchste Gattung von Unterhaltungskunst abgegeben hat. — Diess geht nun seinen Gang und erreicht eines Tages seine hohe Fluth: jetzt schon beginnen die Gegenstimmen gegen die Philosophie laut zu werden, welche rufen „Rückkehr zur Wissenschaft! Zur Natur und Natürlichkeit der Wissenschaft!“ — womit vielleicht ein Zeitalter *anhebt*, das die mächtigste Schönheit gerade in den „wilden, hässlichen“ Theilen der Wissenschaft entdeckt, wie man, seit Rousseau, erst den Sinn für die Schönheit des Hochgebirges und der Wüste entdeckt hat.

*Zwei Arten Moralisten.* — Ein Gesetz der Natur zum ersten Male sehen und ganz sehen, also es *nachweisen*, (zum Beispiel das der Fallkraft, der Licht- und Schallreflexion) ist etwas Anderes und die Sache anderer Geister, als ein solches Gesetz *erklären*. So unterscheiden sich auch jene Moralisten, welche die menschlichen Gesetze und Gewohnheiten sehen und aufzeigen — die feinohrigen, feinnasigen, feinäugigen Moralisten —, durchaus von denen, welche das Beobachtete erklären. Die letzteren müssen vor Allem *erfinderisch* sein und eine durch Scharfsinn und Wissen *entzügelte* Phantasie haben.

*Die neue Leidenschaft.* — Warum fürchten und hassen wir eine mögliche Rückkehr zur Barbarei? Weil sie die Menschen unglücklicher machen würde, als sie es sind? Ach nein! Die Barbaren aller Zeiten hatten *mehr* Glück: täuschen wir uns nicht! — Sondern unser *Trieb zur Erkenntniss* ist zu stark, als dass wir noch das Glück ohne Erkenntniss oder das Glück eines starken festen Wahnes zu schätzen vermöchten; es macht Pein, uns solche Zustände auch nur vorzustellen! Die Unruhe des Entdeckens und Errathens ist uns so reizvoll und unentbehrlich geworden, wie die unglückliche Liebe dem Liebenden wird: welche er um keinen Preis gegen den Zustand der Gleichgültigkeit hergeben würde; — ja vielleicht sind wir auch *unglücklich* Liebende! Die Erkenntniss hat sich in uns zur Leidenschaft verwandelt, die vor keinem Opfer erschrickt und im Grunde Nichts fürchtet, als ihr eignes Erlöschen; wir glauben aufrichtig, dass die gesammte Menschheit unter dem Drange und Leiden *dieser* Leidenschaft sich erhabener und getrösteter glauben müsste als bisher, wo sie den Neid auf das gröbere Behagen, das



im Gefolge der Barbarei kommt, noch nicht überwunden hat. Vielleicht selbst, dass die Menschheit an dieser Leidenschaft der Erkenntniss zu Grunde geht! — auch dieser Gedanke vermag Nichts über uns! Hat sich denn das Christenthum je vor einem ähnlichen Gedanken gescheut? Sind die Liebe und der Tod nicht Geschwister? Ja, wir hassen die Barbarei — wir wollen Alle lieber den Untergang der Menschheit als den Rückgang der Erkenntniss! Und zuletzt: wenn die Menschheit nicht an einer *Leidenschaft* zu Grunde geht, so wird sie an einer *Schwäche* zu Grunde gehen: was will man lieber? Diess ist die Hauptfrage. Wollen wir für sie ein Ende im Feuer und Licht oder im Sande?

430.

*Auch heldenhaft.* — Dinge vom übelsten Geruche thun, von denen man kaum zu reden wagt, die aber nützlich und nöthig sind, — ist auch heldenhaft. Die Griechen haben sich nicht geschämt, unter die grossen Arbeiten des Herakles auch die Ausmistung eines Stalles zu setzen.

431.

*Die Meinungen der Gegner.* — Um zu messen, wie fein oder wie schwachsinnig von Natur auch die gescheutesten Köpfe sind, gebe man darauf Acht, wie sie die Meinungen ihrer Gegner auffassen und wiedergeben: dabei verräth sich das natürliche Maass jedes Intellectes. — Der vollkommne Weise erhebt, ohne es zu wollen, seinen Gegner in's Ideal und macht dessen Widerspruch frei von allen Flecken und Zufälligkeiten: erst wenn dadurch aus seinem Gegner ein Gott mit leuchtenden Waffen geworden ist, kämpft er gegen ihn.

*Forscher und Versucher.* — Es giebt keine alleinwissend-machende Methode der Wissenschaft! Wir müssen versuchsweise mit den Dingen verfahren, bald böse bald gut gegen sie sein und Gerechtigkeit, Leidenschaft und Kälte nach einander für sie haben. Dieser redet mit den Dingen als Polizist, Jener als Beichtvater, ein Dritter als Wanderer und Neugieriger. Bald mit Sympathie bald mit Vergewaltigung wird man ihnen Etwas abdringen; einen führt Ehrfurcht vor ihren Geheimnissen vorwärts und zur Einsicht, einen wiederum Indiscretion und Schelmerei in der Erklärung von Geheimnissen. Wir Forscher sind wie alle Eroberer Entdecker Schifffahrer Abenteurer von einer verwegenen Moralität und müssen es uns gefallen lassen, im Ganzen für böse zu gelten.

*Mit neuen Augen sehen.* — Gesetzt dass unter Schönheit in der Kunst immer die *Nachbildung des Glücklichen* zu verstehen ist — und so halte ich es für die Wahrheit —, je nachdem eine Zeit, eine Volk, ein grosses in sich selber gesetzgeberisches Individuum sich den Glücklichen vorstellt: was giebt dann der sogenannte *Realismus* der jetzigen Künstler über das Glück unserer Zeit zu verstehen? Es ist unzweifelhaft *seine* Art von Schönheit, welche wir jetzt am leichtesten zu erfassen und zu geniessen wissen. Folglich muss man wohl glauben, das jetzige *uns* eigene Glück liege im Realistischen, in möglichst scharfen Sinnen und treuer Auffassung des Wirklichen, nicht also *in* der Realität, sondern *im Wissen um die Realität*? So sehr hat die Wirkung der Wissenschaft schon Tiefe und Breite gewonnen, dass die Künstler des Jahrhunderts, ohne es zu wollen, bereits zu



Verherrlichern der wissenschaftlichen „Seligkeiten“ an sich geworden sind!

434.

*Fürsprache einlegen.* — Für die grossen Landschaftsmaler sind die anspruchslosen Gegenden da, die merkwürdigen und seltenen Gegenden aber für die kleinen. Nämlich: die grossen Dinge der Natur und Menschheit müssen für alle die Kleinen, Mittelmässigen und Ehrgeizigen unter ihren Verehrern Fürsprache einlegen, — aber der *Grosse* legt Fürsprache für die *schlichten* Dinge ein.

435.

*Nicht unvermerkt zu Grunde gehen.* — Nicht Ein Mal, sondern fortwährend bröckelt es an unserer Tüchtigkeit und Grösse; die kleine Vegetation, welche zwischen Allem hineinwächst und sich überall anzuklammern versteht, diese ruiniert Das, was gross an uns ist, — die alltägliche, stündliche übersehene Erbärmlichkeit unsrer Umgebung, die tausend Würzelchen dieser oder jener kleinen und kleinmüthigen Empfindung, welche aus unserer Nachbarschaft, aus unserm Amte, unsrer Geselligkeit, unsrer Tageseintheilung herauswächst. Lassen wir diess kleine Unkraut unbemerkt, so gehn wir an ihm unbemerkt zu Grunde! — Und wollt ihr durchaus zu Grunde gehn, so thut es lieber *auf einmal* und plötzlich: dann bleiben vielleicht von euch *erhabene Trümmer* übrig! Und nicht, wie jetzt zu befürchten steht, Maulwurfshügel! Und Gras und Unkraut auf ihnen, die kleinen Siegreichen, bescheiden wie vordem und zu erbärmlich selbst zum Triumphiren!

*Casuistisch.* — Es giebt eine bitterböse Alternative, der nicht Jedermanns Tapferkeit und Charakter gewachsen ist: als Passagier eines Schiffes zu entdecken, dass Capitän und Steuermann gefährliche Fehler machen und dass man ihnen in nautischem Wissen überlegen sei, — und nun sich zu fragen: Wie! wenn du gegen sie eine Meuterei erregtest und sie Beide gefangen nehmen liessest? Verpflichtet dich deine Ueberlegenheit nicht dazu? Und sind sie nicht wiederum im Rechte, dich einzusperren, weil du den Gehorsam untergräbst? — Diess ist ein Gleichniss für höhere und bössere Lagen: wobei zuletzt immer noch die Frage bleibt, was uns unsere Ueberlegenheit, unseren Glauben an uns selber in solchen Fällen gewährleistet. Der Erfolg? Aber da muss man eben schon das Ding *thun*, welches alle Gefahren in sich trägt — und nicht nur Gefahren für uns, sondern für das Schiff.

*Vorrechte.* — Wer sich selber wirklich besitzt, das heisst, wer sich endgültig *erobert hat*, betrachtet es fürderhin als sein eigenes Vorrecht, sich zu strafen, sich zu begnadigen, sich zu bemitleiden: er braucht diess Niemandem zuzugestehen, er kann es aber auch einem Andern mit Freiheit in die Hand geben, einem Freunde zum Beispiel, — aber er weiss, dass er damit ein *Recht* verleiht und dass man nur aus dem Besitze der *Macht* heraus Rechte verleihen kann.

*Mensch und Dinge.* — Warum sieht der Mensch die Dinge nicht? Er steht selber im Wege: er verdeckt die Dinge.



*Merkmale des Glücks.* — Das Gemeinsame aller Glücksempfindungen ist zweierlei: *Fülle* des Gefühls und *Uebersättigung* darin, so dass man wie ein Fisch sein Element um sich fühlt und in ihm springt. Gute Christen werden verstehen, was christliche Ausgelassenheit ist.

*Nicht entsagen!* — Auf die Welt verzichten ohne sie zu kennen, gleich einer *Nonne*, — das giebt eine unfruchtbare, vielleicht schwermüthige Einsamkeit. Diess hat Nichts gemein mit der Einsamkeit der *vita contemplativa* des Denkers: wenn er *sie* wählt, will er keineswegs entsagen; vielmehr wäre es ihm Entsagung, Schwermuth, Untergang seiner selbst, in der *vita practica* ausharren zu müssen: auf diese verzichtet er, weil er sie kennt, weil er sich kennt. So springt er in *sein* Wasser, so gewinnt er *seine* Heiterkeit.

*Warum das Nächste uns immer ferner wird.* — Je mehr wir an Alles, was war und sein wird, denken, um so bleicher wird uns Das, was gerade jetzt ist. Wenn wir mit Gestorbenen leben und in ihrem Sterben mitsterben, was sind uns dann noch die „Nächsten“? Wir werden einsamer — und zwar *weil* die ganze Fluth der Menschheit um uns rauscht. Die Gluth in uns, die *allem* Menschlichen gilt, nimmt immer zu — und *darum* blicken wir auf Das, was uns umgiebt, wie als ob es gleichgültiger und schattenhafter geworden wäre. — Aber unser kalter Blick *beleidigt!*

442.

*Die Regel.* — „Die Regel ist mir immer interessanter als die Ausnahme“ — wer so empfindet, der ist in der Erkenntniss weit voraus und gehört zu den Eingeweihten.

443.

*Zur Erziehung.* — Allmählich ist mir das Licht über den allgemeinsten Mangel unserer Art Bildung und Erziehung aufgegangen: Niemand lernt, Niemand strebt darnach, Niemand lehrt — *die Einsamkeit ertragen.*

444.

*Verwunderung über Widerstand.* — Weil Etwas für uns durchsichtig geworden ist, meinen wir, es könne uns nunmehr keinen Widerstand leisten — und sind dann erstaunt, dass wir hindurchsehen und doch nicht hindurch können! Es ist diess dieselbe Thorheit und dasselbe Erstaunen, in welches die Fliege vor jedem Glasfenster geräth.

445.

*Worin sich die Edelsten verrechnen.* — Man giebt Jemandem endlich sein Bestes, sein Kleinod — nun hat die Liebe Nichts mehr zu geben: aber Der, welcher es annimmt, hat daran gewiss nicht *sein* Bestes, und folglich fehlt ihm jene volle und letzte Erkenntlichkeit, auf welche der Gebende rechnet.

446.

*Rangordnung.* — Es giebt erstens oberflächliche Denker, zweitens tiefe Denker — solche, welche in die Tiefe einer



Sache gehen —, drittens gründliche Denker, die einer Sache auf den Grund gehen — was sehr viel mehr werth ist, als nur in ihre Tiefe hinabsteigen! —, endlich solche, welche den Kopf in den Morast stecken: was doch weder ein Zeichen von Tiefe noch von Gründlichkeit sein sollte! Es sind die lieben Untergründlichen.

447.

*Meister und Schüler.* — Zur Humanität eines Meisters gehört, seine Schüler vor sich zu warnen.

448.

*Die Wirklichkeit ehren.* — Wie kann man dieser jubelnden Volksmenge ohne Thränen und ohne Zustimmung zusehen! Wir dachten vorher gering von dem Gegenstand ihres Jubels und würden noch immer so denken, *wenn* wir ihn nicht erlebt hätten! Wozu können uns also die Erlebnisse fortreißen! Was sind unsere Meinungen! Man muss, um sich nicht zu verlieren, um seine *Vernunft* nicht zu verlieren, vor den Erlebnissen flüchten! So floh Plato vor der Wirklichkeit und wollte die Dinge nur in den blassen Gedankenbildern anschauen; er war voller Empfindung und wusste, wie leicht die Wellen der Empfindung über seiner Vernunft zusammenschlugen. — So hätte sich demnach der Weise zu sagen: „ich will die *Wirklichkeit* ehren, aber ihr den Rücken dabei zuwenden, *weil* ich sie kenne und fürchte“? — er müsste es machen wie afrikanische Völkerschaften vor ihren Fürsten: welche ihnen nur rückwärts nahen und ihre Verehrung zugleich mit ihrer Angst zu zeigen wissen?

*Wo sind die Bedürftigen des Geistes?* — Ah! Wie es mich anwidert, einem Andern die eigenen Gedanken *aufzudrängen*! Wie ich mich jeder Stimmung und heimlichen Umkehr in mir freue, bei der die Gedanken *Anderer* gegen die eigenen zu Rechte kommen! Ab und zu giebt es aber ein noch höheres Fest, dann wenn es einmal *erlaubt* ist, sein geistiges Haus und Habe *wegzuschenken*, dem Beichtvater gleich, der im Winkel sitzt, begierig, dass *ein Bedürftiger* komme und von der Noth seiner Gedanken erzähle, damit er ihm wieder einmal Hand und Herz voll und die beunruhigte Seele *leicht mache*! Nicht nur, dass er keinen Ruhm davon haben will: er möchte auch der Dankbarkeit aus dem Wege laufen, denn sie ist zudringlich und ohne Scheu vor Einsamkeit und Stillschweigen. Aber namenlos oder leicht verspottet leben, zu niedrig, um Neid oder Feindschaft zu erwecken, mit einem Kopf ohne Fieber, einer Handvoll Wissen und einem Beutel voll Erfahrungen ausgerüstet, gleichsam ein Armenarzt des Geistes sein und Dem und Jenem, dessen Kopf *durch Meinungen verstört ist*, helfen, ohne dass er recht merkt, wer ihm geholfen hat! Nicht vor ihm Recht haben und einen Sieg feiern wollen, sondern so zu ihm sprechen, dass er das Rechte nach einem kleinen unvermerkten Fingerzeig oder Widerspruch sich selber sagt und stolz darüber fortgeht! Wie eine geringe Herberge sein, die Niemanden zurückstösst, der bedürftig ist, die aber hinterher vergessen oder verlacht wird! Nichts voraus haben, weder die bessere Nahrung, noch die reinere Luft, noch den freudigeren Geist — sondern abgeben, zurückgeben, mittheilen, ärmer werden! Niedrig sein können, um Vielen zugänglich und für Niemanden demüthigend zu sein! Viel Unrecht auf sich liegen haben und durch die Wurmgänge aller Art Irrthümer gekrochen sein, um zu vielen verborgenen Seelen



auf ihren geheimen Wegen gelangen zu können! Immer in einer Art Liebe und immer in einer Art Selbstsucht und Selbstgeniessens! Im Besitz einer Herrschaft und zugleich verborgen und entsagend sein! Beständig in der Sonne und Milde der Anmuth liegen und doch die Aufstiege zum Erhabnen in der Nähe wissen! — Das wäre ein Leben! Das wäre ein Grund, lange zu leben!

450.

*Die Lockung der Erkenntniss.* — Auf leidenschaftliche Geister wirkt der Blick durch das Thor der Wissenschaft wie der Zauber aller Zauber; und vermuthlich werden sie dabei zu Phantasten und im günstigen Falle zu Dichtern: so heftig ist ihre Begierde nach dem Glück der Erkennen- den. Geht es euch nicht durch alle Sinne — dieser Ton der süßen Lockung, mit dem die Wissenschaft ihre frohe Botschaft verkündet hat, in hundert Worten und im hundertersten und schönsten: „Lass den Wahn schwinden! Dann ist auch das ‚Wehe mir!‘ verschwunden; und mit dem ‚Wehe mir!‘ ist auch das Wehe dahin.“ (Marc Aurel.)

451.

*Wem ein Hofnarr nöthig ist.* — Die sehr Schönen, die sehr Guten, die sehr Mächtigen erfahren fast nie über irgend Etwas die volle und gemeine Wahrheit — denn in ihrer Gegenwart lügt man unwillkürlich ein Wenig, weil man ihre Wirkungen empfindet und diesen Wirkungen gemäss Das, was man an Wahrheit mittheilen könnte, in der Form einer *Anpassung* vorbringt (also Farben und Grade des Thatsächlichen fälscht, Einzelheiten weglässt oder hinzuthut und Das, was sich gar nicht anpassen lassen will, hinter seinen Lippen

zurückbehält). Wollen Menschen der Art trotz Alledem und durchaus die Wahrheit hören, so müssen sie sich ihren *Hofnarren* halten, — ein Wesen mit dem Vorrechte des Verrückten, sich nicht anpassen zu können.

452.

*Ungeduld.* — Es giebt einen Grad von Ungeduld bei Menschen der That und des Gedankens, welcher sie, bei einem Misserfolge, sofort in das entgegengesetzte Reich übertreten, sich dort passioniren und in Unternehmungen einlassen heisst, — bis auch von hier wieder ein Zögern des Erfolges sie vertreibt: so irren sie, abenteuernd und heftig, durch die Praxis vieler Reiche und Naturen und können zuletzt, durch die Allkenntniss von Menschen und Dingen, welche ihre ungeheure Wanderung und Uebung in ihnen zurücklässt, und bei einiger Milderung ihres Triebes — zu mächtigen Praktikern werden. So wird ein Fehler des Charakters zur Schule des Genie's.

453.

*Moralisches Interregnum.* — Wer wäre jetzt schon im Stande, Das zu beschreiben, was einmal die moralischen Gefühle und Urtheile *ablösen* wird! — so sicher man auch einzusehen vermag, dass diese in allen Fundamenten irrthümlich angelegt sind und ihr Gebäude der Reparatur unfähig ist: ihre Verbindlichkeit muss von Tag zu Tage immer abnehmen, sofern nur die Verbindlichkeit der Vernunft nicht abnimmt! Die Gesetze des Lebens und Handelns neu aufbauen — zu dieser Aufgabe sind unsere Wissenschaften der Physiologie, Medicin, Gesellschafts- und Einsamkeitslehre ihrer selbst noch nicht sicher genug: und nur aus ihnen



kann man die Grundsteine für neue Ideale (wenn auch nicht die neuen Ideale selber) entnehmen. So leben wir denn ein *vorläufiges* Dasein oder ein *nachläufiges* Dasein, je nach Geschmack und Begabung, und thun am besten, in diesem Interregnum, so sehr als nur möglich, unsre eigenen reges zu sein und kleine *Versuchsstaaten* zu gründen. Wir sind Experimente: wollen wir es auch sein!

454.

*Zwischenrede.* — Ein Buch wie dieses ist nicht zum Durchlesen und Vorlesen, sondern zum Aufschlagen, namentlich im Spaziergehen und auf Reisen; man muss den Kopf hinein- und immer wieder hinausstecken können und nichts Gewohntes um sich finden.

455.

*Die erste Natur.* — So wie man uns jetzt erzieht, bekommen wir zuerst eine *zweite Natur*: und wir haben sie, wenn die Welt uns reif, mündig, brauchbar nennt. Einige Wenige sind Schlangen genug, um diese Haut eines Tages abzustossen: dann, wenn unter ihrer Hülle ihre *erste Natur* reif geworden ist. Bei den Meisten vertrocknet der Keim davon.

456.

*Eine werdende Tugend.* — Solche Behauptungen und Verheissungen, wie die der antiken Philosophen von der Einheit der Tugend und der Glückseligkeit, oder wie die des Christenthums „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches Alles zufallen!“ — sind nie mit voller

Redlichkeit und doch immer ohne schlechtes Gewissen gemacht worden: man stellte solche Sätze, deren Wahrheit man sehr wünschte, keck als die Wahrheit gegen den Augenschein auf, und empfand dabei nicht einen religiösen oder moralischen Gewissensbiss — denn man war in honorem majorem der Tugend oder Gottes über die Wirklichkeit hinausgegangen und ohne alle eigennützigen Absichten! Auf dieser *Stufe der Wahrhaftigkeit* stehen noch viele brave Menschen: wenn sie sich selbstlos *fühlen*, scheint es ihnen erlaubt, es mit der Wahrheit *leichter zu nehmen*. Man beachte doch, dass weder unter den sokratischen noch unter den christlichen Tugenden die *Redlichkeit* vorkommt: diese ist eine der jüngsten Tugenden, noch wenig gereift, noch oft verwechselt und verkannt, ihrer selber noch kaum bewusst, — etwas Werdendes, das wir fördern oder hemmen können, je nachdem unser Sinn steht.

457.

*Letzte Schweigsamkeit.* — Einzelnen geht es so wie Schatzgräbern: sie entdecken zufällig die verborgen gehaltenen Dinge einer fremden Seele und haben daran ein Wissen, welches oft schwer zu tragen ist! Man kann unter Umständen Lebende und Todte bis zu einem Grade gut kennen und innerlich ausfindig machen, dass es einem peinlich wird, von ihnen gegen Andere zu reden: man fürchtet mit jedem Worte indiscret zu sein. — Ich könnte mir ein plötzliches Stummwerden des weisesten Historikers denken.

458.

*Das grosse Loos.* — Das ist etwas sehr Seltenes, aber ein Ding zum Entzücken: der Mensch nämlich mit schön



gestaltetem Intellecte, welcher den Charakter, die Neigungen und *auch die Erlebnisse* hat, die zu einem solchen Intellecte gehören.

459.

*Die Grossmüthigkeit des Denkers.* — Rousseau und Schopenhauer — Beide waren stolz genug, ihrem Dasein den Wahlspruch aufzuschreiben: *vitam impendere vero*. Und Beide wiederum — was mögen sie in ihrem Stolze gelitten haben, dass es ihnen nicht gelingen wollte, *verum impendere vitae*! — *verum*, wie es jeder von ihnen verstand —, dass ihr Leben neben ihrer Erkenntniss nebenberlief wie ein launischer Bass, der zur Melodie nicht stimmen will! — Aber es stünde schlimm um die Erkenntniss, wenn sie jedem Denker nur in dem Maasse zugemessen würde, als sie ihm gerade auf den Leib passt! Und es stünde schlimm um die Denker, wenn ihre Eitelkeit so gross wäre, dass sie diess allein ertragen! Gerade darin glänzt die schönste Tugend des grossen Denkers: die Grossmüthigkeit, dass er als Erkennender sich selber und sein Leben unverzagt, oftmals beschämt, oftmals mit erhabenem Spotte und lächelnd — zum Opfer bringt.

460.

*Seine gefährlichen Stunden ausnützen.* — Man lernt einen Menschen und einen Zustand ganz anders kennen, wenn Gefahr um Hab und Gut, Ehre, Leben und Tod, für uns und unsere Liebsten, in jeder ihrer Bewegungen liegt: wie zum Beispiel Tiberius tiefer über das Innre des Kaisers Augustus und seines Regimentes nachgedacht und mehr davon gewusst haben muss, als dem weisesten Historiker es auch nur möglich wäre. Nun leben wir Alle vergleichungs-

weise in einer viel zu grossen Sicherheit, als dass wir gute Menschenkenner werden könnten: der Eine erkennt aus Liebhaberei, der Andere aus Langerweile, der Dritte aus Gewohnheit; niemals heisst es: „erkenne, oder geh zu Grunde!“ So lange sich uns die Wahrheiten nicht mit Messern in's Fleisch schneiden, haben wir in uns einen geheimen Vorbehalt der Geringschätzung gegen sie: sie scheinen uns immer noch den „gefiederten Träumen“ zu ähnlich, wie als ob wir sie haben und auch nicht haben könnten — als ob Etwas an ihnen in unserm Belieben stünde, als ob wir auch von diesen unsern Wahrheiten *erwachen* könnten!

461.

*Hic Rhodus, hic salta.* — Unsere Musik, die sich in Alles verwandeln kann und verwandeln muss, weil sie wie der Dämon des Meeres an sich keinen Charakter hat: diese Musik ist ehemals dem *christlichen Gelehrten* nachgegangen und hat dessen Ideal in Klänge zu übersetzen vermocht; warum sollte sie nicht endlich auch jenen helleren freudigeren und allgemeinen Klang finden, der dem *idealen Denker* entspricht? — eine Musik, die erst in den weiten schwebenden Wölbungen *seiner* Seele sich *heimisch* auf und nieder zu wiegen vermöchte? — Unsere Musik war bisher so gross, so gut: bei ihr war kein Ding unmöglich! So zeige sie denn, dass es möglich ist, diese Drei: Erhabenheit, tiefes und warmes Licht und die Wonne der höchsten Folgerichtigkeit auf Einmal zu empfinden!

462.

*Langsame Curen.* — Die chronischen Krankheiten der Seele entstehen wie die des Leibes, sehr selten nur durch einmalige



grobe Vergehungen gegen die Vernunft von Leib und Seele, sondern gewöhnlich durch zahllose unbemerkte kleine Nachlässigkeiten. — Wer zum Beispiel Tag für Tag um einen noch so unbedeutenden Grad zu schwach athmet und zu wenig Luft in die Lunge nimmt, so dass sie als Ganzes nicht hinreichend angestrengt und geübt wird, trägt endlich ein chronisches Lungenleiden davon: in einem solchen Falle kann die Heilung auf keinem anderen Wege erfolgen, als dass wiederum zahllose kleine Uebungen des Gegentheils vorgenommen und unvermerkt andere Gewohnheiten gepflegt werden, zum Beispiel wenn man sich zur Regel macht, alle Viertelstunden des Tages Ein Mal stark und tief aufzuathmen (womöglich platt am Boden liegend; eine Uhr, welche die Viertelstunden schlägt, muss dabei zur Lebensgefährtin gewählt werden). *Langsam* und kleinlich sind alle diese Curen; auch wer seine Seele heilen will, soll über die Veränderung der kleinsten Gewohnheiten nachdenken. Mancher sagt zehnmal des Tages ein böses kaltes Wort an seine Umgebung und denkt sich Wenig dabei, namentlich nicht, dass nach einigen Jahren er ein *Gesetz* der Gewohnheit über sich geschaffen hat, welches ihn nunmehr *nöthigt*, zehnmal jedes Tages seine Umgebung zu verstimmen. Aber er kann sich auch daran gewöhnen, ihr zehnmal wohlzuthun!

463.

*Am siebenten Tage.* — „Ihr preist Jenes als mein *Schaffen*? Ich habe nur von mir hinweggethan, was mir lästig war! Meine Seele ist über der Eitelkeit der Schaffenden erhaben. — Ihr preist Diess als meine *Resignation*? Ich habe nur von mir hinweggethan, was mir lästig war! Meine Seele ist über der Eitelkeit der Resignirten erhaben.“

*Scham des Schenkenden.* — Es ist so ungrossmüthig, immer den Gebenden und Schenkenden zu machen und dabei sein Gesicht zu zeigen! Aber geben und schenken und seinen Namen und seine Gunst verhehlen! Oder keinen Namen haben, wie die Natur, in der uns eben Diess mehr als Alles erquickt, hier endlich einmal nicht mehr einem Schenkenden und Gebenden, nicht mehr einem „gnädigen Gesichte“ zu begegnen! — Freilich, ihr verscherzt euch auch diese Erquickung, denn ihr habt einen Gott in diese Natur gesteckt — und nun ist wieder Alles unfrei und beklommen! Wie? Niemals mit sich allein sein dürfen? Nie mehr unbewacht, unbehütet, ungegänglich, unbeschenkt? Wenn immer ein Anderer um uns ist, so ist das Beste von Muth und Güte in der Welt unmöglich gemacht. Möchte man nicht gegen diese Zudringlichkeit des Himmels, gegen diesen unvermeidlichen übernatürlichen Nachbar ganz des Teufels werden! — Aber es ist nicht nöthig, es war ja nur ein Traum! Wachen wir auf!

*Bei einer Begegnung.* — A: Wohin blickst du? Du stehst so lange schon still hier. — B: Immer das Alte und das Neue! Die Hülfbedürftigkeit einer Sache reisst mich so weit und so tief in sie hinein, dass ich endlich ihr dabei auf den Grund komme und einsehe, dass sie nicht gar so viel werth ist. Am Ende aller solcher Erfahrungen steht eine Art Trauer und Starrheit. Diess erlebe ich alle Tage im Kleinen zu dreien Malen.

*Verlust im Ruhme.* — Welcher Vorzug, als ein Unbekannter zu den Menschen reden zu dürfen! „Die Hälfte unserer



Tugend“ nehmen uns die Götter, wenn sie uns das incognito nehmen und uns berühmt machen.

467.

*Zweimal Geduld!* — „Damit machst du vielen Menschen Schmerz.“ — Ich weiss es; und weiss auch diess, dass ich doppelt dafür leiden muss, einmal durch Mitleid an ihrem Leide und dann durch die Rache, die sie an mir nehmen werden. Aber trotzdem ist es nicht weniger nöthig, so zu thun, wie ich thue.

468.

*Das Reich der Schönheit ist grösser.* — Wie wir in der Natur herumgehen, listig und froh, um die Allem eigene Schönheit zu entdecken und gleichsam auf der That zu ertappen, wie wir bald bei Sonnenschein, bald bei gewitterhaftem Himmel, bald in der bleichsten Dämmerung einen Versuch machen, jenes Stück Küste mit Felsen, Meerbuchten, Oelbäumen und Pinien so zu sehen, wie es zu seiner Vollkommenheit und Meisterschaft kommt: so sollten wir auch unter den Menschen umhergehen, als ihre Entdecker und Ausspäher, Gutes und Böses ihnen erweisend, damit die ihnen eigene Schönheit sich offenbare, welche bei Diesem sonnenhaft, bei Jenem gewitterhaft und bei einem Dritten erst in der halben Nacht und bei Regenhimmel sich entfaltet. Ist es denn verboten, den bösen Menschen als eine wilde Landschaft zu *geniessen*, die ihre eigenen kühnen Linien und Lichtwirkungen hat, wenn derselbe Mensch, so lange er sich gut und gesetzlich stellt, unserm Auge wie eine Verzeichnung und Caricatur erscheint und als ein Flecken in der Natur uns Pein macht? — Ja, es ist verboten: bisher war es nur erlaubt, im *Moralisch-Guten*

nach Schönheit zu suchen, — Grund genug, dass man so Wenig gefunden und sich so viel nach imaginären Schönheiten ohne Knochen hat umthun müssen! So gewiss es hundert Arten von Glück bei den Bösen giebt, von denen die Tugendhaften Nichts ahnen, so giebt es an ihnen auch hundert Arten von Schönheit: und viele sind noch nicht entdeckt.

469.

*Die Unmenschlichkeit des Weisen.* — Bei dem schweren, Alles zermalmenden Gange des Weisen, welcher, nach dem buddhistischen Liede, „einsam wandelt wie das Rhinoceros“, — bedarf es von Zeit zu Zeit der Zeichen einer versöhnlichen und gemilderten Menschlichkeit: und zwar nicht nur jener schnelleren Schritte, jener artigen und geselligen Wendungen des Geistes, nicht nur des Witzes und einer gewissen Selbstverspottung, sondern selbst der Widersprüche, der gelegentlichen Rückfälle in die herrschende Ungereimtheit. Damit er nicht der Walze gleiche, welche wie das Verhängniss daherrollt, muss der Weise, der lehren will, seine *Fehler* zu seiner Beschönigung gebrauchen, und indem er sagt „verachtet mich!“ — bittet er um die Gunst, der Fürsprecher einer anmaasslichen Wahrheit zu sein. Er will euch in's Gebirge führen, er wird euer Leben vielleicht in Gefahr bringen: dafür überlässt er es euch willig, vorher und nachher, an einem solchen Führer Rache zu nehmen — es ist der Preis, um den er sich selber den Genuss macht, *voranzugehen*. — Gedenkt ihr dessen, was euch durch den Sinn gieng, als er euch einmal durch eine finstere Höhle auf schlüpfrigen Wegen geleitete? Wie euer Herz, klopfend und missmuthig, sich sagte: „dieser Führer da könnte Besseres thun als hier herumzukriechen! Er gehört zu einer neugierigen Art von Müssiggängern: — ist es nicht schon zu viel Ehre



für ihn, dass wir ihm überhaupt einen Werth zuzuerkennen scheinen, indem wir ihm *folgen?*“

470.

*Am Gastmable Vieler.* — Wie glücklich ist man, wenn man so genährt wird, wie die Vögel, aus der Hand Eines, der den Vögeln ausstreut, ohne sie genauer anzusehn und auf ihre Würdigkeit zu prüfen! Zu leben als ein Vogel, der kommt und fortfliegt und keinen Namen im Schnabel trägt! So am Gastmahle Vieler mich zu sättigen ist meine Freude.

471.

*Eine andere Nächstenliebe.* — Das aufgeregte lärmende ungleiche nervöse Wesen macht den Gegensatz zur *grossen Leidenschaft*: diese, wie eine stille düstere Gluth im Innern wohnend und dort alles Heisse und Hitzige sammelnd, lässt den Menschen nach Aussen hin kalt und gleichgültig blicken und drückt den Zügen eine gewisse Impassibilität auf. Solche Menschen sind gelegentlich wohl der *Nächstenliebe* fähig — aber sie ist anderer Art als die der Geselligen und Gefällsüchtigen: es ist eine milde betrachtsame gelassene Freundlichkeit; sie blicken gleichsam aus den Fenstern ihrer Burg hinaus, die ihre Festung und eben dadurch ihr Gefängniss ist, — der Blick in's Fremde, Freie, in *das Andre* thut ihnen so wohl!

472.

*Sich nicht rechtfertigen.* — A: Aber warum willst du dich nicht rechtfertigen? — B: Ich könnte es, hierin und in hundert Dingen, aber ich verachte das Vergnügen, das in

der Rechtfertigung liegt: denn diese Dinge sind für mich nicht gross genug, und lieber will ich Flecken an mir tragen, als jenen Kleinlichen zu ihrer hämischen Freude verhelfen, dass sie sagen könnten: „er nimmt diese Dinge doch sehr wichtig!“ Diess ist eben nicht wahr! Vielleicht müsste mir auch mehr an mir selber gelegen sein, um eine Pflicht zu haben, fehlerhafte Vorstellungen über mich zu berichtigen, — ich bin zu gleichgültig und träge gegen mich und so auch gegen Das, was durch mich gewirkt wird.

473.

*Wo man sein Haus bauen soll.* — Wenn du in der Einsamkeit dich gross und fruchtbar fühlst, so wird dich die Geselligkeit verkleinern und veröden: und umgekehrt. Machtvolle Milde, wie die eines Vaters: — wo diese Stimmung dich ergreift, da gründe dein Haus, sei es nun im Gewühl oder in der Stille. Ubi pater sum, ibi patria.

474.

*Die einzigen Wege.* — „Dialektik ist der einzige Weg, um zu dem göttlichen Wesen und hinter den Schleier der Erscheinung zu gelangen,“ — diess behauptet Plato ebenso feierlich und leidenschaftlich, als es Schopenhauer von dem Gegensatze der Dialektik behauptet, — und Beide haben Unrecht. Denn es *giebt* Das gar nicht, zu dem hin sie einen Weg uns zeigen wollen. — Und waren nicht alle grossen Leidenschaften der Menschheit bisher solche Leidenschaften für ein Nichts? Und alle ihre Feierlichkeiten — Feierlichkeiten um ein Nichts?



*Schwer werden.* — Ihr kennt ihn nicht: er kann viel Gewichte an sich hängen, er nimmt sie doch alle mit in die Höhe. Und ihr schliesst, nach eurem kleinen Flügelschlage, er wolle *unten* bleiben, *weil* er diese Gewichte an sich hänge!

*Am Erntefeste des Geistes.* — Das häuft sich von Tag zu Tage und quillt auf, Erfahrungen, Erlebnisse, Gedanken über sie und Träume über diese Gedanken — ein unermesslicher entzückender Reichthum! Sein Anblick macht schwindeln; ich begreife nicht mehr, wie man die Geistig-Armen *selig* preisen kann! — Aber ich beneide sie mitunter, dann, wenn ich müde bin: denn die *Verwaltung* eines solchen Reichthums ist eine schwere Sache, und ihre Schwere erdrückt nicht selten alles Glück. — Ja, wenn es genügte, ihn nur anzublicken! Wenn man nur der Geizhals seiner Erkenntnisse wäre!

*Von der Skepsis erlöst.* — A: Andre kommen misslaunig und schwach, zernagt, wurmstichig, ja halb zerfressen aus einer allgemeinen moralischen Skepsis heraus — ich aber muthiger und gesünder als je, mit wiedererworbenen Instincten. Wo scharfer Wind weht, die See hoch geht und keine kleine Gefahr zu bestehen ist, da wird mir wohl. Zum Wurm bin ich nicht geworden, ob ich gleich oftmals wie ein Wurm habe arbeiten und graben müssen. — B: Du hast eben *aufgehört*, Skeptiker zu sein! Denn du *verneinst*! — A: Und damit habe ich wieder *Ja-sagen* gelernt.

*Geben wir vorüber!* — Schont ihn! Lasst ihn in seiner Einsamkeit! Wollt ihr ihn ganz zerbrechen? Er hat einen Sprung bekommen, wie ein Glas, in das sich plötzlich etwas zu Heisses ergoss, — und er war ein so kostbares Glas!

*Liebe und Wahrhaftigkeit.* — Wir sind aus Liebe arge Verbrecher an der Wahrheit und gewohnte Hehler und Stehler, welche mehr wahr sein lassen, als uns wahr scheint, — deshalb muss der Denker immer wieder von Zeit zu Zeit die Personen, welche er liebt (es werden nicht gerade die sein, welche ihn lieben —), in die Flucht jagen, damit sie ihren Stachel und ihre Bosheit zeigen und aufhören, ihn zu *verführen*. Demnach wird die Güte des Denkers ihren ab- und zunehmenden Mond haben.

*Unvermeidlich.* — Erlebt, was ihr wollt: wer euch nicht wohl will, sieht in eurem Erlebniss einen Anlass, euch zu verkleinern! Erfahrt die tiefsten Umwälzungen des Gemüths und der Erkenntniss und gelangt endlich wie ein Genesender mit schmerzlichem Lächeln hinaus in Freiheit und lichte Stille — es wird doch Einer sagen: „der da hält seine Krankheit für ein Argument, seine Ohnmacht für den Beweis der Ohnmacht Aller; er ist eitel genug, um krank zu werden, damit er das Uebergewicht des Leidenden fühle.“ — Und gesetzt dass Jemand seine eignen Fesseln sprengt und sich dabei tief verwundet: so wird ein Andrer mit Spott darauf hinzeigen. „Wie gross ist doch seine Ungeschicklichkeit!



wird er sagen; so muss es einem Menschen ergehen, der an seine Fesseln gewöhnt ist und Narr genug ist, sie zu zerreißen!<sup>14</sup>

481.

*Zwei Deutsche.* — Vergleicht man Kant und Schopenhauer mit Plato Spinoza Pascal Rousseau Goethe in Absehung auf ihre Seele und nicht auf ihren Geist: so sind die erstgenannten Denker im Nachtheil: ihre Gedanken machen nicht eine leidenschaftliche Seelen-Geschichte aus, es giebt da keinen Roman, keine Krisen, Katastrophen und Todesstunden zu errathen, ihr Denken ist nicht zugleich eine unwillkürliche Biographie einer Seele, sondern, im Falle Kant's, die Geschichte eines *Kopfes*, im Falle Schopenhauer's die Beschreibung und Spiegelung eines *Charakters* („des unveränderlichen“) und die Freude am „Spiegel“ selber, das heisst an einem vorzüglichen Intellecte. Kant erscheint, wenn er durch seine Gedanken hindurchschimmert, als wacker und ehrenwerth im besten Sinne, aber als unbedeutend: es fehlt ihm an Breite und Macht; er hat nicht zu viel erlebt, und seine Art zu arbeiten nimmt ihm die *Zeit*, Etwas zu erleben, — ich denke, wie billig, nicht an grobe „Ereignisse“ von Aussen, sondern an die Schicksale und Zuckungen, denen das einsamste und stillste Leben verfällt, welches Musse hat und in der Leidenschaft des Denkens verbrennt. Schopenhauer hat einen Vorsprung vor ihm: er besitzt wenigstens eine gewisse *heftige Hässlichkeit* der Natur, in Hass, Begierde, Eitelkeit, Misstrauen; er ist etwas wilder angelegt und hatte Zeit und Musse für diese Wildheit. Aber ihm fehlte die „Entwicklung“, wie sie in seinem Gedankenumkreise fehlte: er hatte keine „Geschichte“.

*Seinen Umgang suchen.* — Suchen wir denn zu viel, wenn wir den Umgang von Männern suchen, welche mild, wohl-schmeckend und nahrhaft geworden sind wie Kastanien, die man zur rechten Zeit in's Feuer gelegt und aus dem Feuer genommen hat? Welche Weniges vom Leben erwarten und dieses lieber als geschenkt und nicht als verdient annehmen, wie als ob die Vögel und die Bienen es ihnen gebracht hätten? Welche zu stolz sind, um sich je belohnt fühlen zu können? Und zu ernst in ihrer Leidenschaft der Erkenntniss und der Redlichkeit, als dass sie noch Zeit und Gefälligkeit für den Ruhm hätten? — Solche Männer würden wir Philosophen nennen; und sie selber werden immer noch einen bescheidenern Namen finden.

*Ueberdruss am Menschen.* — A: Erkenne! Ja! Aber immer als Mensch! Wie? Immer vor der gleichen Komödie sitzen, in der gleichen Komödie spielen? Niemals aus andern als aus *diesen* Augen in die Dinge sehen können? Und welche unzählbaren Arten von Wesen mag es geben, deren Organe besser zur Erkenntniss taugen! Was wird am Ende aller ihrer Erkenntniss die Menschheit erkannt haben? — ihre Organe! Und das heisst vielleicht: die Unmöglichkeit der Erkenntniss! Jammer und Ekel! — B: Das ist ein böser Anfall — *die Vernunft* fällt dich an! Aber morgen wirst du wieder mitten im Erkennen sein und damit auch mitten in der Unvernunft, will sagen: in der *Lust* am Menschlichen. Gehen wir an's Meer! —



*Der eigene Weg.* — Wenn wir den entscheidenden Schritt thun und den Weg antreten, welchen man den „eigenen Weg“ nennt: so enthüllt sich uns plötzlich ein Geheimniß: wer auch alles mit uns freund und vertraut war — Alle haben sich bisher eine Ueberlegenheit über uns eingebildet und sind beleidigt. Die Besten von ihnen sind nachsichtig und warten geduldig, dass wir den „rechten Weg“ — sie wissen ihn ja! — schon wieder finden werden. Die Andern spotten und thun, als sei man vorübergehend närrisch geworden, oder bezeichnen hämisch einen Verführer. Die Böseren erklären uns für eitle Narren und suchen unsere Motive zu schwärzen, und der Schlimmste sieht in uns seinen schlimmsten Feind, einen den nach Rache für eine lange Abhängigkeit dürstet, — und fürchtet sich vor uns. — Was also thun? Ich rathe: seine Souverainetät damit anfangen, dass man für ein Jahr voraus allen uns Bekannten für Sünden jeder Art Amnestie zusichert.

*Ferne Perspectives.* — A: Aber warum diese Einsamkeit? — B: Ich zürne Niemandem. Aber allein scheine ich meine Freunde deutlicher und schöner zu sehen als zusammen mit ihnen, und als ich die Musik am meisten liebte und empfand, lebte ich ferne von ihr. Es scheint, ich brauche die fernen Perspectives, um gut von den Dingen zu denken.

*Gold und Hunger.* — Hier und da giebt es einen Menschen, der Alles, was er berührt, in Gold verwandelt. Eines guten

bösen Tages wird er entdecken, dass er selber dabei verhungern muss. Er hat Alles glänzend, herrlich, idealisch-unnahbar um sich, und nun sehnt er sich nach Dingen, welche in Gold zu verwandeln *ihm durchaus unmöglich* ist — und *wie* sehnt er sich! Wie ein Verhungerner nach Speise! — Wonach wird er greifen?

487.

*Scham.* — Da steht das schöne Ross und scharrt den Boden, es schnaubt, es verlangt nach einem Ritte und liebt Den, der es sonst reitet, — aber oh Scham! dieser kann sich heute nicht hinaufschwingen, er ist müde. — Diess ist die Scham des ermüdeten Denkers vor seiner eigenen Philosophie.

488.

*Gegen die Verschwendung der Liebe.* — Erröthen wir nicht, wenn wir uns auf einer heftigen Abneigung ertappen? Aber wir sollten es auch bei heftigen Zuneigungen thun, der Ungerechtigkeit wegen, die auch in ihnen liegt! Ja noch mehr: es giebt Menschen, die sich wie eingeeengt und geschnürten Herzens fühlen, wenn Jemand ihnen seine Zuneigung nur *so* zu Gute kommen lässt, dass er damit Andern Etwas von Zuneigung *entzieht*. — Wenn wir es der Stimme anhören, dass *wir* ausgewählt, vorgezogen werden! Ach, ich bin nicht dankbar für dieses Auswählen, ich merke, dass ich es Dem nachtrage, der mich so auszeichnen will: er soll mich nicht auf *Unkosten* der Anderen lieben! Will ich doch schon zusehen, mit mir mich selber zu ertragen! Und oft habe ich noch das Herz voll und Grund zu Uebermuth —



einem Solchen, der Solches hat, soll man Nichts bringen, was *Andere* nöthig, bitter nöthig haben!

489.

*Freunde in der Noth.* — Mitunter merken wir, dass einer unsrer Freunde mehr zu einem Andern als zu uns gehört, dass sein Zartsinn sich bei dieser Entscheidung quält und seine Selbstsucht dieser Entscheidung nicht gewachsen ist: da müssen wir es ihm erleichtern und ihn von uns *fortbeleidigen*. — Diess ist ebenfalls da nöthig, wo wir in eine Art zu denken übergehen, welche ihm verderblich sein würde: unsere Liebe zu ihm muss uns treiben, durch ein Unrecht, das wir auf uns nehmen, ihm ein gutes Gewissen zu seiner Lossagung von uns zu schaffen.

490.

*Diese kleinen Wahrheiten!* — „Ihr kennt diess Alles, aber ihr habt es nie erlebt — ich nehme euer Zeugniß nicht an. Diese ‚kleinen Wahrheiten‘! — sie dünken euch klein, weil ihr sie nicht mit eurem Blute bezahlt habt!“ — Aber sind sie denn gross, deshalb weil man *zu viel* dafür bezahlt hat? Und Blut ist immer ein Zuviel! — „Glaubt ihr? Was ihr geizig mit Blute seid!“

491.

*Auch deshalb Einsamkeit!* — A: So willst du wieder in deine Wüste zurück? — B: Ich bin nicht schnell, ich muss auf mich warten — es wird spät, bis jedesmal das Wasser aus dem Brunnen meines Selbst an's Licht kommt, und oft

muss ich länger Durst leiden, als ich Geduld habe. Desshalb gehe ich in die Einsamkeit — um nicht aus den Cisternen für Jedermann zu trinken. Unter Vielen lebe ich wie Viele und denke nicht wie ich; nach einiger Zeit ist es mir dann immer, als wolle man mich aus mir verbannen und mir die Seele rauben — und ich werde böse auf Jedermann und fürchte Jedermann. Die Wüste thut mir dann noth, um wieder gut zu werden.

492.

*Unter den Südwinden.* — A: Ich verstehe mich nicht mehr! Gestern noch war es in mir so stürmisch und dabei so warm, so sonnig — und hell bis zum Aeussersten. Und heute! Alles ist nun ruhig, weit, schwermüthig, dunkel, wie die Lagune von Venedig: — ich will Nichts und athme tief auf dabei und doch bin ich bei mir insgeheim unwillig über diess Nichts-Wollen. So plätschern die Wellen hin und her, im See meiner Melancholie. — B: Du beschreibst da eine kleine angenehme Krankheit. Der nächste Nordostwind wird sie von dir nehmen! — A: Warum doch!

493.

*Auf dem eigenen Baume.* — A: Ich habe bei den Gedanken keines Denkers so viel Vergnügen wie bei den eignen: das sagt freilich Nichts über ihren Werth, aber ich müsste ein Narr sein, um die für mich schmackhaftesten Früchte zurückzusetzen, weil sie zufällig auf *meinem* Baume wachsen! — Und ich war einmal dieser Narr. — B: Andern geht es umgekehrt: und auch diess sagt Nichts über den Werth ihrer Gedanken, namentlich noch Nichts gegen ihren Werth.



*Letztes Argument des Tapferen.* — „In diesem Gebüsch sind Schlangen.“ — Gut, ich werde in das Gebüsch gehn und sie tödten. — „Aber vielleicht wirst du dabei das Opfer, und sie werden nicht einmal das deine!“ — Was liegt an mir!

*Unsere Lehrer.* — In der Jugend nimmt man seine Lehrer und Wegweiser aus der Gegenwart und aus den Kreisen, auf welche wir gerade stossen: wir haben die gedankenlose Zuversicht, dass die Gegenwart Lehrer haben müsse, die für uns mehr als für jeden Anderen taugen, und dass wir sie finden müssen, ohne viel zu suchen. Für diese Kinderei muss man später hartes Lösegeld zahlen: *man muss seine Lehrer an sich abbüssen.* Dann geht man wohl nach den rechten Wegweisern suchen, in der ganzen Welt herum, die Vorwelt eingerechnet, — aber es ist vielleicht zu spät. Und schlimmsten Falls entdecken wir, dass sie lebten, als wir jung waren, — und dass wir uns damals vergriffen haben.

*Das böse Princip.* — Plato hat es prachtvoll beschrieben, wie der philosophische Denker inmitten jeder bestehenden Gesellschaft als der Ausbund aller Ruchlosigkeit gelten muss: denn als Kritiker aller Sitten ist er der Gegensatz des sittlichen Menschen, und wenn er es nicht so weit bringt, der Gesetzgeber neuer Sitten zu werden, so bleibt er in der Erinnerung der Menschen zurück als „das böse Princip“. Wir dürfen hieraus errathen, wie die ziemlich freisinnige und neuerungssüchtige Stadt Athen dem Rufe Plato's bei seinen Lebzeiten mitgespielt hat: was Wunders, dass er —

der, wie er selber sagt, den „politischen Trieb“ im Leibe hatte — dreimal einen Versuch in Sicilien gemacht hat, wo sich damals gerade ein gesamtgriechischer Mittelmeer-Staat vorzubereiten schien? In ihm und mit seiner Hülfe gedachte Plato für alle Griechen Das zu thun, was Muhammed später für seine Araber that: die grossen und kleinen Bräuche und namentlich die tägliche Lebensweise von Jedermann festzusetzen. *Möglich* waren seine Gedanken, so gewiss die des Muhammed möglich waren: sind doch viel unglaublichere, die des Christenthums, als möglich bewiesen worden! Ein paar Zufälle weniger und ein paar andere Zufälle mehr — und die Welt hätte die Platonisirung des europäischen Südens erlebt; und gesetzt, dieser Zustand dauerte jetzt noch fort, so würde muthmaasslich in Plato das „gute Princip“ von uns verehrt werden. Aber der Erfolg fehlte ihm: und so blieb ihm der Ruf eines Phantasten und Utopisten — die härteren Namen sind mit dem alten Athen zu Grunde gegangen.

497.

*Das reinmachende Auge.* — Von „Genius“ wäre am ehesten bei solchen Menschen zu reden, wo der Geist, wie bei Plato, Spinoza und Goethe, an den Charakter und das Temperament nur *lose angeknüpft* erscheint, als ein beflügeltes Wesen, das sich von jenen leicht trennen und sich dann weit über sie erheben kann. Dagegen haben gerade Solche am lebhaftesten von ihrem „Genius“ gesprochen, welche von ihrem Temperament *nie loskamen* und ihm den geistigsten, grössten, allgemeinsten, ja unter Umständen kosmischen Ausdruck zu geben wussten (wie zum Beispiel Schopenhauer). Diese Genie's konnten nicht über sich hinausfliegen, aber sie glaubten *sich* vorzufinden, wiederzufinden, wohin sie auch nur flogen, — das ist *ihre* „Grösse“, und *kann* Grösse sein!



— Die Anderen, welchen der Name eigentlicher zukommt, haben das *reine, reinmachende Auge*, das nicht aus ihrem Temperament und Charakter gewachsen scheint, sondern frei von ihnen und meist in einem milden Widerspruch gegen sie auf die Welt wie auf einen Gott blickt und diesen Gott liebt. Auch ihnen ist aber dieses Auge nicht mit Einem Male geschenkt: es giebt eine Uebung und Vorschule des Sehens, und wer rechtes Glück hat, findet zur rechten Zeit auch einen Lehrer des reinen Sehens.

498.

*Nicht fordern!* — Ihr kennt ihn nicht! Ja, er *unterwirft* sich leicht und frei den Menschen und den Dingen und ist gütig gegen Beide; seine einzige Bitte ist, in Ruhe gelassen zu werden, — aber nur *so lange* Menschen und Dinge nicht Unterwerfung *fordern*. Alles Fordern macht ihn stolz scheu und kriegerisch.

499.

*Der Böse.* — „Nur der Einsame ist böse!“ rief Diderot: und sogleich fühlte sich Rousseau tödtlich verletzt. Folglich gestand er sich zu, dass Diderot Recht habe. In der That hat jeder böse Hang inmitten der Gesellschaft und Geselligkeit so viel Zwang sich anzuthun, so viel Larven vorzunehmen, so oft sich selbst in das Prokrustes-Bett der Tugend zu legen, dass man recht wohl von einem Märtyrerthum des Bösen reden könnte. In der Einsamkeit fällt diess Alles dahin. Wer böse ist, ist es am meisten in der Einsamkeit: auch am besten — und folglich für das Auge Dessen, der überall nur ein Schauspiel sieht, auch am schönsten.

*Wider den Strich.* — Ein Denker kann sich Jahre lang zwingen, wider den Strich zu denken: ich meine, nicht den Gedanken zu folgen, die sich ihm von Innen her anbieten, sondern denen, zu welchen ein Amt, eine vorgeschriebene Zeiteintheilung, eine willkürliche Art von Fleiss ihn zu verpflichten scheinen. Endlich aber wird er krank: denn diese anscheinend moralische Ueberwindung verdirbt seine Nervenkraft ebenso gründlich, wie es nur eine zur Regel gemachte Ausschweifung thun könnte.

*Sterbliche Seelen!* — In Betreff der Erkenntniss ist es vielleicht die nützlichste Errungenschaft: dass der Glaube an die unsterbliche Seele aufgegeben ist. Jetzt darf die Menschheit warten, jetzt hat sie nicht mehr nöthig, sich zu überstürzen und halbgeprüfte Gedanken hinunterzuwürgen, wie sie ehemals musste. Denn damals hieng das Heil der armen „ewigen Seele“ von ihren Erkenntnissen während des kurzen Lebens ab, sie musste sich von heut zu morgen *entscheiden* — die „Erkenntniss“ hatte eine entsetzliche Wichtigkeit! Wir haben den guten Muth zum Irren, Versuchen, Vorläufig-nehmen wieder erobert — es ist Alles nicht so wichtig! — und gerade desshalb können Individuen und Geschlechter jetzt Aufgaben von einer Grossartigkeit in's Auge fassen, welche früheren Zeiten als Wahnsinn und Spiel mit Himmel und Hölle erschienen sein würden. Wir dürfen mit uns selber experimentiren! Ja die Menschheit darf es mit sich! Die grössten Opfer sind der Erkenntniss noch nicht gebracht worden — ja es wäre früher Gotteslästerung und Preisgabe des ewigen Heils gewesen, solche Gedanken auch nur zu *abnen*, wie sie unserm Thun jetzt voranlaufen.



*Ein Wort für drei verschiedene Zustände.* — In der Leidenschaft bricht bei Diesem das wilde scheussliche unausstehliche Thier hervor; Jener erhebt sich durch sie in eine Höhe und Grösse und Pracht der Gebärde, gegen die sein sonstiges Sein dürftig erscheint. Ein Dritter, durch und durch veredelt, hat auch den edelsten Sturm und Drang, er ist in diesem Zustande die *wildschöne Natur* und nur um einen Grad *tiefer* als die grosse ruhig-schöne Natur, welche er für gewöhnlich darstellt: aber von den Menschen wird er in der Leidenschaft mehr begriffen und gerade dieser Momente wegen mehr verehrt — er ist ihnen da einen Schritt näher und verwandter. Sie empfinden Entzücken und Entsetzen bei einem solchen Anblick und nennen ihn *gerade da*: göttlich.

*Freundschaft.* — Jener Einwand gegen das philosophische Leben, dass man mit ihm seinen Freunden *unnützlich* werde, wäre nie einem Modernen gekommen: er ist antik. Das Alterthum hat die Freundschaft tief und stark ausgelebt, ausgedacht und fast mit sich in's Grab gelegt. Diess ist sein Vorsprung vor uns: dagegen haben wir die idealisirte Geschlechtsliebe aufzuweisen. Alle grossen Tüchtigkeiten der antiken Menschen hatten darin ihren Halt, dass *Mann neben Mann* stand, und dass nicht ein Weib den Anspruch erheben durfte, das Nächste Höchste, ja Einzige seiner Liebe zu sein, — wie die Passion zu empfinden lehrt. Vielleicht wachsen unsere Bäume nicht so hoch, wegen des Epheu's und der Weinreben daran.

*Versöhnen!* — Sollte es denn die Aufgabe der Philosophie sein, zwischen dem, was das *Kind* gelernt und der *Mann* erkannt hat, zu *versöhnen*? Sollte die Philosophie gerade die Aufgabe der Jünglinge sein, weil diese in der Mitte zwischen Kind und Mann stehen und das mittlere Bedürfniss haben? Fast will es so scheinen, wenn man erwägt, in welchen Lebensaltern die Philosophen jetzt ihre Conception zu machen pflegen: dann, wenn es zum Glauben zu spät und zum Wissen noch zu früh ist.

*Die Praktischen.* — Wir Denker haben den *Wohlgeschmack* aller Dinge erst festzustellen und nöthigenfalls ihn zu decretiren. Die praktischen Leute nehmen ihn endlich von uns an, ihre Abhängigkeit von uns ist unglaublich gross und das lächerlichste Schauspiel der Welt, so wenig sie um dieselbe wissen und so stolz sie über uns Unpraktische hinwegzureden lieben: ja sie würden ihr praktisches Leben geringschätzen, wenn wir es geringschätzen wollten: — wozu uns hier und da ein kleines Rachegelüst reizen könnte.

*Die nöthige Austrocknung alles Guten.* — Wie! Man müsse ein Werk gerade so auffassen wie die Zeit, die es hervorbrachte? Aber man hat mehr Freude, mehr Erstaunen und auch mehr zu lernen daran, wenn man es gerade nicht so auffasst! Habt ihr nicht gemerkt, dass jedes neue gute Werk, so lange es in der feuchten Luft seiner Zeit liegt, seinen mindesten Werth besitzt, — gerade weil es so sehr noch den Geruch des Marktes und der Gegnerschaft und der neuesten



Meinungen und alles Vergänglichen zwischen heut und morgen an sich trägt? Später trocknet es aus, seine „Zeitlichkeit“ stirbt ab — und dann erst bekommt es seinen tiefen Glanz und Wohlgeruch, ja, wenn es darnach ist, sein stilles Auge der Ewigkeit.

507.

*Gegen die Tyrannei des Wahren.* — Selbst wenn wir so toll wären, alle unsere Meinungen für wahr zu halten, so würden wir doch nicht wollen, dass sie allein existirten —: ich wüsste nicht, warum die Alleinherrschaft und Allmacht der Wahrheit zu wünschen wäre; mir genügte schon, dass sie eine *grosse Macht* habe. Aber sie muss *kämpfen* können und eine Gegnerschaft haben, und man muss sich von ihr im Unwahren ab und zu *erholen* können — sonst wird sie uns langweilig, kraft- und geschmacklos werden und uns eben dazu auch machen.

508.

*Nicht pathetisch nehmen.* — Das, was wir thun, um uns zu *nützen*, soll uns keinen moralischen Lobspruch eintragen, weder von Andern, noch von uns selber; ebenso wenig Das, was wir thun, um uns an uns zu *freuen*. In solchen Fällen das Pathetisch-nehmen abweisen und sich selber alles Pathetischen enthalten ist *der gute Ton* bei allen höheren Menschen: und wer sich an ihn gewöhnt hat, dem ist die *Naivetät* wiedergeschenkt.

509.

*Das dritte Auge.* — Wie! du bedarfst noch des Theaters! Bist du noch so jung? Werde klug und suche die Tragödie

und Komödie dort, wo sie besser gespielt wird! Wo es interessanter und interessirter zugeht! Ja es ist nicht ganz leicht, dabei eben nur Zuschauer zu bleiben, — aber lerne es! Und fast in allen Lagen, die dir schwer und peinlich fallen, hast du dann ein Pfortchen zur Freude und eine Zuflucht, selbst noch, wenn deine eignen Leidenschaften über dich herfallen. Mache dein Theater-Auge auf, das grosse dritte Auge, welches durch die zwei anderen in die Welt schaut!

510.

*Seinen Tugenden entlaufen.* — Was liegt an einem Denker, wenn er nicht gelegentlich seinen eignen Tugenden zu entlaufen weiss! Er soll ja „nicht nur ein moralisches Wesen“ sein!

511.

*Die Versucherin.* — Die Ehrlichkeit ist die grosse Versucherin aller Fanatiker. Was sich Luthern in Gestalt des Teufels oder eines schönen Weibes zu nahen schien und was er auf jene ungeschlachte Manier von sich abwehrte, war wohl die Ehrlichkeit und vielleicht, in seltneren Fällen, sogar die Wahrheit.

512.

*Gegen die Sachen muthig.* — Wer seiner Natur nach gegen Personen rücksichtsvoll oder ängstlich ist, aber seinen Muth gegen die Sachen hat, scheut sich vor neuen und näheren Bekanntschaften und beschränkt seine alten: damit sein incognito und seine Rücksichtslosigkeit in der Wahrheit zusammenwachsen.



*Schranke und Schönheit.* — Suchst du Menschen mit *schöner* Cultur? Aber dann mußt du dir, wie wenn du schöne Gegenden suchst, auch *beschränkte* Aussichten und Ansichten gefallen lassen. — Gewiss giebt es auch panoramatische Menschen, gewiss sind sie, wie die panoramatischen Gegenden, lehrreich und erstaunlich: aber nicht schön.

*An die Stärkeren.* — Ihr stärkeren und hochmüthigen Geister, nur um Eins seid gebeten: legt uns Anderen keine neue Last auf, sondern nehmt Etwas von unserer Last auf euch, da ihr ja die Stärkeren seid! Aber ihr macht es so gerne umgekehrt: denn *ibr* wollt fliegen, und desshalb sollen wir auch noch eure Last zur unsern tragen: das heisst *wir* sollen kriechen!

*Zunahme der Schönheit.* — Warum nimmt die Schönheit mit der Civilisation zu? Weil bei dem civilisirten Menschen die drei Gelegenheiten zur Hässlichkeit selten und immer seltener kommen: erstens die Affecte in ihren wildesten Ausbrüchen, zweitens die leiblichen Anstrengungen des äussersten Grades, drittens die Nöthigung, durch den Anblick Furcht einzuflössen, welche auf niederen und gefährdeten Culturstufen so gross und häufig ist, dass sie selbst Gebärden und Ceremoniell festsetzt und die Hässlichkeit zur *Pflicht* macht.

*Seinen Dämon nicht in die Nächsten fahren lassen!* — Bleiben wir immerhin für unsere Zeit dabei, dass Wohlwollen und Wohlthun den guten Menschen ausmache; nur lasst uns hinzufügen: „vorausgesetzt, dass er zuerst *gegen sich selber* wohlwollend und wohlthuend gesinnt sei!“ Denn *ohne Dieses* — wenn er vor sich flieht, sich hasst, sich Schaden zufügt — ist er gewiss kein guter Mensch. Dann rettet er sich nur *in die Anderen*, vor sich selber: mögen diese Anderen zu- sehen, dass sie nicht schlimm dabei fahren, so wohl er ihnen anscheinend auch will! — Aber gerade Diess: das ego fliehen und hassen und im Anderen, für den Anderen leben — hat man bisher, ebenso gedankenlos als zuversichtlich, „*un- egoistisch*“ und folglich „*gut*“ geheissen!

*Zur Liebe verführen.* — Wer sich selber hasst, den haben wir zu fürchten, denn wir werden die Opfer seines Grolls und seiner Rache sein. Sehen wir also zu, wie wir ihn zur Liebe zu sich selber verführen!

*Resignation.* — Was ist Ergebung? Es ist die bequemste Lage eines Kranken, der sich lange unter Martern herumgeworfen hat, um sie zu *finden*, der dadurch *müde* ward — und sie nun auch fand!

*Betrogen werden.* — Sobald ihr handeln wollt, müsst ihr die Thür zum Zweifel verschliessen, — sagte ein Handelnder. —



irchtest dich nicht, auf diese Weise *der Betrogene*  
? — antwortete ein Beschaulicher.

520.

*Die Todtenfeier.* — Es könnte Jemand über die Geschicklichkeit, den Weg eine fortgesetzte Grabrede zu hören glauben: man begrub und begräbt immer sein Liebstes, Gedanken und Hoffnungen, und erhielt und erhält Stolz dafür, gloria mundi, das heisst den Pomp der Leichenrede. Damit soll Alles gut gemacht werden! Und der Leichenredner ist immer noch der grösste öffentliche Wohltäter!

521.

*Ausnahme-Eitelkeit.* — Jener hat Eine hohe Eigenschaft, zu seinem Troste: über den Rest seines Wesens — es ist fast Alles Rest! — gleitet sein Blick verächtlich hin. Aber er erholt sich von sich selber, wenn er wie zu seinem Heiligtume geht; schon der Weg dahin dünkt ihm wie ein Aufsteigen auf breiten sanften Stufen: — und ihr Grausamen nennt ihn deshalb eitel!

522.

*Die Weisheit ohne Ohren.* — Täglich zu hören, was über uns gesprochen wird, oder gar zu ergrübeln, was über uns gedacht wird, — das vernichtet den stärksten Mann. Darum lassen uns ja die Andern leben, um täglich über uns Recht zu behalten! Sie würden uns ja nicht aushalten, wenn wir gegen sie Recht hätten oder gar *haben wollten*! Kurz, bringen wir der allgemeinen Verträglichkeit das Opfer, horchen wir

nicht hin, wenn über uns geredet, gelobt, getadelt, gewünscht, gehofft wird, denken wir auch nicht einmal daran!

523.

*Hinterfragen.* — Bei Allem, was ein Mensch sichtbar werden lässt, kann man fragen: was soll es verbergen? Wovon soll es den Blick ablenken? Welches Vorurtheil soll es erregen? Und dann noch: bis wie weit geht die Feinheit dieser Verstellung? Und worin vergreift er sich dabei?

524.

*Eifersucht der Einsamen.* — Zwischen geselligen und einsamen Naturen ist dieser Unterschied (vorausgesetzt dass beide Geist haben!): die erstern werden zufrieden oder beinahe zufrieden mit einer Sache, welche sie auch sei, von dem Augenblicke an, da sie eine mittheilbare glückliche Wendung über dieselbe in ihrem Geiste gefunden haben, — das versöhnt sie mit dem Teufel selber! Die Einsamen aber haben ihr stilles Entzücken, ihre stille Qual an einer Sache, sie hassen die geistreiche glänzende Ausstellung ihrer innersten Probleme, wie sie die allzu gewählte Tracht an ihrer Geliebten hassen: sie sehen dann melancholisch auf sie hin, wie als ob der Verdacht ihnen aufstiege, dass sie Andern gefallen wolle! Diess ist die Eifersucht aller einsamen Denker und leidenschaftlichen Träumer auf den esprit.

525.

*Wirkung des Lobes.* — Die Einen werden durch grosses Lob schamhaft, die Andern frech.



*Nicht Symbol sein wollen.* — Ich beklage die Fürsten: es ist ihnen nicht erlaubt, sich zeitweilig im Verkehre zu annulliren, und so lernen sie die Menschen nur aus einer unbequemen Lage und Verstellung kennen; der fortwährende Zwang, Etwas zu bedeuten, macht sie zuletzt thatsächlich zu feierlichen Nullen. — Und so geht es Allen, welche ihre Pflicht darin sehen, Symbole zu sein.

*Die Versteckten.* — Habt ihr jene Menschen noch nicht gefunden, welche auch ihr entzücktes Herz festhalten und pressen, und welche lieber stumm werden, als dass sie die Scham des Maasses verlören? — Und jene Unbequemen und oft so Gutartigen findet ihr auch noch nicht, welche nicht erkannt werden wollen, und die ihre Fusstapfen im Sande immer wieder verwischen, ja die Betrüger sind, vor Anderen und vor sich, um verborgen zu bleiben?

*Seltmere Enthaltensamkeit.* — Es ist oft kein geringes Zeichen von Humanität, einen Andern nicht beurtheilen zu wollen und sich zu weigern, über ihn zu denken.

*Wodurch Menschen und Völker Glanz bekommen.* — Wie viele ächte individuelle Handlungen werden desshalb *unterlassen*, weil man, bevor man sie thut, einsieht oder argwöhnt, dass sie missverstanden werden! — also gerade jene Handlungen, welche überhaupt *Werth haben*, im Guten und

Schlimmen. Je höher also eine Zeit, ein Volk die Individuen achtet, und je mehr man ihnen das Recht und Uebergewicht zugesteht, um so mehr Handlungen jener Art werden sich an's Licht wagen — und so breitet sich zuletzt ein Schimmer von Ehrlichkeit, von Aechtheit im Guten und Schlimmen über ganzen Zeiten und Völkern aus, dass sie, wie zum Beispiel die Griechen, nach ihrem Untergange noch Jahrtausende lang gleich manchen Sternen fortleuchten.

530.

*Umschweife des Denkers.* — Bei Manchen ist der Gang ihres gesammten Denkens streng und unerbittlich kühn, ja, mitunter grausam gegen sich, aber im Einzelnen sind sie milde und beugsam; sie drehen sich zehnmal um eine Sache, mit wohlwollendem Zögern, aber endlich gehen sie ihren strengen Weg weiter. Es sind Ströme mit vielen Krümmungen und abgeschiednen Einsiedeleien; es giebt Stellen in ihrem Laufe, wo der Strom mit sich selber Versteckens spielt und sich eine kurze Idylle macht, mit Inseln, Bäumen, Grotten und Wasserfällen: und dann zieht er wieder weiter, an Felsen vorüber und sich durch das härteste Gestein zwingend.

531.

*Die Kunst anders empfinden.* — Von der Zeit an, wo man einsiedlerisch-gesellig, verzehrend und verzehrt, mit tiefen fruchtbaren Gedanken, und nur noch mit ihnen, lebt, will man von der Kunst entweder überhaupt Nichts mehr oder man will etwas ganz Anderes als früher — das heisst man ändert seinen Geschmack. Denn früher wollte man durch



die Thür der Kunst gerade in das Element auf einen Augenblick hineintauchen, in welchem man nun dauernd lebt; damals träumte man sich damit in das Entzücken eines Besitzes, und nun besitzt man. Ja, vorübergehend wegwerfen, was man jetzt hat, und sich arm, als Kind, Bettler und Narr träumen — kann uns nunmehr gelegentlich entzücken.

532.

„*Die Liebe macht gleich.*“ — Die Liebe will dem Andern, dem sie sich weihet, jedes Gefühl von *Fremdsein* ersparen, sie ist folglich voller Verstellung und Anähnlichung, sie betrügt fortwährend und schauspielert eine Gleichheit, die es in Wahrheit nicht giebt. Und diess geschieht so instinctiv, dass liebende Frauen diese Verstellung und beständige zarteste Betrügerei ableugnen und kühn behaupten, die Liebe *mache gleich* (das heisst sie thue ein Wunder!). — Dieser Vorgang ist einfach, wenn die eine Person *sich lieben lässt* und es nicht nöthig findet, sich zu verstellen, vielmehr diess der andern, liebenden überlässt: aber nichts Verwickelteres und Undurchdringbareres von Schauspielerei giebt es, als wenn Beide in der vollen Leidenschaft für einander sind, und folglich Jeder sich aufgibt und sich dem Andern gleichstellen und ihm allein gleichmachen will: und keiner zuletzt mehr weiss, was er nachahmen, wozu er sich verstellen, als was er sich geben soll. Die schöne Tollheit dieses Schauspiels ist zu gut für diese Welt und zu fein für menschliche Augen.

533.

*Wir Anfänger!* — Was erräth und sieht ein Schauspieler Alles, wenn er einen andern spielen sieht! Er weiss es,

wenn ein Muskel an einer Gebärde den Dienst versagt, er sondert jene kleinen gemachten Dinge ab, welche einzeln und kaltblütig vor dem Spiegel eingeübt sind und nicht in's Ganze hineinwachsen wollen, er fühlt es, wenn der Spieler von seiner eignen Erfindung auf der Scene überrascht wird und wenn er sie in der Ueberraschung *verdirbt*. — Wie anders wieder sieht ein Maler auf einen vor ihm sich bewegenden Menschen! Er sieht namentlich sofort Vieles *hinzu*, um das Gegenwärtige zu vervollständigen und zur ganzen Wirkung zu bringen; er probirt im Geiste mehrere Beleuchtungen desselben Gegenstandes, er dividirt das Ganze der Wirkung durch einen Gegensatz, den er hinzustellen. — Hätten wir doch erst das Auge dieses Schauspielers und dieses Malers für das Reich der menschlichen Seelen!

534.

*Die kleinen Dosen.* — Soll eine Veränderung möglichst in die Tiefe gehen, so gebe man das Mittel in den kleinsten Dosen, aber unablässig auf weite Zeitstrecken hin! Was ist Grosses auf einmal zu schaffen? So wollen wir uns hüten, den Zustand der Moral, an den wir gewöhnt sind, mit einer neuen Werthschätzung der Dinge Hals über Kopf und unter Gewaltsamkeiten zu vertauschen, — nein, wir wollen in ihm noch lange, lange fortleben — bis wir, sehr spät vermuthlich, inne werden, dass *die neue Werthschätzung* in uns zur überwiegenden Gewalt geworden ist und dass die kleinen Dosen derselben, *an die wir uns von jetzt ab gewöhnen müssen*, eine neue Natur in uns gelegt haben. — Man fängt ja an, auch diess einzusehen, dass der letzte Versuch einer grossen Veränderung der Werthschätzungen, und zwar in Bezug auf die politischen Dinge — die „grosse Revolution“ —, nicht *mehr* war als eine pathetische und blutige *Quacksalberei*,



welche durch plötzliche Krisen dem gläubigen Europa die Hoffnung auf *plötzliche* Genesung beizubringen wusste — und damit alle politischen Kranken bis auf diesen Augenblick *ungeduldig und gefährlich* gemacht hat.

535.

*Die Wahrheit hat die Macht nöthig.* — An sich ist die Wahrheit durchaus keine Macht — was auch immer des Gegentheils der schönthuerische Aufklärer zu sagen gewohnt sein mag! — Sie muss vielmehr die Macht auf ihre Seite ziehen oder sich auf die Seite der Macht schlagen, sonst wird sie immer wieder zu Grunde gehen! Diess ist nun genug und übergenug bewiesen!

536.

*Die Daumenschraube.* — Es empört endlich, immer und immer wieder zu sehen, wie grausam Jeder seine paar Privat-Tugenden den Anderen, die sie zufällig nicht haben, aufrechnet, wie er sie damit zwickt und plagt. Und so wollen wir es auch mit dem „Sinn für Redlichkeit“ menschlich treiben, so gewiss man an ihm eine Daumenschraube besitzt, um allen diesen grossartigen Selbstlingen, die auch jetzt noch ihren Glauben der ganzen Welt aufdrängen wollen, bis auf's Blut wehe zu thun: — wir haben sie an uns selber erprobt!

537.

*Meisterschaft.* — Die Meisterschaft ist dann erreicht, wenn man sich in der Ausführung weder vergreift *noch zögert*.

*Moralischer Irrsinn des Genie's.* — Bei einer gewissen Gattung grosser Geister giebt es ein peinliches, zum Theil fürchterliches Schauspiel zu beobachten: ihre fruchtbarsten Augenblicke, ihre Flüge aufwärts und in die Ferne scheinen ihrer gesammten Constitution nicht gemäss zu sein und irgendwie über deren Kraft hinauszugehen, so dass jedes Mal ein Fehler und auf die Dauer die *Fehlerhaftigkeit der Maschine* zurückbleibt, als welche sich aber wiederum, bei so hoch geistigen Naturen, wie den hier gemeinten, in allerlei moralischen und intellectuellen Symptomen viel regelmässiger als in körperlichen Nothzuständen zu erkennen giebt. So könnte das unbegreiflich Aengstliche, Eitle, Gehässige, Neidische, Eingeschnürte und Einschnürende, welches plötzlich aus ihnen hervorspringt, jenes ganze Allzupersönliche und Unfreie in Naturen, wie denen Rousseau's und Schopenhauer's, recht wohl die Folge eines periodischen Herzleidens sein: diess aber die Folge eines Nervenleidens, und dieses endlich die Folge — —. So lange der Genius in uns wohnt, sind wir beherzt, ja wie toll, und achten nicht des Lebens, der Gesundheit und der Ehre; wir durchfliegen den Tag freier als ein Adler und sind sicherer im Dunkel als die Eule. Aber auf einmal verlässt er uns, und ebenso plötzlich fällt tiefe Furchtsamkeit auf uns: wir verstehen uns selber nicht mehr, wir leiden an allem Erlebten, an allem Nichterlebten, wir sind wie unter nackten Felsen, vor einem Sturme, und zugleich wie erbärmliche Kindsseelen, die sich vor einem Geraschel und einem Schatten fürchten. — Drei Viertel alles Bösen, das in der Welt gethan wird, geschieht aus Furchtsamkeit: und diese ist vor Allem ein physiologischer Vorgang!



*Wisst ihr auch, was ihr wollt?* — Hat euch nie die Angst geplagt, ihr möchtet gar nicht dazu taugen, Das was wahr ist zu erkennen? Die Angst, dass euer Sinn zu stumpf und selbst euer Feingefühl des Sehens noch viel zu grob sei? Wenn ihr einmal merktet, was für ein Wille hinter eurem Sehen waltete? Zum Beispiel wie ihr gestern *mehr* sehen wolltet als ein Anderer, heute es *anders* sehen wollt als der Andere oder wie ihr von vornherein euch seht, eine Uebereinstimmung oder das Gegentheil von dem zu finden, was man bisher zu finden vermeinte! Oh der schämenswerthen Gelüste! Wie ihr oft nach dem Starkwirkenden, oft nach dem Beruhigenden ausspäht — weil ihr gerade müde seid! Immer voller geheimer Vorherbestimmungen, wie die Wahrheit beschaffen sein müsse, dass ihr, gerade ihr sie annehmen könntet! Oder meint ihr, heute, da ihr gefroren und trocken wie ein heller Morgen im Winter seid und euch Nichts am Herzen liegt, ihr hättet bessere Augen? Gehört nicht Wärme und Schwärmerei dazu, einem Gedankendinge *Gerechtigkeit* zu schaffen? — *und das eben heisst Sehen!* Als ob ihr überhaupt mit Gedankendingen anders verkehren *könntet* als mit Menschen! Es ist in diesem Verkehre die gleiche Moralität, die gleiche Ehrenhaftigkeit, der gleiche Hintergedanke, die gleiche Schlaffheit, die gleiche Furchtsamkeit — euer ganzes liebes und hassenswürdiges Ich! Eure körperlichen Ermattungen werden den Dingen matte Farben geben, eure Fieber werden Ungeheuer aus ihnen machen! Leuchtet euer Morgen nicht anders auf die Dinge als euer Abend? Fürchtet ihr nicht in der Höhle jeder Erkenntniss euer eignes Gespenst wieder zu finden, als das Gespinnst, in welches die Wahrheit sich vor euch verkleidet hat? Ist es nicht eine schauerliche Komödie, in welcher ihr so unbedachtsam mitspielen wollt? —

*Lernen.* — Michelangelo sah in Raffael das Studium, in sich die Natur: dort das *Lernen*, hier die *Begabung*. Indessen ist diess eine Pedanterie, mit aller Ehrfurcht vor dem grossen Pedanten gesagt. Was ist denn Begabung Anderes, als ein Name für ein *älteres* Stück Lernens, Erfahrens, Einübens, Aneignens, Einverleibens, sei es auf der Stufe unserer Väter oder noch früher! Und wiederum: Der, welcher lernt, *begabt sich selber* — nur ist es nicht so leicht, zu *lernen*, und nicht nur die Sache des guten Willens; man muss lernen *können*. Bei einem Künstler stellt sich dem oft der Neid entgegen, oder jener Stolz, welcher beim Gefühl des Fremdartigen sofort seine Stacheln hervorkehrt und sich unwillkürlich in einen Vertheidigungszustand, statt in den des Lernenden, versetzt. An Beidem fehlte es Raffael, gleich Goethe, und desshalb waren sie *grosse Lerner* und nicht nur die Ausbeuter jener Erzgänge, welche sich aus dem Geschiebe und der Geschichte ihrer Vorfahren ausgelaugt hatten. Raffael verschwindet vor uns als Lernender, mitten in der Aneignung dessen, was sein grosser Nebenbuhler als *seine* „Natur“ bezeichnete: er trug täglich ein Stück davon hinweg, dieser edelste Dieb; aber ehe er den ganzen Michelangelo in sich hinübergetragen hatte, starb er — und die letzte Reihe seiner Werke, als der *Anfang* eines neuen Studienplanes, ist weniger vollkommen und schlechthin gut, eben weil der grosse Lerner vom Tode in seinem schwierigsten Pensum gestört worden ist und das rechtfertigende letzte Ziel, nach welchem er ausschaute, mit sich genommen hat.

*Wie man versteinern soll.* — Langsam, langsam hart werden wie ein Edelstein — und zuletzt still und zur Freude der Ewigkeit liegen bleiben.



*Der Philosoph und das Alter.* — Man thut nicht klug, den Abend über den Tag urtheilen zu lassen: denn allzu oft wird da die Ermüdung zur Richterin über Kraft, Erfolg und guten Willen. Und ebenso sollte die höchste Vorsicht in Absehung auf das *Alter* und seine Beurtheilung des Lebens geboten sein, zumal das Alter, wie der Abend, sich in eine neue und reizende Moralität zu verkleiden liebt und durch Abendröthe, Dämmerung, friedliche oder sehnstüchtige Stille den Tag zu beschämen weiss. Die Pietät, welche wir dem alten Manne entgegenbringen, zumal wenn es ein alter Denker und Weiser ist, macht uns leicht blind gegen die *Alterung seines Geistes*, und thut immer noth, die *Merkmale* solcher Alterung und Ermüdung aus ihrem Versteck, das heisst: das *physiologische* Phänomen hinter dem moralischen Für- und Vorurtheile hervorzuziehen, um nicht die Narren der Pietät und die Schädiger der Erkenntniss zu werden. Nicht selten nämlich tritt der alte Mann in den Wahn einer grossen moralischen Erneuerung und Wiedergeburt und giebt von dieser Empfindung aus Urtheile über das Werk und den Gang seines Lebens ab, wie als ob er jetzt erst hellseht geworden sei: und doch steht hinter diesem Wohlgeföhle und diesem zuversichtlichen Urtheilen als Einbläserin nicht die Weisheit, sondern die *Müdigkeit*. Als deren gefährlichstes Kennzeichen mag wohl der *Genieglau*be bezeichnet werden, welcher erst um diese Lebensgrenze grosse und halbgrosse Männer des Geistes zu überfallen plegt: der Glaube an eine Ausnahmestellung und an Ausnahmerechte. Der von ihm heimgesuchte Denker hält es nunmehr für erlaubt, *sich es leichter zu machen* und als Genie mehr zu decretiren als zu beweisen: wahrscheinlich ist aber eben der Trieb, welchen die Müdigkeit des Geistes nach *Erleichterung* empfindet, die stärkste Quelle jenes Glaubens, er geht ihm der Zeit nach

zuvor, wie anders es auch erscheinen möge. Sodann: um diese Zeit will man gemäss der Genussucht aller Müden und Alten die Resultate seines Denkens *geniessen*, anstatt sie wieder zu prüfen und auszusäen, und hat dazu nöthig, sie sich mundgerecht und geniessbar zu machen und ihre Trockenheit, Kälte und Würzlosigkeit zu beseitigen; und so geschieht es, dass der alte Denker sich scheinbar über das Werk seines Lebens erhebt, in Wahrheit aber dasselbe durch eingemischte Schwärmereien, Süssigkeiten, Würzen, dichterische Nebel und mystische Lichter verdirbt. So ergieng es zuletzt Plato, so ergieng es zuletzt jenem grossen rechtschaffenen Franzosen, dem die Deutschen und die Engländer dieses Jahrhunderts, als einem Umschlinger und Bändiger der strengen Wissenschaften, Keinen an die Seite zu stellen vermögen, Auguste Comte. Ein drittes Merkmal der Ermüdung: jener Ehrgeiz, welcher in der Brust des grossen Denkers stürmte, als er jung war, und der damals in Nichts sein Genügen fand, ist nun auch alt geworden, er greift, wie einer, der keine Zeit mehr zu verlieren hat, nach den gröberen und bereiteren Mitteln der Befriedigung, das heisst nach denen der thätigen, herrschenden, gewaltsamen, erobernden Naturen: von jetzt ab will er Institutionen gründen, die seinen Namen tragen, und nicht mehr Gedanken-Bauten; was sind ihm jetzt noch die ätherhaften Siege und Ehren im Reiche der Beweise und Widerlegungen! was ist ihm eine Verewigung in Büchern, ein zitterndes Frohlocken in der Seele eines Lesers! Die Institution dagegen ist ein Tempel — das weiss er wohl, und ein Tempel von Stein und Dauer erhält seinen Gott sicherer am Leben als die Opfergaben zarter und seltener Seelen. Vielleicht findet er um diese Zeit auch zum ersten Mal jene Liebe, welche mehr einem Gotte gilt als einem Menschen, und sein ganzes Wesen mildert und versüsst sich unter den Strahlen einer solchen Sonne gleich einer Frucht



im Herbst. Ja, er wird göttlicher und schöner, der grosse Alte — und trotzdem ist es das Alter und die Müdigkeit, welche ihm *erlauben*, derartig auszureifen, stille zu werden und in der leuchtenden Abgötterei einer Frau auszuruhen. Nun ist es vorbei mit seinem früheren trotzigem, dem eignen Selbst überlegenen Verlangen nach ächten Schülern, nämlich ächten Fortdenkern, das heisst ächten Gegnern: jenes Verlangen kam aus der ungeschwächten Kraft, aus dem bewussten Stolze, jederzeit noch selber der Gegner und Todfeind seiner eigenen Lehre werden zu können, — jetzt will er entschlossene Parteigänger, unbedenkliche Kameraden, Hülfs-truppen, Herolde, ein pomphaftes Gefolge. Jetzt hält er überhaupt die furchtbare Isolation nicht mehr aus, in der jeder vorwärts- und vorausfliegende Geist lebt, er umstellt sich nunmehr mit Gegenständen der Verehrung, der Gemeinschaft, der Rührung und Liebe, er will es endlich auch einmal so gut haben wie alle Religiösen und in der *Gemeinde* feiern, was er hochschätzt, ja er wird dazu eine Religion erfinden, um nur die Gemeinde zu haben. So lebt der weise Alte und geräth dabei unvermerkt in eine solche klägliche Nähe zu priesterhaften, dichterischen Ausschweifungen, dass man sich kaum dabei seiner weisen und strengen Jugend, seiner damaligen straffen Moralität des Kopfes, seiner wahrhaft männlichen Scheu vor Einfällen und Schwärmereien erinnern darf. Wenn er sich früher mit anderen, älteren Denkern verglich, so geschah es, um seine Schwäche ernst mit ihrer Kraft zu messen und gegen sich selber kälter und freier zu werden: jetzt thut er es nur, um sich bei der Vergleichung am eigenen Wahne zu berauschen. Früher dachte er mit Zuversicht an die kommenden Denker, ja mit Wonne sah er sich einstmals in ihrem volleren Lichte untergehen: jetzt quält es ihn, nicht der Letzte sein zu können, er sinnt über Mittel nach, mit seiner Erbschaft, die er den Menschen

schenkt, auch eine Beschränkung des souverainen Denkens ihnen aufzuerlegen, er fürchtet und verunglimpft den Stolz und den Freiheitsdurst der individuellen Geister —: nach ihm soll keiner mehr seinen Intellect völlig frei walten lassen, er selber will als das Bollwerk für immer stehen bleiben, an welches die Brandung des Denkens überhaupt schlagen dürfe, — das sind seine geheimen, vielleicht nicht einmal immer geheimen Wünsche! Die harte Thatsache hinter solchen Wünschen ist aber, dass er selber vor seiner Lehre *Halt gemacht hat* und in ihr seinen Grenzstein, sein „bis hierher und nicht weiter“ aufgerichtet hat. Indem er sich selber *kanonisirt*, hat er auch das Zeugniß des Todes über sich ausgestellt: von jetzt ab *darf* sein Geist sich nicht weiter entwickeln, die Zeit für ihn ist um, der Zeiger fällt. Wenn ein grosser Denker aus sich eine bindende Institution für die zukünftige Menschheit machen will, darf man sicherlich annehmen, dass er über den Gipfel seiner Kraft gegangen und sehr müde, sehr nahe seinem Sonnenuntergange ist.

543.

*Nicht die Leidenschaft zum Argument der Wahrheit machen!* — Oh ihr gutartigen und sogar edlen Schwärmer, ich kenne euch! Ihr wollt Recht behalten, vor uns, aber auch vor euch, und vor Allem vor euch! — und ein reizbares und feines böses Gewissen stachelt und treibt euch so oft gerade *gegen* eure Schwärmerei! Wie geistreich werdet ihr dann, in der Ueberlistung und Betäubung dieses Gewissens! Wie hasst ihr die Ehrlichen Einfachen Reinlichen, wie neidet ihr ihnen ihre unschuldigen Augen! Jenes *bessere Wissen*, dessen Vertreter sie sind und dessen Stimme ihr in euch selber zu laut hört, wie es an eurem Glauben zweifelt, — wie sucht ihr es zu



verdächtigen, als schlechte Gewohnheit, als Krankheit der Zeit, als Vernachlässigung und Ansteckung eurer eigenen geistigen Gesundheit! Bis zum Hass gegen die Kritik, die Wissenschaft, die Vernunft treibt ihr es! Ihr müsst die Geschichte fälschen, damit sie für euch zeuge, ihr müsst Tugenden leugnen, damit sie die eurer Abgötter und Ideale nicht in Schatten stellen! Farbige Bilder, wo Vernunftgründe noth thäten! Gluth und Macht der Ausdrücke! Silberne Nebel! Ambrosische Nächte! Ihr versteht euch darauf, zu beleuchten und zu verdunkeln, und *mit Licht* zu verdunkeln! Und wirklich, wenn eure Leidenschaft in's Toben geräth, so kommt ein Augenblick, da ihr euch sagt: jetzt habe ich mir das gute Gewissen *erobert*, jetzt bin ich hochherzig, muthig, selbstverleugnend, grossartig, jetzt bin ich ehrlich! Wie dürstet ihr nach diesen Augenblicken, wo eure Leidenschaft euch vor euch selber volles, unbedingtes Recht und gleichsam die Unschuld giebt, wo ihr in Kampf Rausch Muth Hoffnung ausser euch und über alle Zweifel hinweg seid, wo ihr decretirt: „wer nicht ausser sich ist wie wir, der kann gar nicht wissen, was und wo die Wahrheit ist“! Wie dürstet ihr darnach, Menschen eures Glaubens in diesem Zustande — es ist der der *Lasterhaftigkeit des Intellekts* — zu finden und an ihrem Brande eure Flamme zu entzünden! Oh über euer Martyrium! Ueber euren Sieg der heilig gesprochenen Lüge! Müsst ihr euch so *viel* Leides selber anthun? — *Müsst* ihr?

544.

*Wie man jetzt Philosophie treibt.* — Ich merke wohl: unsre philosophirenden Jünglinge Frauen und Künstler verlangen jetzt gerade *das Gegentheil* dessen von der Philosophie, was die Griechen von ihr empfingen! Wer das fortwährende

Jauchzen nicht hört, welches durch jede Rede und Gegenrede eines platonischen Dialogs geht, das Jauchzen über die neue Erfindung des *vernünftigen* Denkens, was versteht der von Plato, was von der alten Philosophie? Damals füllten sich die Seelen mit Trunkenheit, wenn das strenge und nüchterne Spiel des Begriffs, der Verallgemeinerung Widerlegung Einführung getrieben wurde, — mit jener Trunkenheit, welche vielleicht auch die alten grossen strengen und nüchternen Contrapunktiker der Musik gekannt haben. Damals hatte man in Griechenland den andern älteren und ehemals allmächtigen Geschmack noch auf der Zunge: und gegen ihn hob sich das Neue so zauberhaft ab, dass man von der Dialektik, der „göttlichen Kunst“, wie im Liebeswahnsinn sang und stammelte. Jenes Alte aber war das Denken im Banne der Sittlichkeit, für das es lauter festgestellte Urtheile, festgestellte Thatsachen, keine andern Gründe als die der Autorität gab: so dass Denken ein *Nachreden* war und aller Genuss der Rede und des Gesprächs in der *Form* liegen musste. (Ueberall, wo der Gehalt als ewig und allgültig gedacht wird, giebt es nur Einen grossen Zauber: den der wechselnden Form, das heisst der Mode. Der Grieche genoss auch an den Dichtern, von den Zeiten Homer's her, und später an den Plastikern, nicht die Originalität, sondern deren Widerspiel.) Sokrates war es, der den entgegengesetzten Zauber, den der Ursache und Wirkung, des Grundes und der Folge entdeckte: und wir modernen Menschen sind so sehr an die Nothdurft der Logik gewöhnt und zu ihr erzogen, dass sie uns als der normale Geschmack auf der Zunge liegt und als solche den Lüsternen und Dünkelhaften zuwider sein muss. Was sich gegen ihn abhebt, entzückt diese: ihr feinerer Ehrgeiz möchte gar zu gerne sich glauben machen, dass ihre Seelen Ausnahmen seien, nicht dialektische und vernünftige Wesen, sondern —



nun zum Beispiel „intuitive Wesen“, begabt mit dem „inneren Sinn“ oder mit der „intellectualen Anschauung“. Vor Allem aber wollen sie „künstlerische Naturen“ sein, mit einem Genius im Kopfe und einem Dämon im Leibe und folglich auch mit Sonderrechten für diese und jene Welt, namentlich mit dem Götter-Vorrecht, unbegreiflich zu sein. — *Das* treibt nun auch Philosophie! Ich fürchte, sie merken eines Tages, dass sie sich vergriffen haben, — das, was sie wollen, ist Religion!

545.

*Aber wir glauben euch nicht!* — Ihr möchtet euch gerne als Menschenkenner geben, aber wir werden euch nicht durchschlüpfen lassen! Sollen wir es nicht merken, dass ihr euch erfahrner, tiefer, erregter, vollständiger darstellt, als ihr seid? So gut wir an jenem Maler es fühlen, wie schon in der Führung seines Pinsels eine Anmaassung liegt; so gut wir es jenem Musiker anhören, dass er durch die Art, wie er sein Thema einführt, es als höher ausgeben möchte, als es ist. Habt ihr *Geschichte* in euch erlebt, Erschütterungen, Erdbeben, weite lange Traurigkeiten, blitzartige Beglückungen? Seid ihr närrisch gewesen mit grossen und kleinen Narren? Habt ihr den Wahn und das Wehe der guten Menschen wirklich getragen? Und das Wehe und die Art Glück der schlechtesten hinzu? Dann redet mir von Moral, sonst nicht!

546.

*Slave und Idealist.* — Der Epiktetische Mensch wäre wahrlich nicht nach dem Geschmacke Derer, welche jetzt nach dem Ideal streben. Die stäte Spannung seines Wesens,

der nach Innen gewendete unermüdliche Blick, das Verschlussene Vorsichtige Unmittheilsame seines Auges, falls es sich einmal der Aussenwelt zukehrt; und gar das Schweigen oder Kurzreden: Alles Merkmale der strengsten Tapferkeit — was wäre das für unsere Idealisten, die vor Allem nach der *Expansion* lüstern sind! Zu alledem ist er nicht fanatisch, er hasst die Schaustellung und die Ruhmredigkeit unserer Idealisten: sein Hochmuth, so gross er ist, will doch nicht die Andern stören, er gesteht eine gewisse milde Annäherung zu und möchte Niemandem die gute Laune verderben — ja er kann lächeln! Es ist sehr viel antike Humanität in diesem Ideale! Das Schönste aber ist, dass ihm die Angst vor Gott völlig abgeht, dass er streng an die Vernunft glaubt, dass er kein Bussredner ist. Epiktet war ein Slave: sein idealer Mensch ist ohne Stand und in allen Ständen möglich, vor Allem aber wird er in der tiefen niedrigen Masse zu suchen sein, als der Stille Sich-Selbst-Genügende innerhalb einer allgemeinen Verknechtung, der sich nach Aussen hin für sich selber wehrt und fortwährend im Zustande der höchsten Tapferkeit lebt. Von dem *Christen* unterscheidet er sich vor Allem hierin, dass der Christ in Hoffnung lebt, in der Vertröstung auf „unaussprechbare Herrlichkeiten“, dass er sich beschenken lässt und das Beste von der göttlichen Liebe und Gnade, und nicht von sich erwartet und annimmt: während Epiktet nicht hofft und sein Bestes sich nicht schenken lässt — er besitzt es, er hält es tapfer in seiner Hand, er macht es der ganzen Welt streitig, wenn diese es ihm rauben will. Das Christenthum war für eine andere Gattung antiker Slaven gemacht, für die willens- und vernunftschwachen, also für die grosse Masse der Slaven.



*Die Tyrannen des Geistes.* — Der Gang der Wissenschaft wird jetzt nicht mehr durch die zufällige Thatsache, daß der Mensch ungefähr siebenzig Jahre alt wird, gekreuzt, wie es allzulange der Fall war. Ehemals wollte einer während dieses Zeitraumes an's Ende der Erkenntniss kommen, und nach diesem allgemeinen Gelüste schätzte man die Methoden der Erkenntniss ab. Die kleinen einzelnen Fragen und Versuche galten als verächtlich, man wollte den kürzesten Weg, man glaubte, weil Alles in der Welt *auf den Menschen hin* eingerichtet schien, dass auch die Erkennbarkeit der Dinge auf ein menschliches Zeitmaass eingerichtet sei. Alles mit Einem Schlage, mit Einem Worte zu lösen — das war der geheime Wunsch: unter dem Bilde des gordischen Knotens oder unter dem des Eies des Columbus dachte man sich die Aufgabe; man zweifelte nicht, dass es möglich sei, auch in der Erkenntniss nach Art des Alexander oder des Columbus zum Ziele zu kommen und alle Fragen mit Einer Antwort zu erledigen. „Ein *Räthsel* ist zu lösen“: so trat das Lebensziel vor das Auge des Philosophen; zunächst war das Räthsel zu finden und das Problem der Welt in die einfachste Räthselform zusammenzudrängen. Der grenzenlose Ehrgeiz und Jubel, der „Enträthsler der Welt“ zu sein, machte die Träume des Denkers aus: Nichts schien ihm der Mühe werth, wenn es nicht das Mittel war, Alles *für ihn* zu Ende zu bringen! So war Philosophie eine Art höchsten Ringens um die Tyrannenherrschaft des Geistes — dass eine solche irgend einem Sehr-Glücklichen Feinen Erfindsamen Kühnen Gewaltigen vorbehalten und aufgespart sei — einem Einzigem! — daran zweifelte Keiner, und Mehrere haben gewähnt, zuletzt noch Schopenhauer, dieser Einzige zu sein. — Daraus ergibt sich, dass im Grossen und Ganzen die Wissenschaft bisher durch die *moralische Beschränktheit* ihrer Jünger zurück-

geblieben ist und dass sie mit einer höheren und *grossmüthigeren* Grundempfindung fürderhin getrieben werden muss. „Was liegt an mir!“ — steht über der Thür des künftigen Denkers.

548.

*Der Sieg über die Kraft.* — Erwägt man, was bisher Alles als „übermenschlicher Geist“, als „Genie“ verehrt worden ist, so kommt man zu dem traurigen Schlusse, dass im Ganzen die Intellectualität der Menschheit doch etwas sehr Niedriges und Armseliges gewesen sein muss: so wenig Geist gehörte bisher dazu, um sich gleich erheblich über sie hinaus zu fühlen! Ach, um den wohlfeilen Ruhm des „Genie’s“! Wie schnell ist sein Thron errichtet, seine Anbetung zum Brauch geworden! Immer noch liegt man vor der *Kraft* auf den Knien — nach alter Slaven-Gewohnheit — und doch ist, wenn der Grad von *Verehrungswürdigkeit* festgestellt werden soll, nur *der Grad der Vernunft in der Kraft* entscheidend: man muss messen, inwieweit gerade die Kraft durch etwas Höheres überwunden worden ist und als ihr Werkzeug und Mittel nunmehr in Diensten steht! Aber für ein solches Messen giebt es noch gar zu wenig Augen, ja zumeist wird noch das Messen des Genie’s für einen Frevel gehalten. Und so geht vielleicht das Schönste immer noch im Dunkel vor sich und versinkt, kaum geboren, in ewige Nacht — nämlich das Schauspiel jener Kraft, welche ein Genie *nicht auf Werke*, sondern *auf sich als Werk*, verwendet, das heisst auf seine eigne Bändigung, auf Reinigung seiner Phantasie, auf Ordnung und Auswahl im Zuströmen von Aufgaben und Einfällen. Noch immer ist der grosse Mensch gerade in dem Grössten, was Verehrung erheischt, unsichtbar wie ein zu fernes Gestirn: sein *Sieg über die Kraft* bleibt ohne



Augen und folglich auch ohne Lied und Sänger. Noch immer ist die Rangordnung der Grösse für alle vergangene Menschheit noch nicht festgesetzt.

549.

„Selbstflucht“. — Jene Menschen der intellectuellen Krämpfe, welche gegen sich selber ungeduldig und verfinstert sind, wie Byron oder Alfred de Musset, und in Allem, was sie thun, durchgehenden Pferden gleichen, ja die aus ihrem eigenen Schaffen nur eine kurze, die Adern fast sprengende Lust und Gluth und dann eine um so winterlichere Oede und Vergrämtheit davontragen, wie sollen sie es in *sich* aus halten! Sie dürsten nach einem Aufgehen in einem „*Ausser-sich*“; ist man mit einem solchen Durste ein Christ, so zielt man nach dem Aufgehen in Gott, nach dem „Ganz-eins-mit-ihm-werden“; ist man Shakespeare, so genügt einem erst das Aufgehen in Bildern des leidenschaftlichsten Lebens; ist man Byron, so dürstet man nach *Thaten*, weil diese noch mehr uns von uns abziehen als Gedanken Gefühle und Werke. Und so wäre vielleicht doch der Thatendrang im Grunde Selbstflucht? — würde Pascal uns fragen. Und in der That! Bei den höchsten Exemplaren des Thatendranges möchte der Satz sich beweisen lassen: man erwäge doch, mit dem Wissen und den Erfahrungen eines Irrenarztes, wie billig, — dass Vier von den Thatendurstigsten aller Zeiten Epileptiker gewesen sind (nämlich Alexander, Cäsar, Muhammed und Napoleon): so wie auch Byron diesem Leiden unterworfen war.

550.

*Erkenntniss und Schönheit*. — Wenn die Menschen, so wie sie immer noch thun, ihre Verehrung und ihr Glücksgefühl

für die Werke der Einbildung und der Verstellung gleichsam aufsparen, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn sie sich beim Gegensatz der Einbildung und Verstellung kalt und unlustig finden. Das Entzücken, welches schon beim kleinsten sicheren endgültigen Schritt und Fortschritt der Einsicht entsteht und welches aus der jetzigen Art der Wissenschaft so reichlich und schon für so Viele herausströmt, — dieses Entzücken wird einstweilen von allen Denen nicht *geglaubt*, welche sich daran gewöhnt haben, immer nur beim Verlassen der Wirklichkeit, beim Sprung in die Tiefen des Scheins entzückt zu werden. Diese meinen, die Wirklichkeit sei hässlich: aber daran denken sie nicht, dass die Erkenntniss auch der hässlichsten Wirklichkeit schön ist, ebenso dass wer oft und viel erkennt, zuletzt sehr ferne davon ist, das grosse Ganze der Wirklichkeit, deren Entdeckung ihm immer Glück gab, hässlich zu finden. Giebt es denn etwas „an sich Schönes“? Das Glück der Erkennenden mehrt die Schönheit der Welt und macht Alles, was da ist, sonniger; die Erkenntniss legt ihre Schönheit nicht nur um die Dinge, sondern, auf die Dauer, in die Dinge; — möge die zukünftige Menschheit für diesen Satz ihr Zeugnis abgeben! Inzwischen gedenken wir einer alten Erfahrung: zwei so grundverschiedene Menschen wie Plato und Aristoteles kamen in dem überein, was *das höchste Glück* ausmache, nicht nur für sie oder für Menschen, sondern an sich, selbst für Götter der letzten Seligkeiten; sie fanden es *im Erkennen*, in der Thätigkeit eines wohlgeübten findenden und erfindenden *Verstandes* (*nicht* etwa in der „Intuition“, wie die deutschen Halb- und Ganztheologen, *nicht* in der Vision, wie die Mystiker, und ebenfalls *nicht* im Schaffen, wie alle Praktiker). Aehnlich urtheilten Descartes und Spinoza: wie müssen sie Alle die Erkenntniss *genossen* haben! Und welche Gefahr für ihre Redlichkeit, dadurch zu Lobrednern der Dinge zu werden!



*Von zukünftigen Tugenden.* — Wie kommt es, dass, je begreiflicher die Welt geworden ist, um so mehr die Feierlichkeit jeder Art abgenommen hat? Ist es, dass die Furcht so sehr das Grundelement jener Ehrfurcht war, welche uns bei allem Unbekannten Geheimnissvollen überfiel und uns vor dem Unbegreiflichen niedersinken und um Gnade bitten lehrte? Und sollte die Welt dadurch, dass wir weniger furchtsam geworden sind, nicht auch an Reiz für uns verloren haben? Sollte mit unserer Furchtsamkeit nicht auch unsere eigne Würde und Feierlichkeit, *unsere eigene Furchtbarkeit* geringer geworden sein? Vielleicht dass wir die Welt und uns selber geringer achten, seit wir muthiger über sie und uns denken? Vielleicht dass es eine Zukunft giebt, wo dieser Muth des Denkens so angewachsen sein wird, dass er als der äusserste Hochmuth sich *über* den Menschen und Dingen fühlt, — wo der Weise als der am meisten Muthige sich selber und das Dasein am meisten unter sich sieht? — Diese Gattung des Muthes, welche nicht ferne einer ausschweifenden Grossmuth ist, *fehlte* bisher der Menschheit. — Oh wollten doch die Dichter wieder werden, was sie einstmals gewesen sein sollen: — *Seher*, die uns Etwas von dem *Möglichen* erzählen! Jetzt, da ihnen das Wirkliche und das Vergangene immer mehr aus den Händen genommen wird und werden muss — denn die Zeit der harmlosen Falschmünzerei ist zu Ende! Wollten sie uns von den *zukünftigen Tugenden* Etwas vorausempfinden lassen! Oder von Tugenden, die nie auf Erden sein werden, obschon sie irgendwo in der Welt sein könnten, — von purpurglühenden Sternbildern und ganzen Milchstrassen des Schönen! Wo seid ihr, ihr Astronomen des Ideals?

*Die idealische Selbstsucht.* — Giebt es einen weihevolleren Zustand als den der Schwangerschaft? Alles, was man thut, in dem stillen Glauben thun, es müsse irgendwie dem Werdenden in uns zu Gute kommen! Es müsse seinen geheimnissvollen Werth, an den wir mit Entzücken denken, *erhöhen!* Da geht man Vielem aus dem Wege, ohne hart sich zwingen zu müssen! Da unterdrückt man ein heftiges Wort, man giebt versöhnlich die Hand: aus dem Mildesten und Besten soll das Kind hervorwachsen. Es schaudert uns vor unsrer Schärfe und Plötzlichkeit: wie wenn sie dem geliebtesten Unbekannten einen Tropfen Unheil in den Becher seines Lebens gösse! Alles ist verschleiert, ahnungsvoll, man weiss von Nichts, wie es zugeht, man wartet ab und sucht *bereit* zu sein. Dabei waltet ein reines und reinigendes Gefühl tiefer Unverantwortlichkeit in uns, fast wie es ein Zuschauer vor dem geschlossenen Vorhange hat — *es* wächst, *es* tritt an den Tag: *wir* haben Nichts in der Hand, zu bestimmen, weder seinen Werth, noch seine Stunde. Einzig auf jeden mittelbaren segnenden und wehrenden Einfluss sind wir angewiesen. „Es ist etwas Grösseres, das hier wächst, als wir sind“ — ist unsere geheimste Hoffnung: ihm legen wir Alles zurecht, dass es gedeihlich zur Welt komme: nicht nur alles Nützliche, sondern auch die Herzlichkeiten und Kränze unserer Seele. — *In dieser Weihe* soll man leben! Kann man leben! Und sei das Erwartete ein Gedanke, eine That — wir haben zu allem wesentlichen Vollbringen kein anderes Verhältniss als das der Schwangerschaft und sollten das anmaassliche Reden von „Wollen“ und „Schaffen“ in den Wind blasen! Diess ist die rechte *idealische Selbstsucht*: immer zu sorgen und zu wachen und die Seele still zu halten, dass unsere Fruchtbarkeit *schön zu Ende* gehe! So, in dieser mittelbaren Art, sorgen und wachen



wir für den *Nutzen Aller*; und die Stimmung, in der wir leben, diese stolze und milde Stimmung, ist ein Oel, welches sich weit um uns her auch auf die unruhigen Seelen ausbreitet. — Aber *wunderlich* sind die Schwangeren! Seien wir also auch wunderlich und verargen wir es den Anderen nicht, wenn sie es sein müssen! Und selbst wo diess in's Schlimme und Gefährliche sich verläuft: bleiben wir in der Ehrfurcht vor dem Werdenden nicht hinter der weltlichen Gerechtigkeit zurück, welche dem Richter und dem Henker nicht erlaubt, eine Schwangere zu berühren!

553.

*Auf Umwegen.* — Wohin will diese ganze Philosophie mit allen ihren Umwegen? Thut sie mehr, als einen stäten und starken Trieb gleichsam in Vernunft zu übersetzen, einen Trieb nach milder Sonne, heller und bewegter Luft, südlichen Pflanzen, Meeres-Athem, flüchtiger Fleisch-, Eier- und Früchte-nahrung, heissem Wasser zum Getränke, tagelangen stillen Wanderungen, wenigem Sprechen, seltenem und vorsichtigem Lesen, einsamem Wohnen, reinlichen schlichten und fast soldatischen Gewohnheiten, kurz nach allen Dingen, die gerade mir am besten schmecken, gerade mir am zuträglichsten sind? Eine Philosophie, welche im Grunde der Instinct für eine persönliche Diät ist? Ein Instinct, welcher nach meiner Luft, meiner Höhe, meiner Witterung, meiner Art Gesundheit durch den Umweg meines Kopfes sucht? Es giebt viele andere und gewiss auch viele höhere Erhabenheiten der Philosophie, und nicht nur solche, welche düsterer und anspruchsvoller sind als die meinen, — vielleicht sind auch sie insgesamt nichts Anderes als intellectuelle Umwege derartig persönlicher Triebe? — Inzwischen sehe ich mit einem neuen Auge auf das heimliche und einsame Schwärmen eines

Schmetterlings, hoch an den Felsenufern des See's, wo viele gute Pflanzen wachsen: er fliegt umher, unbekümmert darum, dass er nur das Leben Eines Tages noch lebt, und dass die Nacht zu kalt für seine geflügelte Gebrechlichkeit sein wird. Es würde sich wohl auch für ihn eine Philosophie finden lassen: ob es schon nicht die meine sein mag.

554.

*Vorschrift.* — Wenn man den *Fortschritt* rühmt, so rühmt man damit nur die Bewegung und Die, welche uns nicht auf der Stelle stehen bleiben lassen, — und damit ist gewiss unter Umständen viel gethan, insonderheit wenn man unter Aegyptern lebt. Im beweglichen Europa aber, wo sich die Bewegung, wie man sagt, „von selber versteht“ — ach, wenn wir nur auch Etwas davon verstünden! — lobe ich mir den *Vorschrift* und die Vorschreitenden, das heisst Die, welche sich selber immer wieder zurücklassen und die gar nicht daran denken, ob ihnen Jemand sonst nachkommt. „Wo ich Halt mache, da finde ich mich allein: wozu sollte ich Halt machen! Die Wüste ist noch groß!“ — so empfindet ein solcher Vorschreitender.

555.

*Die geringsten genügen schon.* — Man soll den Ereignissen aus dem Wege gehen, wenn man weiss, dass die *geringsten* sich schon stark genug auf uns einzeichnen — und diesen entgeht man doch nicht. — Der Denker muss einen ungefähren Kanon aller der Dinge in sich haben, welche er überhaupt noch *erleben will*.



*Die guten Vier.* — *Redlich* gegen uns und was *sonst* uns Freund ist; *tapfer* gegen den Feind; *grossmüthig* gegen den Besiegten; *höflich* — immer: so wollen uns die vier Cardinal-tugenden.

*Auf einen Feind los.* — Wie gut klingen schlechte Musik und schlechte Gründe, wenn man auf einen Feind los marschiert!

*Aber auch nicht seine Tugenden verbergen!* — Ich liebe die Menschen, welche durchsichtiges Wasser sind und die, mit Pope zu reden, auch die „Unreinlichkeiten auf dem Grunde ihres Stromes sehen lassen.“ Selbst für sie giebt es aber noch eine Eitelkeit, freilich von seltener und sublimirter Art: Einige von ihnen wollen, dass man eben nur die Unreinlichkeiten sehe und die Durchsichtigkeit des Wassers, die diess möglich macht, für Nichts achte. Kein Geringerer als Gotama Buddha hat die Eitelkeit dieser Wenigen erdacht, in der Formel: „lasset eure Sünden sehen vor den Leuten und verberget eure Tugenden!“ Diess heisst aber der Welt kein gutes Schauspiel geben — es ist eine Sünde wider den Geschmack.

„*Nichts zu sehr!*“ — Wie oft wird dem Einzelnen angerathen, sich ein Ziel zu setzen, das er nicht erreichen kann und das über seine Kräfte geht, um so wenigstens Das zu

erreichen, was seine Kräfte bei der *allerhöchsten Anspannung* leisten können! Ist diess aber wirklich so wünschenswerth? Bekommen nicht nothwendig die besten Menschen, die nach dieser Lehre leben, und ihre besten Handlungen etwas Uebertriebenes und Verzerktes, eben weil zu viel Spannung in ihnen ist? Und verbreitet sich nicht ein grauer Schimmer von *Erfolglosigkeit* dadurch über die Welt, dass man immer kämpfende Athleten, ungeheure Gebärden und nirgends einen bekränzten und siegesgemuthen Sieger sieht?

560.

*Was uns frei steht.* — Man kann wie ein Gärtner mit seinen Trieben schalten und, was Wenige wissen, die Keime des Zorns, des Mitleidens, des Nachgrübelns, der Eitelkeit so fruchtbar und nutzbringend ziehn wie ein schönes Obst an Spalieren; man kann es thun mit dem guten und dem schlechten Geschmack eines Gärtners und gleichsam in französischer oder englischer oder holländischer oder chinesischer Manier; man kann auch die Natur walten lassen und nur hier und da für ein Wenig Schmuck und Reinigung sorgen; man kann endlich auch ohne alles Wissen und Nachdenken die Pflanzen in ihren natürlichen Begünstigungen und Hindernissen aufwachsen und unter sich ihren Kampf auskämpfen lassen — ja man kann an einer solchen Wildniss seine Freude haben und gerade diese Freude haben wollen, wenn man auch seine Noth damit hat. Diess Alles steht uns frei: aber wie Viele wissen denn davon, dass uns diess frei steht? *Glauben* nicht die Meisten an *sich* wie an vollendete *ausgewachsene Thatsachen*? Haben nicht grosse Philosophen noch ihr Siegel auf diess Vorurtheil gedrückt, mit der Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters?



*Sein Glück auch leuchten lassen.* — Wie die Maler, welche den tiefen leuchtenden Ton des wirklichen Himmels auf keine Weise erreichen können, genöthigt sind, alle Farben, die sie zu ihrer Landschaft brauchen, um ein paar Töne niedriger zu nehmen, als die Natur sie zeigt: wie sie durch diesen Kunstgriff wieder eine Aehnlichkeit im Glanze und eine Harmonie der Töne erreichen, welche der in der Natur entspricht: so müssen sich auch Dichter und Philosophen zu helfen wissen, denen der leuchtende Glanz des Glücks unerreichbar ist; indem sie alle Dinge um einige Grade dunkler färben, als sie sind, wirkt ihr Licht, auf welches sie sich verstehen, beinahe sonnenhaft und dem Lichte des vollen Glücks ähnlich. — Der Pessimist, der die schwärzesten und düstersten Farben allen Dingen giebt, verbraucht nur Flammen und Blitze, himmlische Glorien und Alles, was grelle Leuchtkraft hat und die Augen unsicher macht; bei ihm ist die Helle nur dazu da, das Entsetzen zu vermehren und mehr Schreckliches in den Dingen ahnen zu lassen, als sie haben.

*Die Sesshaften und die Freien.* — Erst in der Unterwelt zeigt man uns Etwas von dem düsteren Hintergrunde aller jener Abenteuerer-Seligkeit, welche um Odysseus und Seinesgleichen wie ein ewiges Meeresleuchten liegt, — von jenem Hintergrunde, den man dann nicht mehr vergisst: die Mutter des Odysseus starb aus Gram und Verlangen nach ihrem Kinde! Den Einen treibt es von Ort zu Ort, und dem Andern, dem *Sesshaften* und Zärtlichen, bricht das Herz darüber: so ist es immer! Der Kummer bricht Denen das

Herz, welche es erleben, dass gerade ihr Geliebtester ihre Meinung, ihren Glauben verlässt, — es gehört diess in die Tragödie, welche die freien Geister *machen*, — um die sie mitunter auch *wissen*! Dann müssen sie auch wohl einmal, wie Odysseus, zu den Todten steigen, um ihren Gram zu heben und ihre Zärtlichkeit zu beschwichtigen.

563.

*Der Wahn der sittlichen Weltordnung.* — Es giebt gar keine „ewige Gerechtigkeit“, welche forderte, dass jede Schuld gebüsst und bezahlt werde, — es war ein schrecklicher, zum kleinsten Theile nützlicher Wahn, dass es eine solche gebe —: ebenso wie es ein Wahn ist, dass Alles eine Schuld ist, was *als solche* gefühlt wird. Nicht *die Dinge*, sondern die Meinungen *über Dinge*, die es gar nicht giebt, haben den Menschen so verstört!

564.

*Gleich neben der Erfahrung!* — Auch grosse Geister haben nur ihre fünf Finger breite *Erfahrung* — gleich daneben hört ihr Nachdenken auf: und es beginnt ihr unendlicher leerer Raum und ihre Dummheit.

565.

*Würde und Unwissenheit im Bunde.* — Wo wir verstehen, da werden wir artig, glücklich, erfinderisch, und überall, wo wir nur genug gelernt und uns Augen und Ohren *gemacht* haben, zeigt unsere Seele mehr Geschmeidigkeit und Anmuth. Aber wir begreifen so Wenig und sind armselig unterrichtet, und so kommt es selten dazu, dass wir eine



Sache umarmen und uns dabei selber liebenswerth machen: vielmehr gehen wir steif und unempfindlich durch die Stadt, die Natur, die Geschichte und bilden uns Etwas auf diese Haltung und Kälte ein, als ob sie eine Wirkung der Ueberlegenheit sei. Ja, unsere Unwissenheit und unser geringer Durst nach Wissen verstehen sich trefflich darauf, als Würde, als Charakter einherzustolzieren.

566.

*Wohlfeil leben.* — Die wohlfeilste und harmloseste Art zu leben ist die des Denkers: denn, um gleich das Wichtigste zu sagen, er bedarf gerade der Dinge am meisten, welche die Andern geringschätzen und übriglassen. — Sodann: er freut sich leicht und kennt keine kostspieligen Zugänge zum Vergnügen; seine Arbeit ist nicht hart, sondern gleichsam südländisch; sein Tag und seine Nacht werden nicht durch Gewissensbisse verdorben; er bewegt sich, isst, trinkt und schläft nach dem Maasse, dass sein Geist immer ruhiger, kräftiger und heller werde; er freut sich seines Leibes und hat keinen Grund, ihn zu fürchten; er bedarf der Geselligkeit nicht, es sei denn von Zeit zu Zeit, um hinterher seine Einsamkeit um so zärtlicher zu umarmen; er hat an den Todten Ersatz für Lebende, und selbst für Freunde einen Ersatz: nämlich an den Besten, die je gelebt haben. — Man erwäge, ob nicht die umgekehrten Gelüste und Gewohnheiten es sind, welche das Leben der Menschen kostspielig, und folglich mühsam, und oft unausstehlich machen. — In einem andren Sinne freilich ist das Leben des Denkers das kostspieligste — es ist Nichts zu gut für ihn; und gerade *des Besten* zu entbehren, wäre hier eine *unerträgliche* Entbehrung.

567.

*Im Felde.* — „Wir müssen die Dinge lustiger nehmen, als sie es verdienen; zumal wir sie lange Zeit ernster genommen haben, als sie es verdienen“ — so sprechen brave Soldaten der Erkenntniss.

568.

*Dichter und Vogel.* — Der Vogel Phönix zeigte dem Dichter eine glühende und verkohlende Rolle. „Erschrick nicht! sagte er, es ist dein Werk! Es hat nicht den Geist der Zeit und noch weniger den Geist Derer, die gegen die Zeit sind; folglich muss es verbrannt werden. Aber diess ist ein gutes Zeichen. Es giebt manche Arten von Morgenröthen.“

569.

*An die Einsamen.* — Wenn wir die Ehre anderer Personen nicht in unseren Selbstgesprächen ebenso schonen wie in der Oeffentlichkeit, so sind wir unanständige Menschen.

570.

*Verluste.* — Es giebt Verluste, welche der Seele eine Erhabenheit mittheilen, bei der sie sich des Jammerns enthält und sich wie unter hohen schwarzen Cypressen schweigend ergeht.

571.

*Feld-Apotheke der Seele.* — Welches ist das stärkste Heilmittel? — Der Sieg.



*Das Leben soll uns beruhigen.* — Wenn man, wie der Denker, für gewöhnlich in dem grossen Strome des Gedankens und Gefühls lebt, und selbst unsere Träume in der Nacht diesem Strome folgen: so begehrt man vom *Leben* Beruhigung und Stille, — während Andre gerade vom Leben ausruhen wollen, wenn sie sich der Meditation übergeben.

*Sich häuten.* — Die Schlange, welche sich nicht häuten kann, geht zu Grunde. Ebenso die Geister, welche man verhindert, ihre Meinungen zu wechseln; sie hören auf, Geist zu sein.

*Nicht zu vergessen!* — Je höher wir uns erheben, um so kleiner erscheinen wir Denen, welche nicht fliegen können.

*W r Luft-Schifffahrer des Geistes!* — Alle diese kühnen Vögel, die in's Weite, Weitesten hinausfliegen, — gewiss! irgendwo werden sie nicht mehr weiter können und sich auf einen Mast oder eine kärgliche Klippe niederhocken — und noch dazu so dankbar für diese erbärmliche Unterkunft! Aber wer dürfte daraus schliessen, dass es vor ihnen *keine* ungeheure freie Bahn mehr gebe, dass sie so weit geflogen sind, als man fliegen *könne*! Alle unsere grossen Lehrmeister und Vorläufer sind endlich stehen geblieben, und es ist nicht die edelste und anmuthigste Gebärde, mit der die Müdigkeit

stehen bleibt: auch mir und dir wird es so ergehen! Was geht das aber mich und dich an! *Andre Vögel werden weiter fliegen!* Diese unsere Einsicht und Gläubigkeit fliegt mit ihnen um die Wette hinaus und hinauf, sie steigt geradewegs über unserm Haupte und über seiner Ohnmacht in die Höhe und sieht von dort aus in die Ferne, sieht die Schaaren viel mächtigerer Vögel, als wir sind, voraus, die dahin streben werden, wohin wir strebten, und wo Alles noch Meer, Meer, Meer ist! — Und wohin wollen wir denn? Wollen wir denn *über* das Meer? Wohin reisst uns dieses mächtige Gelüste, das uns mehr gilt als irgend eine Lust? Warum doch gerade in dieser Richtung, dorthin, wo bisher alle Sonnen der Menschheit *untergegangen* sind? Wird man vielleicht uns einstmals nachsagen, dass auch wir, *nach Westen steuernd, ein Indien zu erreichen hofften*, — dass aber unser Loos war, an der Unendlichkeit zu scheitern? Oder, meine Brüder? Oder? —

---



Gedanken über Moral  
aus der Zeit der Morgenröthe

(1880—1881)

---





## 1. Moralwissenschaft.

In England meint man Wunder, wie freisinnig die höchste Nüchternheit in Sachen der Moral mache: Spencer, Stuart Mill. Aber schliesslich thut man nichts als seine moralischen Empfindungen zu *formuliren*. Es erfordert etwas ganz anderes: wirklich *anderes* einmal *empfinden* zu können und Besonnenheit hinterher zu haben, um dies zu analysiren! Also neue innere Erlebnisse, meine werthen Moralisten.

—♦—

Die Moralisten nahmen die vom Volke verehrte Moral als heilig und *wahr* und suchten sie nur zu systematisiren, das heisst sie hiengen ihr das Kleid der Wissenschaft um. Den Ursprung zu untersuchen hat kein Moralist gewagt: der rührte an Gott und dessen Boten! Man nahm an, dass die Moral im Munde des Volks entstellt lebe, dass es ihrer „Reinigung“ bedürfe. —

—♦—

Allen moralischen Systemen, welche befehlen, wie man *handeln solle*, fehlte die Kenntniss, *wie man handelt* — aber alle meinten sie zu haben, wie jeder Mensch es meint.

—♦—

In der Moral ist selbst die Periode der Hypothesen noch nicht dagewesen: sie ist jetzt gut zu heissen; der Umfang

der Möglichkeiten, aus denen die Moralität ihre Entstehung haben *könnte*, ist jetzt durch Phantasie zu erschöpfen. Ich mache den Anfang; sehr sceptisch!

◆

Dieselbe Unsicherheit und Sceptsis, die der Schiffer in Betreff seiner Fahrt hat, ob sie gelingt, zur rechten Zeit unternommen, müssen wir in Betreff aller Pflichten haben. Ich bin *nicht* absolut verpflichtet, so *leicht* ist es mir nicht gemacht. Wir experimentiren mit unseren Tugenden und guten Handlungen und wissen nicht sicher, dass es die nothwendigen sind, in Hinsicht auf das Ziel. Wir müssen den Zweifel aufrichten und alle moralischen Vorschriften anzweifeln. Ueberdies sind sie so grob, dass keine wirkliche Handlung einer solchen Vorschrift entspricht: das Wirkliche ist viel complicirter.

◆

Zuerst lernt man nicht Einsichten in die Dinge und Menschen, sondern Werthurtheile über die Dinge und Menschen; diese verhindern den Zugang zur wirklichen Erkenntniss. Man müsste durch eine radicale Sceptsis des Werthes erst einmal alle Werthurtheile umwerfen, um freie Bahn zu haben.

◆

Die Werthschätzungen auf *unrichtiger* Grundlage führen einen Vernichtungskrieg gegen einander, aber vielleicht arbeiten alle zusammen doch daran, gewisse Grundimaginationen zu *stärken*. Deshalb darf man sie sich nicht selber überlassen, sondern muss sie angreifen. — Die Action, in welche sie den Menschen ziehen, hilft dazu, falsche Maassstäbe immer wieder zu erzeugen — es wird der Teufel an die



Wand gemalt, und zuletzt wird man von der gleichen Empfindung *beherrscht*, wie die, welche man bekämpft. Also: man soll *nicht viel* gegen sie kämpfen!

---

## 2. Verhältniss höherer und niederer Culturen zur Moral.

Bevor wir die physiologischen Zustände physiologisch verstehen lernten, meinten die Menschen mit moralischen Zuständen zu thun zu haben. Folglich hat sich das Bereich des Moralischen ausserordentlich verkleinert — und wird fortwährend noch kleiner: ganz so wie die Religion im Leben der Alten umfänglicher war als im Leben des katholischen Christen, und wie wiederum der Protestant den Umfang der Religion noch einmal verkleinert hat.


---

Die moralischen Vorschriften werden in gebildeten Zeiten immer unbestimmter, wie auch die Gottesvorstellung immer blasser wird. Es wird der Moral immer mehr Gebiet entrissen (überall wo der Erfolg controlirbar wird und Erkenntniss eintritt, hört der moralische Maassstab auf). Da flüchtet die Moral in's „Ideal“ u. s. w.


---

Wir verehren, wo wir nicht begreifen, zum Beispiel bei alten Sitten, bei Worten, die mit feierlichem Tone gesprochen werden u. s. w. Aber wir sollten unser Urtheil zurückhalten, wo wir nicht begreifen, damit der aufgethürmten Verehrung ohne Kern nicht noch mehr auf Erden werde: sieht doch unsere geistige Welt noch sehr ägyptisch aus,


Wüste und ungeheure Pyramiden darin — und in den Pyramiden, meist unzugänglich, ein erbärmlicher Leichnam.



Soll man denn in der Welt leben, als habe man die Gebote einer *höheren Geisterwelt* hier durchzuführen und nichts anderes zu thun? Dies könnte geschehen aus Interesse oder aus Eitelkeit oder aus einem Gefühl der Macht (aus der Ueberzeugung, man *gehöre* zu dieser Geisterwelt und führe seine eigenen *Bedürfnisse* durch). Wenn man aber *nicht mehr glaubt*? Dann leitet uns unser Interesse, unsere Eitelkeit, unser Gefühl der Macht *direct* im Handeln, nicht mehr *indirect*. Denn alle alten Moralen, so heilig sie empfunden werden mögen, sind aus *niederer Erkenntniss* entsprungen, sie *dürfen* nicht mehr herrschen.



Es vollzieht sich eine Reduction des Gefühls von Moral: alle Factoren dieses Gefühls, welche aus Einbildungen stammen, aus Verehrungen, wo nichts zu verehren war, aus Anhäufung der Achtung, weil die Kritik gegen das Geachtete fehlte, aus der nachbarlichen Dämmerung der Religion — alles dies wird allmählich subtrahirt werden, und das Resultat wird sein, dass die Verbindlichkeit der Moral für die Thörichten abnimmt. Daraus ergiebt sich die Aufgabe, mit allen Kräften darnach zu streben, dass die Thörichten abnehmen.



Die moralischen Vorurtheile sind immer noch unentbehrlich: es ist zu bedauern, dass man sie noch nicht entbehren kann;



denn die Kräftigung, die sie geben, unterhält die Schwäche und Unkraft, gegen welche sie als Medicin eingenommen werden, am sichersten.

—

Wer sich jetzt auf die Sitte beruft als den Grund seiner Handlungsweise, sagt beinahe: ich bin abergläubisch, oder: ich bin tolerant — aber ehemals hiess es: ich bin klug und gut.

—

Hier wird eine Handlung geschätzt, weil sie dem Handelnden schwer fällt, dort eine andere, weil sie ihm leicht fällt, dort eine, weil sie selten ist, dort eine, weil sie nach der Regel ist, dort eine, weil der Beurtheilende sie bei sich für unmöglich hält, dort eine, weil der Beurtheilende sie überhaupt für unmöglich hält (ein Wunder), dort eine, weil sie für nützlich gilt, dort eine, weil sie keine Rücksicht auf Nutzen zeigt, dort eine, weil der Mensch so für sein bestes Heil sorgt, dort eine, weil er nicht dabei für sich sorgt, dort, weil sie Pflicht ist, dort, weil sie Neigung ist, dort, weil sie ohne Neigung gethan wird, dort, weil sie Instinct ist, dort, weil sie hellste Vernunft ist — und alles das heisst man gelegentlich sittlich! Man handhabt jetzt die Maassstäbe der verschiedensten Culturen zugleich und vermag durch diese beinahe jedes Ding als sittlich oder als unsittlich abzuschätzen, wie man eben will, das heisst je nach unserm guten oder bösen Willen gegen die Mitmenschen oder gegen uns selbst. Die Moral ist jetzt die grosse Topik des Lobens und Tadelns. Aber warum immer loben und tadeln? Könnte man sich dessen entschlagen, so hätte man auch die grosse Topik nicht mehr nöthig.

—

Es giebt so viele Moralen jetzt: der einzelne wählt unwillkürlich die, welche ihm am nützlichsten ist (er hat nämlich Furcht vor sich selber), das heisst er muss den *Irrthum umarmen*, im Grade darnach, dass er ein gefährliches Thier ist. — Ehemals, wo die Leute *einer* Race gleich waren, genügte auch *eine* Moral.

◆

Jetzt sind die Menschen sich sehr *ungleich*! Es giebt mehr Individuen als je, man lasse sich nicht täuschen! Nur so malerisch und grob sichtbar sind sie *nicht*, wie früher.

◆

Da es mehr als je individuelle Maassstäbe giebt, so ist wohl auch die *Ungerechtigkeit* grösser als je. — Der historische Sinn eine moralische Gegenkraft. Das Wehethun durch Urtheile ist jetzt die grösste Bestialität, die noch existirt. Es giebt keine *allgemeine* Moral mehr, wenigstens wird sie immer schwächer, ebenso der Glaube daran unter den Denkern.

◆

Es giebt genug Menschen, welche *ohne* Moral leben, weil sie dieselbe nicht mehr nöthig haben (wie solche, die *ohne* Arzt, Medicin, peinliche Procedures leben, weil sie gesund sind und entsprechende Gewohnheiten haben).

Moralisch bewusst leben — setzt Fehlerhaftigkeit voraus und deren Druck und Folgen, das heisst wir haben unsere Existenzbedingungen noch nicht gefunden und suchen sie noch.

Für das Individuum, *so weit es kein Denker ist*, hat Moral ein *begrenztes* Interesse: so lange es ihm nicht wohl, nicht



regelmässig zu Muthe ist, denkt er nach über die Ursachen und sucht moralische, da andere ihm als Schlechtgelehrten unbekannt sind. Die Fehler seiner Constitution, seines Charakters in die Moralität *schieben*, an seiner Krankheit *schuld* sein wollen — ist *moralisch*!

—

Da die moralischen Urtheile und Gefühle sehr viel Elend gebracht haben, namentlich die Gewissensbisse, so ist zu fragen: ist dies durch ein grösseres Gut aufgewogen? „Die Menschheit existirt durch sie.“ Zweifelhaft: die thierischen Gattungen existiren ohne sie. Viele Stämme haben gegen ihre Nachbarn wegen der moralischen Unterschiede solche Vernichtungswuth.

—

Hat die Moral den Menschen wirklich mehr Glück oder Unglück gegeben? Und selbst, wenn man an Stelle von Glück „mehr Schmerzlosigkeit und geringere Schmerzen“ setzt, kann man noch zweifelhaft bleiben; sie ist das Erzeugniss jener Zeiten, wo dem Anderen mit That und Urtheil wehe zu thun, eine viel grössere Befriedigung brachte, als ihm eben damit wohl zu thun: die Zeit, wo man an böse Gottheiten glaubte. Die Freude an dem Wehethun durch moralische Urtheile stärkte immer den Hang zu schädlichen und grausamen Handlungen und wurde so selber die Veranlassung grösseren Wehes, als das moralische Urtheil zu thun vermag.

—

Inwiefern hat die Moral *schädlich* gewirkt? Insofern sie den Körper verachtete, im Ascetismus der Pflicht, des Muthes, des Fleisses, der Treue u. s. w., namentlich in jenem mit

Religion verquickten Canon, dass Sich-Freuden-bereiten der Gottheit unangenehm, Sich-Leiden-bereiten ihr angenehm sei. Man lehrte zu leiden, man rieth ab sich zu freuen — in allen Moralen (die des Epicur ausgenommen); das heisst: die Moral war bisher ein Mittel, die physiologische Grundlage des Menschen in ihrer Entwicklung zu stören; an der Schwäche der Moral lag es, dass sie diese Grundlage nicht zerstört hat; sie war ein furchtbarer Würfel im grossen Würfelspiel. — Wir müssen das Gewissen verlernen, wie wir es gelernt haben. — Im Ganzen war die grosse erhaltende Kraft, welche gegen die Moral das Uebergewicht behauptete, das, was sie das „Böse“ nannten, das Streben des Individuums, sich ohne Rücksicht auf Lehren selbst zu behaupten, sich wohl zu fühlen, sein Vergnügen zu suchen, die näheren Bedürfnisse den entfernteren unterzuordnen, während die Moral diese nicht nur als höhere und niedere Bedürfnisse unterscheidet, sondern die ersteren verachten und oft verdammen lehrt (die sogenannten sinnlichen Freuden).

---

### 3. Physische und psychische Factoren als Grundlagen der Moral.

Die *sämmtlichen* moralischen Qualitäten bei jedem Menschen in verschiedenen Verhältnissen: es sind Namen für *unbekannte constitutive* Verhältnisse der *physischen Factoren*.

Alle Triebe ursprünglich relativ zweckmässig in ihrer Wirkung („gut“ und „böse“). Moral entsteht, a) wenn ein Trieb über andere dominirt, zum Beispiel Furcht vor einem



Gewaltigen oder Trieb zum geselligen Leben. Da müssen schwächere Triebe gespürt, aber *nicht* befriedigt werden. Die Antworten auf das hier entstehende Warum? sind so roh und falsch wie möglich, aber sie sind Anfang moralischer Urtheile, einen Werthunterschied der Handlungen zwischen nöthig, zulässig, unzulässig festsetzend. Einen Trieb haben und vor seiner Befriedigung Abscheu empfinden ist das „sittliche“ Phänomen. Oder zum Beispiel die Liebe zu den Jungen, zum Eigenthum, derentwegen man selber hungert, sich Gefahren aussetzt. Junge und Eigenthum sind etwas so Angenehmes: aber wenn man Gründe wollte, so genügte dies nicht zu sagen: „sie sind angenehm“, — die Vernunft der Moral ist das Bemühen, die Instincte zu übersehen und uns den Schein zu geben, als ob wir nach Zwecken handelten, also unser *Bestes wollten*. Thatsächlich ist das Angenehme meistens unser Bestes, aber *dies* Beste vermochte man nicht zu erfassen, dazu hatte man die Kenntnisse der Natur und des Menschen nicht. Man construirte ein Bestes nach seiner Annahme über Natur und Mensch. Dazu gehört zum Beispiel das Heil der Seele. Oder die Ehre. Oder die Gebote eines Gottes. Der Mensch affectirt, überall nach Zwecken zu handeln — diese grosse Komödie geht durch, er thut „verantwortlich“. Aber zu den Motiven der Instincte kommen die Zweckbegriffe hinzu und hinterdrein und treffen *fast nie* den bewegenden Punkt. Die menschliche Maschine würde fast stille stehen, falls sie einmal nur von den *vermeintlichen* Motiven geleitet werden sollte. Auch jetzt noch ist die Täuschung sehr gross.



Der Intellect ist das Werkzeug unserer Triebe und nichts mehr, er wird *nie frei*. Er schärft sich im Kampf der verschiedenen Triebe, und verfeinert die Thätigkeit jedes

einzelnen Triebes dadurch. In unserer grössten Gerechtigkeit und Redlichkeit ist der Wille nach Macht, nach Unfehlbarkeit unserer Person: Scepticismus ist nur in Hinsicht auf alle Autorität, wir wollen nicht dünkeln sein, auch nicht von *unseren Trieben*! Aber was eigentlich *will* denn da nicht? Ein Trieb gewiss!

◆

Es ist nicht möglich, *ausser der Moral zu leben*: aber für den *Erkennenden* ist die Moral *unmöglich*, Moral als ein Regulativ im Verhalten der Triebe zu einander. Aber woher soll das kommen! Es kann zuletzt doch nur von einem Triebe inspirirt sein, der die Oberhand hat! Und wer kann dies entdecken! (Stolz u. s. w.) Aus der *erkannten Natur* können wir keinen Antrieb nehmen.

◆

Wenn wir nicht mehr moralisch loben und tadeln wollen, so werden die Triebe nicht weiter entwickelt?

◆

Unsere moralischen Triebe drängen den Intellect, sie zu vertheidigen und absolut zu nehmen, oder sie neu zu begründen. Unsere Selbsterhaltungstriebe treiben den Intellect, die Moral als relativ oder nichtig zu beweisen. Es ist ein *Kampf der Triebe* — im Intellect abgespielt. Der Trieb der Redlichkeit tritt dazwischen, — nebst den Trieben nach Aufopferung, Stolz, Verachtung: *ich*.

◆

In Bezug auf den stärksten Trieb, der zuletzt unsere Moralität regulirt, müssen wir die Frage: warum? lassen.

◆



Die bösen Triebe sind durchaus nicht unangenehm, sondern böse und gute sind angenehm. Sie werden *unangenehm* nur: erstens durch das Uebermaass und zweitens in ihrem Gehemmtsein durch andere Triebe. Beherrscht uns zum Beispiel die Meinung von der Schändlichkeit der Wollust oder die von den bösen Folgen im Jenseits, so wird dem Triebe etwas Unangenehmes beigemischt, ja er kann wie etwas rein Ekelhaftes empfunden werden. Ebenso kann der Hang zum Mitleid als erbärmliche Schwäche und als unangenehm empfunden werden. Das Denken, maasslos, wirkt als Schmerz, selbst beim Enthusiasten des Denkens. Das *Uebermaass* ist eine *erzwungene* Aeusserung des Triebes, das heisst die *Hemmung* des vergehenwollenden (müden) Triebes, — also auch Hemmung der Entwicklung. Alle Entwicklung *lustvoll*.

◆

Man wird von seinen Meinungen über die Leidenschaften mehr gequält, als von den Leidenschaften selber. — Wo die Menschen nicht den Zweck eines Triebes als nothwendig zur Erhaltung mit Händen greifen, wie beim Koth- und Urinlassen, Nahrungnehmen u. s. w., da glauben sie ihn als überflüssig *beseitigen* zu können, zum Beispiel den Trieb zu neiden, zu hassen, zu fürchten. Und das Nicht-loswerdenkönnen betrachten sie als ein Unrecht, mindestens Unglück: während man so bei Hunger und Durst *nicht* denkt. Er soll uns nicht *beherrschen*, aber wir wollen ihn als nothwendig begreifen und seine Kraft zu unserem Nutzen beherrschen. Dazu ist nöthig, dass wir ihn *nicht* in seiner *ganzen, vollen* Kraft erhalten, wie einen Bach, der Mühlen treiben soll. Wer ihn nicht ganz kennt, über den fällt er her, wie nach der Winterzeit ein Gebirgsbach zerstörend herunterkommt.

◆

Nothwendigkeit, eine wachsende, *füllende* Erregung durch eine *ausleerende* Erregung (Wuth auslassen, Rachedgedanken u. s. w.) auszulösen. Beispiel: der Kopfkranke, der ein lautes Fest in der Nähe hat und endlich, weil der Schmerz zu gross ist, seine Gedanken auf einen Feind richtet und ihm im Geiste wehe thut: oder auch mit Fäusten sich selber schlägt. Hier ist etwas *Unmoralisches* das *physisch gebotene Heilmittel* gegen Wahnsinn: ein Beispiel, wie die *unmoralischen* Handlungen den Werth von *Gesundheitsfactoren* haben.



Das vollkommene Wissen hätte den Begriff „Freiheit“ nicht entstehen lassen und so die moralische Abschätzung der Thaten verhindert. Wenn es keine unmoralischen Thaten gäbe, so gäbe es *keine Moral*.



Was ist nun der wirkliche Unterschied des Guten und Schlechten in Bezug auf ihre gemeinsamen Triebe? Der Schlechte fühlt sein Urtheil über gut und böse als dasselbe wie das seiner Umgebung und thut das Böse, indem er Scham vor dem Urtheil anderer und vor sich selber hat — Widerspruch im Wissen und Thun. Oder er stellt sich gut, um diese Vortheile zu haben und im Geheimen die Vortheile des Bösen. — Dies ist alles nichts! Was macht sein *Nervensystem* anders, dass er diesen *Widerspruch* erträgt oder *aufsucht*?



Die Unterscheidung von *höher* und *niedriger* in Bezug auf den Körper und die Organe ist *nicht* die Unterscheidung der Wissenschaft! Sondern *je weniger* wir *etwas* von der



Thätigkeit eines Organs *sehen*, um so höher stellen wir es. Oder riechen! Oder fühlen! Der *Ekel* entscheidet über hoch und niedrig! *Nicht der Werth! Hier ist ein Anfang der moralischen Unterscheidungen gefunden!*

◆

*Vereiterung, Gährung und Ausscheidung* — ekelhaft und abstoßend — die Empfindungen haben durch eine Symbolik auch Menschen und Handlungen erregt. So entstand der Begriff „niedrig“, das heisst ekelhaft — *moralischer Grundstock!*

Dann wird das *Leichte* verachtet — wiederum ein Anlass, höher und niedriger zu unterscheiden! Das Starke und das Schwache sodann — das *Plötzliche* und das *Alltägliche* u. s. w. Das Thierische u. s. w. Bei allen diesen Unterscheidungen der Empfindung in Bezug auf Handlungen ist die wirkliche Relevanz auf Erhaltung des Lebens, die strenge Causalität ganz ausser Acht geblieben: also die *wirkliche Bedeutung einer Handlung!* Sondern nach nebensächlichen Gesichtspunkten („angenehm“ in verschiedenen Arten) —

◆

Da seit uralters moralische *Urtheile* gefällt worden sind (als Irrthümer über Handlungen), so haben sich daraus jedenfalls *moralische Empfindungen, Neigungen, Abneigungen* gebildet. Also diese sind *wirklich*. *Aber wie verhalten sie sich zu der Wirklichkeit der Handlungen*, über welche die moralischen Urtheile irrthümlich gefällt werden? — Die Handlungen, über welche bei den Menschen zuerst moralische Urtheile gebildet wurden, sind die, welche sich alle bei den Thieren finden: deren Motive somit *nicht* erst zu schaffen waren. Man *wähnte*, diese Handlungen zu verstehen, moralische Urtheile sind „Erklärungen derselben nach Zwecken“, ein

Ansatz der Wissenschaft. Indem man sie benannte (bö, gut, gerecht u. s. w.), zweifelte man nicht, sie durch und durch zu verstehen. Sokrates gerieth erst in das Misstrauen, ob er sie verstünde. Aber er zweifelte nicht, dass den *Worten* gut, bö, u. s. w. etwas *Wesentliches* entspreche!

—

Wir glauben alle, in der Empfindung des Neides, Hasses u. s. w. zu *wissen*, was Neid, Hass u. s. w. *ist* — ein Irrthum! Ebenso im Denken: wir glauben zu wissen, was Denken ist. Aber wir erleben einige *Symptome* einer uns wesentlich unbekannten Krankheit und meinen, *hierin* eben *bestehe* die Krankheit. Alle moralischen Zustände bemessen und nennen wir nach dem, was wir *dabei* bewusst empfinden — und auch dies nicht *fein*, sondern ganz grob. — Nun haben wir gelernt, dass wir das *Wollen* nach Zwecken fundamental missverstehen. Es ist also auch möglich, dass wir alle moralischen Affecte missverstehen, dass wir die Symptome schon falsch *auslegen*, nämlich nach den Vorurtheilen der *Gesellschaft*, welche *ihren* Nutzen und Schaden im Auge hat.

—

Die moralischen Urtheile sind Mittel, unsere Affecte auf eine intellectuellere Weise zu entladen, als dies durch Gebärden und Handlungen geschieht. Das Schimpfwort ist besser als ein Faustschlag oder ein Anspeien; die Schmeichelei (Lob) besser als ein Streicheln oder Lecken (Kuss); der Fluch übergiebt einem Gotte oder Geiste die Rache, die das Thier selbst gegen seinen Feind ausübt. Vermöge der moralischen Urtheile wird es dem Menschen leichter zu Muthe, sein Affect wird entladen. Schon der Gebrauch von Formen der Vernunft bringt eine gewisse Nerven- und



Muskelbeschwichtigung mit sich. Das moralische Urtheil entsteht in jenen Zeiten, wo die Affecte als lästig und die Gebärden als eine zu grobe Erleichterung empfunden werden.

—

Die moralische Beurtheilung der Menschen und Dinge ist ein Trostmittel der Leidenden, Unterdrückten, innerlich Gequälten: eine Art Rachenehmen.

—

Den moralischen und den religiösen Urtheilen ist gemeinsam: *erstens* der Glaube, die Erkenntniss der menschlichen Natur und des menschlichen Inneren zu besitzen; *zweitens*: beide leugnen es, nur einen localen und relativen Werth zu haben; wo sie auch nur erscheinen, so benehmen sie sich als absolute, allzeitlich gültige Urtheile; *drittens*: beide glauben an Zugänge zur Erkenntniss, welche verschieden von denen sind, die die Wissenschaft kennt; *viertens*: beide imaginiren Wesen, die nicht existiren, die religiösen Urtheile Götter, die moralischen Urtheile gute und böse Menschen und dergleichen; *fünftens*: beide hassen die Untersuchung und sprechen von Schamlosigkeit und Schlimmerem, wenn man sie nackt sehen will; *sechstens*: sie sind einander selber gemeinsam, sie haben sich mit einander verbunden, um sich zu stützen, und trennt man sie, so doch nie vollständig: die einen leben in den anderen weiter.

—

Wenn das Gute an sich gut wäre, so wäre es eine Beschränkung von Gottes Allmacht: er schafft alles, dies gebietet und jenes verbietet er dem Geschaffenen, die Kraft zu *beiden* hat er ihm gegeben. Wäre es an sich gut und

böse, so hätte Gottes Gebot und Verbot keine Nothwendigkeit. Wäre das An-sich zu erkennen, so brauchte der Mensch Gott *und Priester* nicht. Folglich decretiren diese: die Moral ist nur von Gottes Befehl aus, *nicht* aus Nutzen und Nachtheil der Handlungen zu begreifen. Sie wehren diesen Standpunkt der Kritik der Handlungen ab.

—♦—

Vorschriften, wie gehandelt werden soll, sind um so indiscutabler, je mehr die Einsicht der Handelnden unter der des Vorschreibenden steht. Da ausser ihm niemand genau weiss, welche Folgen er von den Handlungen erwartet, so sind auch jene Folgen, welche sich thatsächlich aus den Vorschriften ergeben, indiscutabel. So stellt sich der religiöse Mensch zu Gottes Gebot, der moralische Mensch zum Sittengesetz — eine Erbschaft aus Zeiten, in denen es einen Häuptling und blind gehorchende Anhänger gab, welche in ihm ihre Vernunft sahen und ohne ihn keine hatten.

—

#### 4. Die Sitte.

Das allgemeine Gebot aller Sitten und Moralen heisst: denke nach und fürchte dich, beherrsche dich, verstelle dich.

—♦—

Ein Mädchen, das ihre Jungfernschaft hingiebt, ohne dass der Mann feierlich vorher vor Zeugen geschworen hat, das ganze Leben nicht mehr von ihr zu lassen, gilt nicht nur für unklug: man nennt sie unsittlich. Sie folgte nicht der Sitte, sie war nicht nur unklug, sondern auch ungehorsam, denn sie wusste, was die Sitte gebietet. Wo die Sitte nicht so



gebieter, wird das Betragen eines Mädchens in jenem Falle auch nicht als unsittlich bezeichnet; ja es giebt Gegenden, wo es sittlich genannt wird, seine Jungfernschaft vor der Ehe zu verlieren. — Also den Ungehorsam trifft der Kern des Vorwurfs: dieser ist unsittlich. Ist dies genug? Ein solches Mädchen gilt als verächtlich — aber welche Art des Ungehorsams ist es, die man verachtet? (Die Unklugheit verachtet man nicht). Man sagt von ihr: sie konnte sich nicht beherrschen, deshalb war sie ungehorsam gegen die Sitte; man verachtet also die Blindheit der Begierde, das Thier im Mädchen. Insofern sagt man auch: sie ist unkeusch — denn damit kann ja nicht gesagt sein, dass sie das thut, was die ehelich angetraute Gattin auch thut, und welche man deshalb doch nicht unkeusch nennt. — Die Sitte fordert demnach, dass die Unlust des unbefriedigten Bedürfnisses ertragen werde, dass die Begierde *warten* könne. Unsittlich heisst also hier, eine Unlust trotz des Gedankens an die vorschriftengebende Macht nicht ertragen können. *Es soll ein Gefühl durch einen Gedanken niedergerungen werden*, genauer: durch den Gedanken der Furcht (sei dies die Furcht vor der heiligen Sitte oder vor der Strafe und Schande, welche die Sitte androht). An sich ist es nun keineswegs schimpflich, sondern natürlich und billig, dass ein Bedürfniss sofort befriedigt werde. Somit liegt das eigentlich Verächtliche in jenem Mädchen in der *Schwäche ihrer Furcht*. Sittlich sein heisst in hohem Grade der Furcht zugänglich sein. Furcht ist die Macht, von welcher das Gemeinwesen erhalten wird. — Erwägt man andererseits, dass jedes ursprüngliche Gemeinwesen in anderen Stücken auf's Höchste gerade die Furchtlosigkeit seiner Mitglieder nöthig hat, so ergiebt sich, dass, was im Falle des Sittlichen schlechterdings gefürchtet werden soll, *im höchsten Grade* furchtgebietend sein muss. Deshalb hat sich die Sitte überall als *göttlichen* Willen eingeführt und sich unter die Furchtbarkeit von Göttern und

dämonischen Strafmitteln zurückgezogen: so dass unsittlich sein bedeutete: das unbegrenzt Furchtbare *nicht* fürchten. — Von einem, der die Götter leugnete, war man alles gewärtig; es war dadurch der fürchterlichste Mensch, den kein Gemeinwesen ertragen konnte, weil er die Wurzeln der Furcht ausriss, auf denen das Gemeinwesen gewachsen war. Man nahm an, dass in einem solchen Menschen die Begierde schrankenlos walte: man hielt jeden Menschen ohne diese Furcht für grenzenlos böse. — Nun geht aber völlige Furchtlosigkeit auf einen Mangel an Phantasie zurück; der böse Mensch in diesem Sinne wird immer ein Mensch ohne Phantasie sein. Die Phantasie der Guten war eine Phantasie der Furcht, eine böse Phantasie — eine andere kannte man noch nicht. Die böse Phantasie sollte die böse Begierde niederhalten, das war das alte Sittengesetz; die beständige Herrschaft der Furcht über die Begierde machte den sittlichen Menschen aus. Daraus entsteht als Anzeichen des Sittlichen die Ascetik: ertragen können, warten können, schweigen können, hungern können — das ist zum Beispiel die Moralität der Indianer. — Man leitete die verhältnissmässige Sicherheit der Gemeinschaft von der Fähigkeit ab, sich oft und stark unangenehme Bilder vor die Seele zu stellen, vermöge deren man sich der sofortigen Befriedigung schmerzhafter Bedürfnisse enthalten konnte. Es sind die Bilder der Strafen und der Schande, und zwar vor allen die unbestimmteren, unheimlicheren Strafen von Göttern und Geistern: während bei den Strafen der weltlichen Gerechtigkeit nicht zuerst an die abschreckende Wirkung gedacht werden darf (zunächst handelt es sich bei ihnen um Bussgelder, vermöge deren ein Schaden wieder gut gemacht werden soll). Selbst die Aussicht auf die schmerzhaftesten Strafen der weltlichen Gerechtigkeit, auf Tod mit Martern und dergleichen, thut in wilderen Zeiten lange nicht die Wirkung, wie die Aussicht auf Götter- und Geister-Strafen:



man fürchtete damals den Tod viel weniger als heute, und war im Ertragen von Martern geübt und stolz. Um solcher Gründe willen sein Rachegelüst, sein Raubgelüst, seine Wollust in Schranken zu halten, würde man kaum für männlich gehalten haben. Anders ist es, wenn mit Wahnsinn, Furien, Ausschlag, weissen Haaren, mit plötzlichem Altwerden, mit nächtlichen Schrecken gedroht wird: die Drohung solcher Strafen wirkt. Kurz gesagt, die Furcht, auf der damals die Sittlichkeit ruhte, war die abergläubische Furcht: *unsittlich sein hiess ohne abergläubische Furcht sein*. — Je friedlicher der Zustand eines Gemeinwesens ist, je feiger seine Bürger werden, je weniger sie an das Ertragen von Schmerzen gewöhnt sind, um so mehr werden die weltlichen Strafen als Abschreckungsmittel schon genügen, um so schneller erweisen sich die religiösen Drohungen als überflüssig. Der Friede also verdrängt die Religion, die unbestimmten Angstmittel der Phantasie werden nicht mehr nöthig, denn die Aengstlichkeit vor den bekannten Strafen des Staates und der bürgerlichen Achtung ist schon gross genug. In hoch cultivirten Völkern dürften endlich selbst die Strafen höchst überflüssige Schreckmittel werden; schon die Furcht vor Schande, das Erzittern der Eitelkeit ist so beständig wirksam, dass daraufhin die unsittlichen Handlungen unterbleiben. — Die Verfeinerung der Sittlichkeit nimmt mit der Verfeinerung der Furchtsamkeit zu. Jetzt ist die Furcht vor unangenehmen Empfindungen anderer Menschen fast die stärkste unserer unangenehmen Empfindungen. Man möchte gar zu gern so leben, dass man nichts mehr thue, als was anderen *angenehme* Empfindungen macht, und selber an nichts mehr Vergnügen habe, bei dem nicht diese Bedingung mit erfüllt wird.



Der Mensch, erstaunlich furchtsam, versucht nur nothgedrungen etwas Neues. Gelingt es, so wiederholt er es, bis es eine Sitte wird, und spricht es heilig.

◆

Das *Regelmässige* in der Natur, das ist das Berechenbare, dem kann man sich fügen, so dass es unschädlich oder gar *nützlich* verläuft: so hat man überall, wo Regel waltet, an *gute*, wohlthätige Mächte geglaubt (durch eine Verwechselung). Das Böse, das ist das Unberechenbare, zum Beispiel der Blitz. Der Mensch ist berechenbar auf Grund der Moral, insofern *gut*, das fremde Volk unberechenbar, also böse; fremde Sitten werden als böse betrachtet. Die Uebertragung dessen, was *uns* gut ist, auf das Object, das nun gut genannt wird. —

◆

Was wir erwarten, das nennen wir recht und billig; was uns verwundert, was uns wunderbar vorkommt, das loben oder tadeln wir. Die erste Empfindung der Verwunderung ist die Furcht: Lob und Tadel ist ein Product der Furcht. Dagegen lässt das Rechte und Billige uns zufrieden, ist für die Empfindung neutral und entspricht der Gesundheit. — Das, was jeder von sich und anderen erwartet, in jeder Lage, also das Gewöhnliche einer ganzen Cultur, ist aber für eine andere Cultur nicht das Gewöhnliche und erregt deren Verwunderung, erweckt Lob und Tadel, und wird also jedenfalls zu stark empfunden. Die Culturen verstehen das, was zur Gesundheit der anderen gehört, nicht. Das Erwartete, das Gewöhnliche, das Gesunde, das für die Empfindung Neutrale macht den grössten Theil dessen aus, was eine Cultur ihre Sittlichkeit nennt.

◆



Alle halten das für moralisch, was ihren *Stand* aufrecht erhält, die Mutter, was ihr Ansehen mehrt, der Politiker, was seiner Partei nützt, der Künstler, was seinem Kunstwerke zur Verewigung verhilft: und der Grad von Geist und Kenntnissen entscheidet, *wie weit* einer dies Interesse treibt, ob er die Reform der ganzen Welt, ja selbst den Untergang derselben für das *sittliche* Ziel erklärt, *damit* er so dem Interesse seines Standes u. s. w. am höchsten nütze. Der Fürst, der Adlige haben *eine* Moral mit dem Volksmann, aber ihre Mittel nennen sie gegenseitig unsittlich. „Die Sittlichkeit ist immer *bei uns* zu Hause“, es fragt sich, wie weit wir dies „bei uns“ ausdehnen.

—♦—

Der Werth einer Sache wird gesteigert, wenn die Verehrung sich anhäuft, das heisst, wenn man den Nutzen einer Sache für das Individuum aus dem Auge verliert und in's Auge fasst, *wie vielen* Individuen sie schon genützt hat (oder zu haben scheint). Man traut ihr jetzt mehr Kräfte zu. —

—♦—

Die Handlungen der Gewohnheit hat man nur in Hinsicht auf ihren *gemeinen Nutzen* sittlich, also mit dem höchsten menschlichen Prädicat nennen können — in sich sind sie sehr arm und fast „unter-thierisch.“

—♦—

Die moralischen Vorstellungen sind Genussmittel und Würzen, um derentwillen wir die nöthigen Handlungen leichter thun; ohne sie wären uns diese Handlungen widerlich oder langweilig.

---

## 5. Ethische Gesetze und Ideale.

### a) Kritik absoluter Gesetze; der kategorische Imperativ, die Pflicht.

Moralisch sein, das heisst *ein Ziel setzen* und daraus alle unsere Handlungen logisch deduciren. Aber unsere Natur hat *weder dies Ziel*, noch hat sie *diese selbe Logik!* Deshalb läuft die Moral darauf hinaus, uns über die Natur zu *täuschen*, das heisst uns von ihr führen zu lassen und uns etwas dabei vorzureden, als *ob wir* sie führten.



Ist denn kein Ausweg! Nirgends ein Gesetz, welches wir nicht nur erkennen, sondern auch über uns erkennen!



Wenn wir uns von der unlösbaren Aufgabe der sittlichen Autonomie und der unhaltbaren Aufgabe der Sittlichkeit als allgemeinem Gesetze voll Ekel wegwenden, zur Erkenntniss der Natur: sofort empfängt uns das Problem der Pflicht wieder: unsere Stellung zu den Dingen ist eine moralische, wenn wir sie wirklich *erkennen* wollen: also eine unhaltbare auf die Dauer! Aber wir können uns lange Zeit darüber täuschen. Wir werden instinctiv uns von den höchsten Problemen abwenden, und uns dort aufhalten, wo die Täuschung einer *morallosen* Erkenntniss leicht ist (wir verwenden hier eine uns *natürlich* gewordene Moralität, als ob diese etwas Natürliches und Aussermoralisches wäre!).



Die Entstehung des kategorischen Imperativs ist nichts Erhebliches. Gewiss wollen die Meisten einen unbedingten



Befehl, ein unbedingtes Gebot lieber als etwas Bedingtes: das Unbedingte erlaubt ihnen, den Intellect aus dem Spiele zu lassen, und ist ihrer Faulheit gemässer; häufig entspricht es auch einem gewissen Hange zur Hartnäckigkeit und gefällt den Personen, welche sich ihres Charakters rühmen. Ueberhaupt gehört es in den Bereich des blinden, militärischen Gehorsams, zu welchem die Menschen durch ihre Fürsten gezüchtet worden sind: sie glauben, dass es mehr Ordnung und Sicherheit giebt, wenn der Eine absolut herrscht, der Andere absolut gehorcht. So will man auch, dass der moralische Imperativ kategorisch sei, weil man meint, dass er so der Moralität am nützlichsten sei. Man will den kategorischen Imperativ: das heisst es soll ein absoluter Herr durch den Willen vieler geschaffen werden, welche sich vor sich und vor einander fürchten: er soll eine moralische Dictatur ausüben. Hätte man jene Furcht nicht, so hätte man keinen solchen Herrn nöthig.



„Pflicht“ heisst: ein Ziel wollen, nicht um eines anderen willen, sondern um seiner selbst willen: also ein absolutes Ziel. Der kategorische Imperativ, ein Befehl ohne Bedingungen. *Darauf* gründete Kant eine Metaphysik: denn giebt es ein Ziel ohne Bedingung, so kann dies nur das Vollkommene oder das unendliche Gut sein: gäbe es noch etwas Vollkommeneres, oder ein höheres Gut, so wäre es nicht ein Ziel ohne Bedingung. Also: eine metaphysische Annahme zu machen, wie Kant!



Das Glück der Menschen, welche sich befehlen lassen (zumal Militärs, Beamte): keine völlige Verantwortung in Betreff

der Richtung ihrer Thätigkeit, ein Leichtsinn und Harmlosigkeit, Forderung der strengen Pflichterfüllung (welches der schönere Name für Gehorsam ist, dessen Würde). Auch kluge Christen haben diesen Leichtsinn. Die Wissenschaft *entlastet* ebenso (Unverantwortlichkeit).

◆

Entweder man *gehört* als Slave und Schwacher, oder man *befiehlt* mit: letzteres der Ausweg aller stolzen Naturen, welche jede Pflicht sich *auslegen* als Gesetz, das sie *sich und den Anderen auferlegen*: ob es gleich von aussen her ihnen auferlegt wird. Dies ist die grosse Vornehmthueri in der Moralität, — „ich soll, was ich will“ ist die Formel.

◆

Wer seinem höheren Selbst nicht angehört hat, sondern der Gesellschaft dient oder einem Amte oder seiner Familie, der spricht immer von „Pflichterfüllung“ — damit sucht er sich zu beschwichtigen. Namentlich aber *fordert* er von anderen den Gehorsam gegen die bestehende Ordnung: er rechtfertigt sich, indem er *Gewalt* vermöge seiner Handlungsart ausübt.

◆

„Arrangire dich so, dass du das grösstmögliche Glück von deinen Eigenschaften hast“ — das ist albern! Denn ohne allen Befehl: genau dies *erreicht ein jeder*, er mag leben, wie er will — nämlich muss! Dass er Vorschriften und Kenntnisse des Nützlichen erlangt, erwerben will, verlernt, abweist, das alles ist ein nothwendiges Wirken seiner Natur, *Die Moral kann nichts thun als Bilder des Menschen aufzustellen wie die Kunst: vielleicht dass sie auf diesen und jenen wirken.*



Sie kann sie, streng genommen, nicht beweisen. „Höher“ und „tiefer“ — das sind schon Illusionen unter dem Eindruck eines moralischen Musters. Diese Bilder nämlich wirken als Reize, entzünden einen Trieb und *verführen den Intellect*, ihm zu *dienen*. Nun ist unser Intellect schon in einer bestimmten Höhe, ebenso unser Geschmack: also werden wir sehr viele Bilder abweisen, — sie ekeln uns an: in einem gegebenen Augenblicke unserer Kräfte *können* wir nicht anders als *diese Bilder nachahmen*. Dieser psychologische Zwang *erscheint* uns oft als „Pflicht“: das Gefühl der unbedingten Nothwendigkeit, der Ausdruck der Causalität. Das innere „Müssen“. Zum Beispiel in Hinsicht auf das Einmaleins, die Mechanik empfinden wir als *Denker* Pflicht, ebenso bei A—A: Menschen eines schlechten Intellects fühlen hier den Zwang nicht. Natürlich ist dies subjective Gefühl des Zwanges eben nur subjectiv. Viele Personen haben in *nichts* ein solch *strenges* Gefühl. Aber der Ekel, der uns befällt, beim Anblick von Maden, ist ein Zwang: einen solchen Zwang verschönern wir uns mit dem Worte Pflicht, wo wir genau wissen, dass gegenstrebende Zwänge da sind.

#### b) Kritik unerfüllbarer Ideale.

Wir müssen es dahin bringen, das Unmögliche, Unnatürliche, Gänzlich-Phantastische in dem Ideale Gottes, Christi und der christlichen Heiligen mit intellectuellem *Ekel* zu empfinden. Das Muster soll kein Phantasma sein!



Man muss die Nothstände der Menschheit studieren, aber ihre Meinungen, *wie* dieselben zu lösen sind, noch mit hineinrechnen! —



Wenn man die Meinungen über die Mittel der Linderung verändert, so verändert man die Bedürfnisse, den „Willen“, das „Begehren“ der Menschheit. Also: Veränderung der Werthschätzung ist Veränderung des Willens. — Sollte es sich ergeben, dass die Menschheit am meisten an der Unerfüllbarkeit ihres Willens leidet, so ist zu untersuchen, ob der essentielle Schmerz, mit anderen Mitteln gelindert, vielleicht gar nicht zu einem unerfüllbaren Willen es kommen lässt: dass also die Ideale der Menschheit erfüllbar sind und eine andere Werthschätzung über alles Unerfüllbare aufkommen muss.

◆

Man glaubte, wenn man die Eigenschaften eines Dinges *verallgemeinerte*, auf seine Ursache zu kommen: und die allgemeinste Verallgemeinerung müsste die Ursache aller Dinge sein. So sollte die Vollkommenheit an sich existiren als Wesen, aus dem dann die Tugenden und die tugendhaften Menschen zu erklären seien.

◆

Die Griechen litten am meisten beim Anblick der Hässlichkeit, die Juden bei dem der Sünde, die Franzosen beim Anblick des ungeschickten, geistarmen, brutalen Selbst — deshalb *idealisirten sie das Gegentheil*, — und dieses Ideal bildete sie selber um. Rache für das Leid — Motiv für die Bildung der Götter und künstlerischen Vorbilder. Der Mangel an berückender Sinnlichkeit macht die deutschen Maler zu Enthusiasten des Sinnlichen. Das Leiden an der Gluth der Leidenschaft hat die Italiäner zu Verehrern des kalten, künstlichen Formalismus gemacht: und zu Verehrern der Jungfrau Maria und des Christus. Schopenhauer idealisirte das Mitleiden und die Keuschheit, weil er am meisten von dem Gegentheil litt. „Der unabhängige Mensch“ ist das



Ideal des abhängigsten, impressionabelsten. — Dies sind die *unerfüllbaren Ideale*, wirklich falsche Phantasmen: ihr Anblick *entzückt und demüthigt*: dieser Zwitterzustand ist bezeichnend für die Menschen des unerfüllten Ideals. Es ist ihr Höhepunkt: sie *ruhen* dann *über* ihrem Wesen, mit einem verächtlichen Blick nach unten.

### c) Kritik allgemeingültiger Ideale.

Sittlich leben und sich's dabei sauer werden lassen mag gut sein, aber wenn daraus immer, wie es scheint, die Forderung entsteht, dass das Leben durchaus einen ethischen letzten Sinn haben müsse, so müsste man es sich verbitten denn es wäre dann die Quelle der grössten Unverschämtheit



Vertrauen wir den Trieben, sie werden schon wieder Ideale schaffen! wie es die Liebe immerfort thut. Und dann: von Zeit zu Zeit durch Stolz einen Trieb unterdrücken — sofort bekommen alle anderen eine neue Färbung. Das Spiel kann lange fortgesetzt werden, wie Sonnenschein und Nacht.



Das Glück wird auf entgegengesetzten Wegen erreicht, *daher* lässt sich keine Ethik bestimmen (gegen Spencer).



Es giebt so viel Arten angenehmer Empfindung, dass ich verzweifelte, das höchste Gut zu bestimmen. Neulich schien es mir das Schweben und Fliegen.



Zu wissen, „das ist gesund, das erhält am Leben, das schädigt die Nachkommen“ — ist durchaus noch kein Regulativ der Moral! Warum leben? Warum durchaus froh leben? Warum Nachkommen? — Gesetzt, es wäre dies alles angenehmer als das Gegentheil, sterben, krank sein, ohne Nachkommen, isolirt sein: so wäre vielleicht irgend etwas angenehmer als diese Annehmlichkeiten, zum Beispiel das Gefühl seiner Ehre oder eine Erkenntniss oder eine Wollust, deretwegen wir das Sterben oder die Krankheit oder die Einsamkeit wählen müssten. Warum die Gattung erhalten? Man verweist uns an die Triebe: *aber es giebt weder einen Trieb der Selbsterhaltung, noch einen Trieb der Gattungs-Erhaltung*. Das Nichtsein könnte uns *werthvoller* scheinen als das Sein: dann hat die physiologische Ethik nichts zu sagen. Oder wir uns selber als der Staat, die Gesellschaft, die Menschheit. Was bestimmt denn das Wertherscheinen? Ein Trieb. Die Moral kann nur befehlen — das heisst durch Furchterregung sich durchsetzen (also mit Hülfe eines Triebes), oder sie kann mit Hülfe eines andern Triebes sich legitimiren — sie *setzt* immer schon ihre unmittelbare Bewiesenheit und überzeugende Kraft *voraus*, sie *kommt*, wenn der Trieb und die Werthschätzung bestimmter Art *schon da ist*. Dies gilt von allen Ethiken. Auch ein Trieb, individuell zu leben, *ist da*: ich denke in seinen Diensten. Andere, die ihn nicht haben, werden zu nichts von mir *verpflichtet* werden können. „Pflicht“ ist der Gedanke, durch den ein Trieb sich souverän über die anderen Triebe stellt — immer mit Benebelung des Verstandes! Mit einen bestochenen Diener!



Man denke ja nicht, dass etwa Gesundheit ein festes Ziel sei: wie hat das Christenthum die Krankheit vorgezogen und



mit guten Gründen! Gesund ist fast ein Begriff wie „schön“, „gut“ — höchst wandelbar! Denn das *Sich-wohl-fühlen* tritt in Folge langer Gewohnheit bei entgegengesetzten Zuständen des Leibes ein!

#### d) Das altruistische Ideal. Mitleid.

Das allgemeine Glück oder die allgemeine Nächstenliebe sind *Resultate*, welche *vielleicht* durch fortwährendes Wachsen der Moralität erreicht werden können (vielleicht auch nicht). Nichts von den menschlichen Errungenschaften wieder fahren lassen und immer die jeweilige Höhe der Menschheit festhalten, das ist vielleicht eine *Folge* der allgemeinen Moralität (eine Begleit-Erscheinung). Aber das, was die Menschen zu moralischen Handlungen treibt, jetzt treibt, sind nicht jene Resultate, noch weniger diese *Folgen*, auch etwas anderes als das, was ursprünglich die Anerkennung moralischer Prädicate erzeugt hat. Der Ursprung der Moralität kann nicht im Moralischen liegen. Man hat also nicht zu verwechseln: *erstens* Resultate der Moral, *zweitens* Folgen der Moral, *drittens* Motive moralischer Handlungen, *viertens* Motive der Entstehung moralischer Begriffe. Und doch soll in den bisherigen Moralen *ein* Ding, das „Princip“ für so verschiedene Dienste genügen!

—

Wenn das allgemeine Glück das Ziel jeder einzelnen Handlung sein sollte, so müsste der Einzelne darauf verzichten, in seinem Leben eine einzige Handlung wirklich zu thun: die Ueberlegung, ob sein Vorhaben wirklich dem höchsten Wohle aller gegenwärtigen und zukünftigen Menschen entsprechen werde, würde sein ganzes Leben verzehren. Das Cristenthum bezeichnete den Nächsten als den

Zielpunkt unserer Handlungen und überliess es Gott, zu bestimmen, wer unsere Nächsten werden sollten. Wem dieser religiöse Ausweg nicht offen steht, müsste doch sagen: ich will mir in Bezug auf die Handlungen, die ich thue, doch nicht jeden beliebigen Nächsten als Object gefallen lassen, sondern die suchen, zu denen meine Handlungen am meisten passen, denen sie wirklich nützen *können*. Dazu freilich müsste man seinen Nächsten so gut wie sich kennen lernen, und das könnte wieder das ganze Leben verzehren.

—

Es wäre eine Zeit zu denken, wo die Menschheit, um die Gattung zu erhalten — und das soll ja eine Pflicht sein! — alle Arten höheren Lebens von sich werfen müsste, und sich auf immer niedrigere beschränken, weil jene zu kostspielig und unfruchtbar machend ausfallen: wie ein alter Mann seinen besten Thätigkeiten entsagen muss, um zu leben. Aber wie! ist denn Leben eine Pflicht! Unsinn! ihr Physiologen! Die Menschen sind so erbärmlich geworden, dass auch die Philosophen gar nicht die tiefe Verachtung merken, mit der das Alterthum und das Mittelalter diesen „selbstverständlichen Werth der Werthe, das Leben“ behandeln.

—

Das Princip „das Wohl der Mehrzahl geht über das Wohl der Einzelnen“ genügt, um die Menschheit alle Schritte bis zur niedersten Thierheit zurück machen zu lassen. Denn das Umgekehrte („die Einzelnen mehr werth als die Masse“) hat sie *erhoben*.

—

Das Leben für die Zukunft — das ist eine Folge der Moral, bei der das ganze Leben, das heisst die Summe aller



gegenwärtigen Momente, eine Thorheit und Jagd und Unannehmlichkeit wird. Das Leben für die Anderen — eine Folge der Moral, bei der die Anderen willkürlich gemaassregelt werden und der Mensch selber allen seinen Verstandes- und Herzensschwächen um seines guten Zieles willen ohne Bedenken nachhängt.

—

Wie das Leben für andere entsteht! Bei einem Diener, der zuerst mit Zwang und Strafen an das Interesse seines Herrn denkt; allmählich fällt ihm das eher ein als sein eigenes, weil er gemerkt hat, dass sein Wohl von dem des Herrn und der guten Stimmung desselben abhängt: endlich sieht er darnach, wie der Gärtner nach den Pflanzen, sie sind ihm fortwährend gegenwärtig, gewöhnt, leicht, erleichternd, Grund seiner Freuden und Leiden. So der Stallknecht für sein Pferd, der Gelehrte für sein Thema, der Vater für sein Kind, der Kaufmann für sein Geld. Wir vergessen motivirende Gedanken und leben nach dem eingeübten Gefühle des Angenehmen, Gewöhnten — das soll moralisch sein! Gewiss ist es für alle angenehm, Herren und Diener, und somit wird es sehr *gelobt*, folglich viel *Phantasterei der Gedanken* darum gelegt, damit es als etwas Hohes erscheine!

—

Wenn ich sage: „diesen Menschen mag ich, mit ihm sympathisire ich“, so soll das nach Schopenhauer moralisch sein! Und wieder die Antipathie das Unmoralische! — Als ob nicht aus *demselben* Grunde einer für diesen sympathisch, für den Anderen antipathisch empfinde! So wäre der Moralische nothwendigerweise unmoralisch! — Vielmehr hat man Sympathie- und Antipathie-haben *nie* in's Moralische gerechnet, es ist eine Art *Geschmack*, — und Schopenhauer

will, dass wir den Geschmack für *alles, was lebt*, hätten? Das müsste ein sehr grober und roher, gefrässiger Geschmack sein, der mit allem zufrieden ist!

◆

Der metaphysische Pessimist, der das Vergnügen und die Sicherheit flieht und dem Unglück und Leiden den höchsten Werth beimisst — nämlich über den Unwerth des Lebens aufzuklären —, wie dürfte er Mitleiden haben, wenn ein Anderer leidet? Er dürfte sich darüber nur freuen, wie er gleichfalls das Mitleiden zurückzuweisen hätte, wenn er in Noth wäre. Andererseits würde er, wenn er den Anderen in der Freude fände, Leid über ihn empfinden und ihm die Freude zu vergällen suchen, — so sollte Schopenhauer's practische Moral klingen. Das Mitleiden, wie es Schopenhauer schildert, ist, von seinem Standpunkte aus, die eigentliche Perversität, die gründlichste aller möglichen Dummheiten.

◆

Wenn uns die Freude der Anderen wehe thut, zum Beispiel wenn wir uns in tiefer Trauer befinden, so verhindern wir diese Freude, wir verbieten dann zum Beispiel den Kindern das Lachen. Sind wir dagegen froh, so ist uns der Schmerz der Anderen peinlich. Was ist denn Sympathie?

◆

Sympathie für jemand: das heisst ihn nicht fürchten und Freude von ihm erwarten. Und das soll unegoistisch sein!

◆

Das Gefühl der Sympathie könnte aus dem Gegensatz entstanden sein: die Furcht und die Antipathie gegen das Fremde, Andere ist das Natürliche. Nun tritt der Fall ein,



wo dies Gefühl schweigt, keine Furcht: wir beginnen *dies* Ding zu behandeln, *wie uns selber*.

—

Wenn die Geschlechter sich suchen und locken, entsteht ein Gegensatz von Antipathie: hier ist die Heimath der Moral als sympathischer Regungen: „mit einander ein Vergnügen haben“ — „nach einander verlangen, nicht um sich zu fressen“. — Die Moralität als sympathisches Verhalten der Thiere steht im Verhältniss zum Grade ihrer Sinnlichkeit. — Unter Menschen auch? Die Religionen, welche Mitleid und Liebe am höchsten geachtet haben, sind unter sehr sinnlichen Völkern entstanden, was sich schon dadurch beweist, dass sie in Bezug auf Sinnlichkeit das ascetische Ideal aufstellten: ein Beweis, dass sie sich in dieser Hinsicht maasslos und ungebündigt fühlten (Inder und Juden).

—

Thiere gleicher Art schonen sich vielfach gegenseitig, nicht aus einem wunderbaren Instincte des Mitgefühls, sondern weil sie bei einander gleiche Kraft voraussetzen und sich als unsichere Beute betrachten; sie versuchen es, von Thieren anderer Art zu leben und sich *ihrer* zu enthalten. Daraus bildet sich die Gewöhnung, von einander abzusehen, und endlich Annäherung und dergleichen. Schon die Absicht, Weibchen oder Männchen an sich zu locken, kann die Thiere bestimmen, in Hinsicht auf ihre Art nicht schrecklich zu erscheinen, sondern harmlos. In ritterlichen Zeitaltern wird der Mann um so artiger und huldvoller gegen alle Frauen, je stolzer und furchtbarer er gegen alle Männer erscheint; nur so lockt er das Weibchen.

---

*Zu verstehen*, wie es einem Anderen (oder einem Thiere) zu Muth ist, ist etwas anderes als *mitempfinden*: das Wissen des Arztes zum Beispiel und das der Mutter des kranken Kindes. Aber die Voraussetzung? Es ist durchaus nicht ein Nachbilden dieses *bestimmten* Leidensgefühls, sondern ein Leiden darüber, dass jemand leidet. Dagegen bezieht sich das Wissen auf die bestimmte Art des Schmerzes. „Seinen Schmerz ihm nachfühlen“, weil man ähnliches erlebt hat, ist von der Art des ärztlichen *Wissens* um den Schmerz — ist nicht das eigentliche Mitleid, das generell mit dem Leide *einer Person* leidet, nicht mit dem bestimmten Leide. Das Gefühl, jemand leidet, den wir lieben, der in unserer Pflege oder Macht steht, ist *ganz persönlich*, gewöhnlich mit dem Aerger über unsere Ohnmacht verknüpft (beim Mitleid kann die Fähigkeit, sich die Art des Leidens vorzustellen, sehr gering sein).

◆

Das Nachmachen, das Aeßische ist das eigentlich und älteste Menschliche — bis zu dem Maasse, dass wir nur die Speisen essen, die anderen gut schmecken. — Kein Thier ist so sehr Affe als der Mensch. — Vielleicht gehört auch das menschliche Mitleiden hierher, sofern es ein unwillkürliches inneres Nachmachen ist.

◆

Mit dem Almosen unterhält man den Zustand, der als Motiv des Almosens wirkt. Man giebt also nicht aus Mitleiden; denn dieses würde den Zustand nicht unterhalten wollen.

◆

Die Griechen litten nach Aristoteles öfter an einem Uebermaass von Mitleid: daher die nothwendige Entladung durch



die Tragödie. Wir sehen, wie verdächtig diese Neigung ihnen vorkam. Sie ist staatsgefährlich, nimmt die nöthige Härte und Straffheit, macht, dass Heroen sich gebärden wie heulende Weiber u. s. w. — In jetziger Zeit will man das Mitleid durch die Tragödie *stärken* — wohl bekomm's! Aber man merkt nichts davon, dass es da ist, vorher und nachher.

—

Ein Uebel geschehen lassen, das man hindern kann, heisst beinahe es thun. Deshalb retten wir das Kind, das spielend auf den offenen Brunnen zuläuft, nehmen den Stein aus dem Wege, der auf eine glatte Bahn gefallen ist, stellen einen Stuhl zurecht, der umzufallen droht — alles nicht aus Mitleid, sondern weil wir uns hüten, Schaden anzurichten. Daran haben wir uns *gewöhnt*; was auch die Motive für diese Gewohnheit sein mögen, jetzt handeln wir nach Gewohnheit und nicht mehr nach jenen Motiven.

—

Das sind die abnehmenden Grade des Mitleidens: *erstens* Mitleid mit Eigenem (Kind, Erzeugniss, Besitz, Weib, Diener) *zweitens* mit dem von uns zum Eigenthum Begehrten, *drittens* mit uns Aehnlichem, *viertens* mit uns Bekanntem. Das Merkmal, welches das Mitleid vom Leiden unterscheidet, ist die Erbitterung, dass unserem Eigenthum oder Eigenthum-Aehnlichen etwas zu Leide geschieht. Das Leiden des uns Feindlichen ist angenehm, als Anzeichen vom Schwinden einer Kraft der Feindseligkeit: am Fremden, uns Unähnlichen beinahe angenehm, weil dies uns beinahe feindlich dünkt, wie das Aehnliche und Bekannte in uns eine Empfindung erweckt, die der Empfindung für das Eigenthum verwandt ist.

—

Wenn einer gähnt — und das ist doch etwas Unangenehmes — und der Andere mitgähnt, so haben wir ein einfaches Beispiel für das Phänomen des Mitleidens. Sollte aber wirklich dabei das principium individuationis durchbrochen sein?

—

Für Menschen gesagt, die nicht gedacht haben: man überlässt sich dem Mitleid, nicht *damit* es angenehme Empfindungen erzeuge, (dies wäre nicht wahr, ausser bei ganz einzelnen Menschen), sondern *weil* es immer angenehme Empfindungen erregt hat: so wie das Thier die Brut liebt u. s. w. Man bejaht es, wenn es bereits da ist.

—

Wie kommt man darauf, jemanden zu *ehren*, weil er eines tiefen und mannichfaltigen Mitleids fähig ist und leicht dazu erregt wird? Er muss unglücklicher sein als die Anderen und immer darauf aus, die Anderen zu trösten, aufzuhelfen u. s. w. Also sein Unglücklichsein ist *angenehm*, erstens weil es eine Wirkung *unserer* Leiden zeigt, zweitens weil es die Aussicht auf Abhülfe des Leidens, auf Milderung zeigt. Wir ehren ihn, weil er anders ist, als wir erwarten? Aber warum verachten wir ihn nicht? Weil, wenn wir ihn *nicht ehrenwerth* empfinden, unsere Wirkung auf ihn nichts Lustvolles für uns hat. Es ekelt uns, Eindruck auf erbärmliche Seelen zu machen. Es geht also unsere geheime Neigung dahin, ihn uns als tüchtigen, guten, achtungswerthen Menschen zu denken. Ausserdem wollen wir nicht von schlechten Gesellen bemitleidet sein; es setzt uns vor uns herab! Also: wann demüthigt das Bemitleidet-werden nicht? Wenn es erhebt! Das thut es, wenn ein hochansehnlicher Mensch (durch Herz, Geist, Stellung u. s. w.) oder ein Gott mit uns



empfindet — also wenn eine Gleichsetzung stattfindet, die uns zu Ehren gereicht (wodurch wir uns höher gehoben fühlen!!). Also: wir ehren gern den Mitleidenden, *damit* wir den Genuss an unserer eigenen Erhebung haben können! oder *weil*!

—

Wir gehen hässlichen, schmerzhaften Szenen aus dem Wege, wir wollen nicht *mitleiden*. Das sind die feineren Naturen. Die gröbere geht allem nach, was aufregt und die Langeweile vertreibt; um jeden Zank, jede Prügelei sammelt sich ein Kreis. — Wo der Trieb zu helfen da ist, da wird das unangenehme Gefühl des Mitleidens überwunden: und weil dabei regelmässig das angenehme Gefühl, seinen Trieb befriedigen zu können, entsteht, meint man selber, das Mitleiden sei angenehm. Das Helfen kann auch nur ein Trösten sein. Der Glaser bei einem Hagel!

#### e) Das individualistische Ideal.

Wir können dem Nächsten immer nur helfen, indem wir ihn in eine Gattung (Kranke, Gefangene, Bettler, Künstler, Kinder) einordnen und dergestalt *erniedrigen*; dem Individuum ist nicht zu helfen.

—

Unsere Nächsten geben im Kreislaufe unserer körperlichen und seelischen Functionen die Gelegenheitsursachen ab, um physiologische Vorgänge, die in uns nöthig sind, zu fördern.

—

Das Leben für andere: eine unendlich angenehme Erholung für die stark egoistischen Menschen (dazu gehören auch die moralischen Selbstquäler).

—

Habt ihr euch geübt, an andere zu denken und für sie etwas zu thun, so bleibt, wenn euch unmöglich ist, euer Ziel zu erreichen, sehr viel übrig: nämlich das der Anderen zu fördern. Es ist gut und klug, diese zwei Saiten zum Spielen zu haben. Den Anderen begreifen und auf *uns von ihm aus* hinzusehen, ist unentbehrlich für den Denker.

◆

Die unangenehmen, an sich leidenden Individuen sollen die Tendenz zum Staate, zur Gesellschaft, zum Altruismus haben! Und die angenehmen, sich trauenden Individuen sollen den *entgegengesetzten* Trieb *von jener Moralität weg*, haben!

◆

Zwei Moralen der Individuen: a) man lebt, um völlig dem vorschwebenden Typus in der Gemeinde *gleich* zu werden („wie sein Vater“, Spruch der Spartaner), oder b) man lebt, um sich unter seines Gleichen auszuzeichnen. Im ersten Falle ist das Verschiedensein vom Typus etwas, was als Mangel empfunden wird, und das Ziel ist schwer. Im zweiten Falle ist die Gleichheit als leicht erreichbar gedacht, sie giebt noch keine Ehre.

◆

Die Moral, die zunächst gar *nicht* an's Glück des Individuums denkt, vielmehr dasselbe fürchtet und zu dämpfen sucht („Maass“ der Griechen) will etwas, das über die Zeit des Individuums hinausreicht, den Verband mehrerer Generationen und zwar vom Standpunkt der Gemeinde; das Individuum ist der Sündenbock für die Collectiva „Staat“, „Menschheit“ u. s. w. „Nur *als Ganzes* können wir uns erhalten“, das ist die Grundüberzeugung. So denken die alten Männer



und die Fürsten, welche ihren Nachkommen die Gemeinde gesichert übergeben wollen. „Tugend“ ist hier nicht etwas Auszeichnendes, sondern die verlangte Regel, welche kein Lob erntet (wie in militärischen Organisationen). *Individuelle* Auszeichnung ist überhaupt erst in Griechenland erfunden worden, in Asien gab es nur Fürsten und Gesetzgeber. Die Moral für Individuen *trotz* der Gemeinde und deren Satzung beginnt mit Sokrates.

—

Hauptunterschied: den Einen schwebt ein Musterzustand der Dinge ausser ihnen vor, wo diese auf das Angenehmste für sie auf ihnen gleichsam spielen (die Politiker, Socialisten u. s. w.). Den Anderen ein Musterzustand ihrer selber, wo sie auf den äusseren Dingen und Menschen auf das Angenehmste für sie spielen: letzteres das Ideal der productiven Naturen, ersteres das der lästig Arbeitenden: sie wollen lieber Passiva sein! Die Einen die Herrschsüchtigen und die Anderen die Slaven. Die Ersteren zweifeln nicht, wenn sie so und so sein werden, dass sie dem Weltinstrument die herrlichsten Töne entlocken werden: und die Letzteren zweifeln nicht, dass, wenn alles fest geordnet und frei vom Individuum (dem Herrscher) gemacht wird, alles vorherzusehen ist und sie lauter angenehme *Eindrücke* vom Leben haben werden. „Ausdrückliche und eindruckliche Menschen.“

—

Ein System des Lebens, das nur auf Neigungen ruhen soll: Altruismus. Aber da müsste das Schicksal nur mit Accorden auf uns spielen — es hiesse die Unvernünftigkeit des Daseins beseitigen und es zur menschlichen Vernunft machen. Und damit jeder nur Harmonieen hörte, müsste jeder andere ihm gleich sein und keine anderen Bedingungen haben, — so

aber würde die Neigung schwach und endlich unnöthig, weil alles schon ohne Erstreben *sich anböte*.

◆

Wer tiefer Empfindungen fähig ist, muss auch den heftigen Kampf derselben gegen ihre Gegensätze leiden. Man kann, um ganz ruhig und neidlos in sich zu sein, sich eben nur die tiefen Empfindungen abgewöhnen, so dass sie in ihrer Schwäche eben auch nur schwache Gegenkräfte erregen: die, in ihrer sublimirten Dünne, dann wohl *überhört* werden und dem Menschen den Eindruck geben, er sei ganz mit sich im Einklange. — *Ebenso* im socialen Leben: soll alles altruistisch zugehn, so müssen die Gegensätze der Individuen auf ein sublimes Minimum reducirt werden: so dass alle feindseligen Tendenzen und Spannungen, durch welche das Individuum sich als Individuum erhält, kaum mehr wahrgenommen werden können, das heisst: die Individuen müssen auf den blassesten Ton des Individuellen reducirt werden! Also die Gleichheit weitaus vorherrschend! Das ist die Euthanasie, völlig unproductiv! Ebenso wie jene Menschen ohne tiefe Empfindungen, die liebenswürdigen, ruhigen und sogenannten glücklichen, eben auch unproductiv sind! Der Werth der Wissenschaft ist, eine ungeheure Gegenkraft zu sein: vielleicht entzündet sich, im Widerspruch zu ihr, wieder die Unlogik und Phantasterei immer von Neuem! — Vielleicht ist dies nöthig!

◆

Welche Triebe constituiren das Individuum? Bei einem Grade von Dummheit gehen die Individuen an einander zu Grunde. Ebenso bei einem *Schwinden* der fundamentalen Triebe und Ersetzung derselben durch Altruismus. Bei gewissen Eigenschaften der anderen Individuen muss man den



Gegensatz oder Fremdheit fühlen oder sie gar nicht fühlen: oder harmonische Nebenklänge oder grundlegende Bewegungen, an denen unsere Bewegungen erst ein Maass bekommen. Die „Musik der Individuen“, die „Contrapunktik“. Reizvoll kann sein: das Parallellaufen, das Zulaufen zweier Linien in einen Winkel u. s. w., die Arabeske der Linie, die öfter, wie neckend, die andere gerade Linie berührt und sofort verlässt. Mit Wagner habe ich mich gekreuzt: wir liefen mit grosser Inbrunst auf einander zu, es gab ein Aufleuchten, und darauf mit der gleichen Schnelligkeit wieder auseinander, immer mehr.

◆

Das Ich ist nicht die Stellung *eines* Wesens zu mehreren (Triebe, Gedanken u. s. w.), sondern das ego ist eine Mehrheit von personenartigen Kräften, von denen bald diese, bald jene im Vordergrund steht als ego und nach den anderen wie ein Subject nach einer einflussreichen und bestimmenden Aussenwelt hinsieht. Der Subjectpunkt springt herum, wahrscheinlich empfinden wir die Grade der Kräfte und Triebe wie Nähe und Ferne, und legen uns wie eine Landschaft und Ebene aus, was in Wahrheit eine Vielheit von Quantitätsgraden ist. Das Nächste heisst uns „ich“, mehr als das Entferntere, und gewöhnt an die ungenaue Bezeichnung „ich und alles andere“ (tu), machen wir instinctiv das *Ueberwiegende* momentan zum *ganzen* ego und alle schwächeren Triebe stellen wir perspectivisch *ferner* und machen daraus ein *ganzes* „Du“ oder „Es“. Wir behandeln uns als eine Mehrheit und tragen in diese „socialen Beziehungen“ alle die socialen Gewohnheiten, die wir gegen Menschen, Thiere, Gegenden, Dinge haben. Wir verstellen uns, setzen uns in Angst, machen Parteiungen, führen Gerichtsszenen auf, überfallen uns, martern uns, verherrlichen uns, machen aus dem und jenem in

uns unseren Gott und unseren Teufel und sind so unredlich und so redlich, als wir es in Gegenwart der Gesellschaft zu sein pflegen. — Alle socialen Beziehungen auf den Egoismus zurückzuführen? Gut: für mich ist aber auch wahr, dass alle egoistischen inneren Erlebnisse auf unsere eingeübten, angelernten Stellungen zu anderen zurückzuführen sind. Welche Triebe hätten wir, die uns nicht von Anfang an in eine Stellung zu anderen Wesen brächten, Ernährung zum Beispiel, Geschlechtstrieb? Das was *andere* uns lehren, von uns wollen, uns fürchten und verfolgen heissen, ist das ursprüngliche Material unseres Geistes: fremde Urtheile über die Dinge. Jene geben uns unser *Bild von uns selbst*, nach dem wir uns messen, wohl und übel mit uns zufrieden sind! Unser eigenes Urtheil ist nur eine *Fortzeugung* der combinirten fremden! Unsere eigenen Triebe erscheinen uns unter der Interpretation der anderen: während sie im Grunde alle angenehm sind, sind sie doch durch die angelernten Urtheile über ihren Werth so gemischt mit unangenehmen Beigefühlen, ja manche werden als schlechte Triebe jetzt empfunden: „es zieht hin, wohin es nicht sollte“ — während schlechter Trieb eigentlich eine *contradictio in adjecto* ist. — Was will also *Egoismus* sagen! Wir können *innerhalb unser selber* wieder egoistisch oder altruistisch, hartherzig, grossmüthig, gerecht, milde, verlogen sein, wehe thun oder Lust machen wollen: wie die Triebe im Kampfe sind, ist das Gefühl des Ich immer am stärksten dort, wo gerade das Uebergewicht ist.



Unser Verhältniss zu uns selber! Mit *Egoismus* ist gar *nichts* gesagt. Wir wenden alle guten und schlechten, gewöhnten Triebe gegen uns: das Denken über uns, das Empfinden für und gegen uns, der Kampf in uns — nie



behandeln wir uns als Individuum, sondern als Zwei- und Mehrheit; alle socialen Uebungen (Freundschaft, Rache, Neid) üben wir redlich an uns. Der naive Egoismus des Thieres ist durch unsere *socialen Emübung* ganz alterirt: wir können gar nicht mehr eine Einzigkeit des ego fühlen, *wir sind immer unter einer Mehrheit*. Wir haben uns zerspalten und spalten uns immer neu. Die *socialen Triebe* (wie *Feindschaft, Neid, Hass*) (die eine Mehrheit voraussetzen) haben uns umgewandelt: wir haben „die Gesellschaft“ in uns verlegt, verkleinert, und sich auf sich zurückziehen ist keine Flucht aus der Gesellschaft, sondern oft ein peinliches *Fortträumen und Ausdeuten* unserer Vorgänge nach dem Schema der früheren Erlebnisse. Nicht nur Gott, sondern alle Wesen, die wir anerkennen, nehmen wir, selbst ohne Namen, in uns hinein: wir sind der Kosmos, *soweit wir ihn begriffen oder geträumt haben*. Die Oliven und die Stürme sind ein Theil von uns geworden: die Börse und die Zeitung ebenso.



Je mehr das Gefühl der Einheit mit den Mitmenschen überhand nimmt, um so mehr werden die Menschen uniformirt, um so strenger werden sie alle Verschiedenheit als unmoralisch empfinden. So entsteht nothwendig der Sand der Menschheit: alle sehr gleich, sehr klein, sehr rund, sehr verträglich, sehr langweilig. Das Christenthum und die Demokratie haben bis jetzt die Menschheit auf dem Wege zum Sande am weitesten gefahren. Ein kleines, schwaches, dämmerndes Wohlgefühlchen, über alle gleichmässig verbreitet, ein verbessertes und auf die Spitze getriebenes Chinesenthum — das wäre das letzte Bild, welches die Menschheit bieten könnte? — auf der Bahn der bisherigen moralischen Empfindung unvermeidlich. Es thut eine grosse Ueberlegung noth: vielleicht muss die Menschheit einen

Strich unter ihre Vergangenheit machen, vielleicht muss sie den neuen Canon an alle Einzelnen richten: sei anders als alle Uebrigen und freue dich, wenn jeder anders ist als der Andere. — Die gröbsten Unthiere sind ja unter dem Regimente der bisherigen Moral ausgetilgt worden, — es war dies ihre Aufgabe; wir wollen nicht gedankenlos unter dem Regimente der Flucht vor wilden Thieren weiter leben. So lang, allzulang hiess es: einer wie alle, einer für alle.

—

Sobald wir den Zweck des Menschen bestimmen wollen, stellen wir einen Begriff vom Menschen voran. Aber es giebt nur Individuen; aus den *bisher* bekannten kann der Begriff nur so gewonnen sein, dass man das Individuelle *abstreift*, — also den Zweck des Menschen aufstellen hiesse die Individuen in ihrem Individuell-werden verhindern und sie heissen, *allgemein* zu werden. Sollte nicht umgekehrt jedes Individuum der Versuch sein, eine *höhere Gattung als den Menschen zu erreichen*, vermöge seiner individuellsten Dinge? Meine Moral wäre die, dem Menschen seinen Allgemeincharakter immer mehr zu *nehmen* und ihn zu specialisiren, bis zu einem Grade unverständlicher für die Anderen zu machen (und damit zum Gegenstand der Erlebnisse, des Staunens, der Belehrung für sie).

—

Wer sehr abweichend denkt und empfindet, geht zu Grunde, er kann sich nicht fortpflanzen. Somit könnte es für den Grad der Individuation eine Grenze geben. In Zeiten, wo sie *peinlich* empfunden wird, wie in unserer (und wie in *aller* bisherigen *moralischen Geschichte* der Menschheit), vererbt sich der Trieb dazu schlecht. In Zeiten, wo sie *lustvoll* empfunden wird, übertreibt sie sich leicht und macht



die äusserste Isolation (und verhindert dadurch die allgemeine Fruchtbarkeit der Menschheit). Je *ähnlicher*, desto mehr nimmt die Fruchtbarkeit zu, jeder trifft auf ein genügendes Weibchen: also *Uebervölkerung* im Gefolge der Moral. Je *unähnlicher*, desto —

◆

Kaum klingt es jetzt glaublich, dass *etwas Entgegengesetztes* auch als *gut* gelten will und gegolten hat — „ich“ mehr und stärker sagen als die gewöhnlichen Menschen, sich selber gegen sie durchsetzen, sich stemmen gegen jeden Versuch uns zum Werkzeug und Gliede zu machen, sich unabhängig machen, auf die Gefahr hin, die Anderen sich zu unterwerfen oder zu opfern, wenn die Unabhängigkeit nicht anders zu erreichen ist, einen Nothzustand der Gesellschaft jenen billigen, ungefährlichen, einheitlichen Wirthschaften vorziehen, und die kostspielige, verschwenderische, durchaus persönliche Art zu leben als Bedingung betrachten, damit „der Mensch“ höher, mächtiger, fruchtbarer, kühner, ungewöhnlicher und seltener werde — damit die Menschheit *an Zahl abnehme und an Werth wachse*.

◆

*Nicht* an den Anderen denken, alles strengstens um seiner selber willen thun, ist auch eine hohe Moralität. Der Mensch hat soviel für sich zu thun, dass er immer fahrlässig ist, wenn er etwas für andere thut. Weil so viel für andere gethan wird, deshalb sieht die Welt so unvollkommen aus.

◆

*Lust und Schmerz*. — Ist es wahr, dass das individuellste Wesen *von sich am meisten Lust* hätte? Ja, und *noch mehr*,

wenn es den Reiz von lauter individuellen Wesen um sich hat. „Wie aber verhindern, dass sie sich einander in die Sphäre greifen?“ Aber warum verhindern! Es muss Feindseligkeit geben, damit das Individuum ganz herrlich herauskommt, alle bösen Affecte müssen da sein. Die Moralität fortgedacht! Aber die zunehmende Erkenntniss, die zunehmende Lust an einander, die überlegene Miene bei allen schlimmen Erlebnissen, die Ressourcen der vollen Individuen in Nothfällen, im Kampfe mit dem Unveränderlichen! Zuletzt: es giebt eben nur eine *Zeit* für das *Aufblühen* der Individuation — und vielleicht *muss* die Menschheit an der Moral zu Grunde gehen.

◆

Das Glück liegt in der Zunahme der Originalität, weshalb andere Zeiten als die unsere reichlicher davon gehabt haben mögen. — Die Wissenschaft ist das Mittel, die Nothwendigkeit der Erziehung zur Originalität zu beweisen. — Wenn das Herkommen und das *così fan tutti* die Moralität ausmachen, so ist diese der Hemmschuh des Glücks. — Die Lehre, dass die Moralität das rechte Mittel zur Schmerzlosigkeit des Lebens sei, ist gewiss das Product sehr schmerzlicher Zeiten. — Wenn die Originalität tyrannisiren will, so legt sie die Hand an ihr eigenes Lebensprincip. — Freude an fremder Originalität haben, ohne der Affe derselben zu werden, wird vielleicht einmal das Zeichen einer neuen Cultur sein.

◆

Welches auch immer die Stufe der Gesittung, die Lage der Gesellschaft, der Grad der Erkenntniss sei: für das Individuum ist immer dabei eine Art *glücklichen* Lebens möglich — das wollen ihm die Religion und die Moral aus der Nähe zeigen und anempfehlen. Ob das Gefühl des



Glücks und die Unvermischtheit desselben mit Leid wirklich *wächst* mit Zunahme der Erkenntniss, Verbesserung der gesellschaftlichen Lage, Erleichterung des Lebens, ist zu bezweifeln; denn es gehen bei diesem Wachsthum immer Kräfte verloren oder werden schwach, denen man ehemals das Glücksgefühl vornehmlich dankte: die Sicherheit und die Verlängerung des Lebens, worauf sich unsere moderne Welt als ihre Errungenschaften so viel zu Gute thut, sind vielleicht eher durch *Abnahme des Glücksgefühls* als durch Zunahme erkaufte worden. Die *Cultur um des Glücks der Einzelnen willen* fördern, — das wäre demnach eine sehr zweifelhafte und vielleicht thörichte Sache! — Aber sind wir einmal irgendwie im Glück, *so können wir gar nicht anders* als die Cultur fördern! Das neue, hohe Vertrauen auf uns, die Befriedigung an unserer Kraft, das Aufhören der Furcht vor anderen, das Verlangen nach ihrer Nähe, der Ringkampf mit ihnen im Guten, der Ueberschuss an Vermögen, Werkzeugen, Kindern, Dienern, dessen wir bewusst werden, — in Summa: jede Art von Glücksgefühl treibt uns in die Bahnen der höheren Cultur und in ihnen vorwärts. Noth dagegen bildet uns zurück, macht uns defensiv, argwöhnisch, in der Sitte abergläubisch und überstreng. Die Cultur ist eine allmähliche *Folge vom Glück zahlloser Einzelner*, nicht die Absicht dieser Einzelnen! — Je individueller der Einzelne wird, um so productiver für die Cultur wird sein Glück sein, selbst wenn dessen Zeitdauer kürzer und dessen Intensität geringer und gebrochener sein sollte, als das Glück auf niedrigeren Culturstufen. Wenn man die Förderung der Cultur dem Glücklichen versagen wollte, um das Glück im Allgemeinen auf einem hohen Grade zu erhalten, so wäre das so thöricht, als dem Seidenwurm das Spinnen zu verbieten um des Glücks der Seidenwürmer willen. Was *hat* man denn vom Glück jeder Art, wenn nicht eben aus

ihm etwas zum Besten der Cultur thun zu müssen? — Glück ist gar *nicht* zu erhalten, weder hoch, noch niedrig, wenn man seine nothwendigen *Aeusserungen* unterbinden wollte. Also: die Cultur ist die *Aeusserung des Glücks*. —

◆

Der höchste Grad von Individualität wird erreicht, wenn jemand in der höchsten Anarchie sein Reich gründet als Einsiedler.

◆

Mein Ziel ist nichts für jedermann, deshalb ist es doch mittheilbar, der *Aehnlichen* wegen sowohl, als weil die *Entgegengesetzten* daraus Kraft und Lust gewinnen werden, sich ihr Wesen ebenfalls zu formuliren und in wirkenden Geist umzusetzen. Ich will allen, welche ihr Muster suchen, helfen, indem ich zeige, *wie* man ein Muster sucht: und meine grösste Freude ist, den individuellen Mustern zu begegnen, welche *nicht* mir gleichen. Hol' der Teufel alle Nachahmer und Anhänger und Lobredner und Anstauner und Hingebenden!

◆

Kenntniss seiner Kräfte, Gesetz ihrer Ordnung und Auslösung, die Vertheilung derselben, ohne die einen zu sehr, die andern zu wenig zu gebrauchen, das Zeichen der *Unlust* als unfehlbarer Wink, dass ein Fehler, ein Excess u. s. w. begangen ist, — alles in Hinsicht auf ein *Ziel*: wie *schwer* ist diese *individuelle Wissenschaft*! Und in Ermangelung derselben greift man nach dem Volksaberglauben der Moral: weil hier die Recepte schon präparirt sind. Aber man sehe auf den Erfolg —: wir sind das Opfer dieser abergläubischen



Medicin; das Individuum *nicht*, sondern die Gemeinde *sollte* durch ihre Recepte erhalten bleiben!

—

Unsere Musterbilder sind construiert nach dem, was uns an uns das meiste Vergnügen machen würde, wenn wir es erreichten, und was wir andererseits für *möglich* (im Bereich unserer Kräfte und unserer Lage) halten, zu erreichen. Ein *Ueberblick* über unsere Lustempfindungen, und über unsere Kraft und den Process nebst Bedingungen ist die Voraussetzung, — eine hohe Leistung des Intellects meistens wird es eine *Verzeichnung* sein müssen! Deshalb lassen sich die Meisten ein Musterbild *geben*: und den *Zwang dazu*, es nachzubilden („Pflicht“, eine Art *geglaubter Kraft*, anstatt einer erkannten). Das Verfehlen seines Bildes und die Verfehlung der Nachbildung macht viele schwere Unzufriedenheit, diese Malerei hat auch selten Meister. Man zeichnet sein Leben lang herum, um ein nachbildungsfähiges Muster zu erlangen: wir formen es nach dem, was wir erreicht haben und decretiren es als das Muster — oft aus Verzweiflung.

—

„Wie *soll* der Mensch handeln?“ Das ist nur nach einem Ideal zu messen, entweder, was die Menschheit erreichen soll, oder was der Einzelne erreichen soll. *Bisher* gab es solche Muster, die vor Völkern herschwebten (theils lebendige, theils erdichtete) oder vor Religionsgemeinden. Oder vor Parteien (oder der vollkommene Kaufmann, Soldat, Beamte). Oder vor philosophischen Secten. Aber immer bisher vor Mehrheiten. Das Ziel ist aber: dass *jeder* sein Musterbild *entwerfe* und es verwirkliche — das individuelle Muster. Im Entwerfen alle Zeugungskraft und Jugend und

Männlichkeit nöthig, alle Einsicht in seine Kraft, Selbst-  
erkenntniss. *Jetzt* ist es *noch nicht möglich!*

◆

Für einen, der ein Musterbild erreichen will, besteht das  
Angenehme darin, Menschen zu sehen, die das ihre erreicht  
haben. Die unreinen, unklaren, hybriden Gebilde sind ihm  
peinlich! Das tritt dann an die Stelle von „guten“ und  
„bösen“ Menschen!

◆

Manche Menschen sind einfacher, aber meistens ist wohl  
das Individuum unerkennbar und ineffabile. *Folglich* ist das  
*Muster* nothwendig eine Täuschung! Wenn ich das Material  
des Baues in Masse und Art nicht kenne, was sind Baupläne!  
Und wie beschränkt macht uns dieses ewige Nachdenken  
über das ego! Man hätte für die Kenntniss der Welt nicht  
Zeit! Und wäre gar diese Kenntniss erst ein Mittel zur  
Erkenntniss des ego, so kämen wir *nie* zur Aufgabe selber!  
Und zuletzt diese Verliebtheit in unser eigenes Muster ist  
eine Unfreiheit mehr!

◆

Wie ein Baum sich entfalten kann, ist nur durch ein  
Musterexemplar zu beweisen. Ohne solches hat man keinen  
Begriff ihn über das herkömmliche Maass hinaustreiben zu  
wollen, und ist zufrieden. Die ausgezeichneten Menschen  
machen die anderen mit sich unzufrieden.

◆

Vom Thiere und von der Pflanze müssen wir lernen, was  
*Blühen* ist: und darnach in Betreff des Menschen umlernen.  
Jene bleichen, ausgemergelten, zeugungsunfähigen, an ihren  
Gedanken leidenden Menschen können nicht mehr Ideale



sein. Es muss eine *Entartung* in uns gewesen sein, die einen so schlechten Geschmack *hervortrieb*. Ich bekämpfe diesen schlechten Geschmack.

—

Keine falsche Nothwendigkeit annehmen — das hiesse sich unnützer Weise unterwerfen und wäre slavisch — daher Erkenntniss der Natur! — Aber dann nichts gegen die Nothwendigkeit *wollen*! Es hiesse Kraft vergeuden und unserem Ideal entziehen, überdies die Enttäuschung statt des Erfolges wollen —

—

Das Kleine, Nächste streng nehmen und den Menschen im Leiblichen sehr fördern — sehen, was für eine Ethik ihm dann wächst — abwarten! Die ethischen Bedürfnisse müssen uns auf den Leib passen! — Aber die Athleten!

—

Wenn wir essen, spazieren gehen, gesellig oder einsam leben, es soll bis in's Kleinste *die hohe Absicht unserer Leidenschaft* uns dabei bestimmen, und zwar so, dass sie die Vernunft und die Wissenschaft in ihren Dienst genommen hat und mit tiefer Gluth die gerade für sie passenden Weisungen von ihr abfragt. Nicht blind sein, wenn auch grossen Trieben folgen, sondern die ganze bisherige Erkenntniss heranziehen: *so* allein denkt man hoch genug von sich: alles, was bisher *erkannt* wurde, ist werth deiner Leidenschaft zu dienen. Wer sich leicht mit der Wissenschaft *abfindet* oder phantastisch wird bei ihrem Gebrauche, hat nicht die tiefe, untrügliche Ehrfurcht vor seiner Leidenschaft, der kein Opfer zu gross ist. Unser Wesen auf die ganze Welt bisheriger Erfahrungen der Menschheit stützen! — Ihr macht Partei und

übt Liebe und Hass — hättet ihr mehr Ehrfurcht vor eurem Werke, hieltet ihr es *ernstlich* für eine wichtige Angelegenheit, so würdet ihr Grauen empfinden, euer Urtheil so zu *blenden*, ihr müsstet mit Gluth die Erkenntniss befragen und über euch selber *redlich* werden. Die Leidenschaft treibt uns immer wieder aus unserer Ruhe hinaus: unser Ideal will immer höhere Bestätigungen und Opfer, und dadurch selber immer wachsen und *sich reinigen*. — Ihr seid in euch verliebt, aber es ist eine vorübergehende Laune, ein kleines Stückchen Geschlechtstrieb, ihr ahnt es auch, dass man Launen mit Launen befriedigen muss, ihr seid nur *beliebig*! Oder ihr seid *ebrgeizig verliebt* in euer Ideal und thut für dasselbe alles, was *unter Menschen* Aufsehen und Ansehen macht, es ist euch *Oeffentlichkeit* eurer Leidenschaft nöthig, im Stillsten und Geheimsten langweilt ihr euch dabei. Ihr schafft euer Werk, aber das *Spiegelbild eurer selbst in den Köpfen anderer* ist das Ziel, das *hinter* dem Werke steht, es ist ein Vergrößerungsglas, das ihr den Anderen vor die Augen haltet, wenn sie nach euch hinblicken!



Nicht dass wir den Menschen helfen und nützen wollen: nein, dass wir *Freude haben an den Menschen*, das ist das Wesentliche am sogenannten guten Menschen und an der Moralität. Es ist das Neue, das Späterreichte. Unsere „guten Handlungen“ verstehen sich bei dieser Freude von selber: wenn wir sie nicht fürchten und nicht anfeinden und doch zahllose Relationen zu ihnen haben, so können dies keine anderen sein als solche, welche unsere Freude an ihnen vermehren; das heisst wir bemühen uns, sie im Streben nach stilisirter Individualität zu fördern, mindestens den Anblick des Hässlichen (Leidenden) zu beseitigen. Liebe zu den Menschen?? Aber ich sage: Freude an den Menschen! Und



damit diese nicht unsinnig ist, muss man helfen, dass es das giebt, was uns erfreut. — Man sieht: die Redlichkeit über uns und die Anerkennung der fremden Natur, die Geschmacksentwicklung, welche den Anblick *schöner, freudiger* Menschen nöthig hat, muss vorausgehen. Hier findet eine *Selection* statt: wir suchen die aus, die uns Freude machen, und fördern sie und fliehen vor den Anderen — das ist die rechte Moralität! *Absterbenmachen* der Kläglichen, Verbildeten, Entarteten muss die Tendenz sein! Nicht aufrechterhalten um jeden Preis! So schön die Gesinnung der Gnade gegen die unser Unwürdigen ist, und das Helfen gegen die Schlechten und Schwachen — im Ganzen ist es eine Ausnahme, und es würde die Menschheit dabei im Ganzen gemein werden (wie zum Beispiel durch das Christenthum). Immer ist auf die natürlichen Triebe zu bauen: „Freude zu machen dem, der uns erfreut, und Leid dem, der uns verdriesst.“ Wir vertilgen die wilden Thiere, und wir züchten die zahmen: dies ist ein grosser Instinct. Wir *entarten selber* beim Anblick des Hässlichen und der Berührung mit ihm; Schutzdämme aufwerfen! Es nivelliren zu einer Nutzbarkeit! und dergleichen. Wenn man nur mit denen verkehrt, deren Berührung uns erfreut und erhebt, so werden sich Gruppen und Schichten bilden, die wiederum in einem solchen Verhältniss von näherer oder fernerer Entfremdung stehen.



Bisher gab es Verherrlicher des Menschen und Verunglimpfer desselben, beide aber vom *moralischen* Standpunkte aus. La Rochefoucauld und die Christen fanden den Anblick des Menschen *hässlich*: dies ist aber ein moralisches Urtheil und ein anderes *kannte* man nicht! *Wir* rechnen ihn zur Natur, die weder böse noch gut ist, und finden ihn

dort nicht immer hässlich, wo ihn jene verabscheuten, und da nicht immer schön, wo ihn jene verherrlichten. Was ist hier schön und hässlich? Das Complicirt-Zweckmässige, was den Verstand irrt und überlistet, das Taschenspielerhafte daran; dann die Ausdrucksfähigkeit und die Macht des Ausdrucks selber; der grosse Bogen seiner Pläne und Ideale. Seine Geschichte. Seine Art sich zu berauschen. Es ist ein Studium ohne Ende, dieses Thier! Es ist kein Schmutzfleck in der Natur, das haben wir erst hineingelegt. Wir haben diesen „Schmutz“ zu oberflächlich behandelt. Es gehören Niederländer-Augen dazu, auch hier die Schönheit zu entdecken.

◆

Die Thatsache war, dass im griechisch-römischen Alterthum der Mensch an seinen Leidenschaften wie an seinen unrechten Handlungen nicht intensiv genug litt, es war zu meist das Leiden von der Art, wie man sagt: „wie *dumm* war ich, dies zu thun!“ Etwas dem Sündengefühle Aehnliches konnte nur bei Philosophen entstehen, auf Grund von der reinen, göttlichen Seele und deren Verunreinigungen: nicht nur eine Dummheit und ein wirklicher Nachtheil, sondern ein Gefühl der Erniedrigung und Beschmutzung, eine Beleidigung einer erhabenen Vorstellung von uns. Seine Meinung über die Leidenschaften und das Böse verstörte den Philosophen, nicht so sehr die üblen Folgen. Aber alles ging auf *einem* Gleise vorwärts in *dieser* Richtung, das Christenthum brachte den stärksten Ausdruck, indem es die wirklichen Folgen ganz ausser Acht liess und beinahe als indifferent behandelte. Also die Wirkung des Handelns selber für das Organ des Handelns. Das Ideal Epictet's: sich selber wie einen Feind und Nachsteller immer im Auge haben: der kriegerische Einsiedler, der ein kostbares



Gut zu vertheidigen und vor Verderbniss zu wahren hat, nachdem er es errungen hat. *Nicht* auf die Menschen giebt er *Acht*, er *glaubt sie zu kennen*, er hat von dem Interesse des Individuellen *keine Abnung*: sie sind die Schatten, das Wahre in ihnen sind ihre Gedanken und Triebe, welche er philosophisch rubricirt hat. In dieser Geisterwelt lebt er und kämpft seinen Kampf. Er hat *nur* Freude als Krieger. Ebenso hat das Christenthum keinen Genuss am Menschen. *Wir* aber rechnen ihn wieder zur Natur und geniessen die Natur: wir sind nicht nur gerecht gegen alle Natur, wir finden sie reich, erstaunlich, unerkant, forschungswürdig. Der Roman und die psychologische Beobachtung *aus Lust am Menschen* ist unser! Wir verzeihen uns viel mehr, wir verachten uns viel weniger, wir wünschen vieles *nicht weg*, wenn wir gleich gelegentlich daran leiden. Wir mögen die entsetzliche Simplification des tugendhaften Menschen nicht: so wenig wir nur fruchtbare Felder wollen.

—

Jede Leidenschaft (im historischen Verlaufe) so hoch pflegen, bis sie ihre *individuelle* Blüthe zeigt.

—

Die Vollkommenheit eines Napoleon, eines Cagliostro entzückt; unser Verbrecherthum hat nicht Musterbilder vor sich, sie haben kein fröhliches Gewissen. Ein guter Räuber, ein guter Rächer, Ehebrecher — das zeichnete das italiänische Mittelalter und die Renaissance aus, sie hatten den *Sinn für Vollständigkeit*. Bei uns fürchten sich die Tugenden und die Laster, die öffentliche Meinung ist die Macht der Halben und Mittelmässigen, der schlechten *Copien*, der zusammen-gestohlenen Allerweltsmenschen.

—

Ist man mit einem grossen Ziele nicht bloss über seine Verleumdung erhaben, sondern auch über sein Unrecht? Sein Verbrechen? — So scheint es mir. Nicht dass man es durch sein Ziel *heiligte*: aber man hat es gross gemacht.

—

Alle Moralisten haben gemeinsame Censuren über gut und böse, je nach sympathischen und egoistischen Trieben. Ich finde gut, was einem Ziele dient: aber das „gute Ziel“ ist Unsinn. Denn überall heisst es „gut wozu?“ Gut ist immer nur ein Ausdruck für ein *Mittel*. Der „gute Zweck“ ist ein gutes Mittel zu einem Zweck.

#### f) Wille zur Macht, Herren-Moral.

Ich rede nicht zu den Schwachen: diese wollen gehorchen und stürzen überall auf die Slavery los. Wir fühlen uns Angesichts der unerbittlichen Natur immer noch selber als unerbittliche Natur! — Aber ich habe die Kraft gefunden, wo man sie nicht sucht, in einfachen, milden und gefälligen Menschen ohne den geringsten Hang zum Herrschen — und umgekehrt ist mir der Hang zum Herrschen oft als ein inneres Merkmal von Schwäche erschienen: sie fürchten ihre Slavenseele und werfen ihr einen Königsmantel um (sie werden zuletzt doch die Slaven ihrer Anhänger, ihres Rufs u. s. w.). Die mächtigen Naturen *herrschen*, es ist eine Nothwendigkeit, sie werden keinen Finger rühren. Und wenn sie bei Lebzeiten in einem Gartenhaus sich vergraben!

—

Die grossen moralischen Naturen entstehen in Zeiten der Auflösung, als *Selbstbeschränker*. Zeichen des Stolzes, es sind



die *regierenden* Naturen (Heraclit, Plato u. s. w.) in einer veränderten Welt, wo sie nur sich zu regieren haben. Ganz anders die Moralität der Unterwerfung.

—♦—

Das Gefühl der Macht, insofern man zu einem starken Häuptling, Familie, Gemeinde, Staat gehört, — fundamental für Stiftung moralischer Verbindlichkeit; wir ordnen uns unter, *damit* wir das Gefühl der Macht haben. — Wer dem Vaterland abgeneigt ist, hat doch in Augenblicken der Gefahr desselben sofort seinen Opfermuth wieder: er will das Gefühl der Ohnmacht nicht.

—♦—

Selbst aus der Geschichte der Moral soll das Gefühl der Macht strömen: unwillkürlich wird sie gefälscht, der Mensch wird herrlich gedacht, als höheres Wesen mit Eigenschaften, welche die Thiere nicht haben. Fast alle Schriften sind der Schmeichelei gegen *den Menschen verdächtig*.

—♦—

Je nachdem das Gefühl der Schwäche (Furcht) oder das der Macht überwiegt, entstehen pessimistische oder optimistische Systeme.

—♦—

Wenn die Don-Quixoterie unseres Gefühls von Macht einmal uns zum Bewusstsein kommt und wir aufwachen, — dann kriechen wir zu *Kreuze* wie Don Quixote — entsetzliches Ende! Die Menschheit ist immer bedroht von dieser schmähhlichen *Sich-selbst-Verleugnung* am Ende ihres Strebens.

—♦—

Vom Willen zur Macht wird kaum mehr gewagt zu sprechen: anders zu Athen!

—♦—

Der Durst nach Macht ist bezeichnend für den aufsteigenden Gang der *Entwicklung*, der Durst nach Hingebung für den absteigenden. Die Freuden des Alters haben im Tiefsten alle diese Hingebung an Dinge, Gedanken, Personen: der Aufstrebende herrscht. Der Kranke nimmt den Hang des Alters vorweg.

—♦—

Der geschlechtliche Reiz im Aufsteigen unterhält eine Spannung, welche sich im Gefühle der Macht entladet: herrschen wollen — ein Zeichen der sinnlichsten Menschen, der schwindende Hang des Geschlechtstriebes zeigt sich im Nachlassen des Durstes nach Macht: das Erhalten und Ernähren und oft die Lust am Essen tritt als Ersatz ein (Elterntrieb ist Erhalten, Ordnen, Ernähren, nicht Beherrschen, sondern Wohlbefinden sich und anderen schaffen). In der Macht ist das Gefühl, gern wehe zu thun, — eine tiefe Gereiztheit des Organismus, welcher fortwährend Rache nehmen will. Die wollüstigen Thiere sind in diesem Zustand am bösesten und gewaltthätigsten, sich selber über ihren Trieb vergessend.

—♦—

Die Resorption des Samens durch das Blut ist die stärkste Ernährung und bringt vielleicht den Reiz der Macht, die Unruhe aller Kräfte nach Ueberwindung von Widerständen, den Durst nach Widerspruch und Widerstand am meisten hervor. Das Gefühl der Macht ist bis jetzt am höchsten



bei enthaltsamen Priestern und Einsiedlern gestiegen (zum Beispiel bei den Brahmanen).

—

Die Asceten erlangen ein ungeheures Gefühl von Macht; die Stoiker ebenfalls, weil sie sich immer siegreich, unerschüttert zeigen müssen. Die Epicureer *nicht*; sie finden das Glück nicht im Gefühl der Macht über sich, sondern der Furchtlosigkeit in Hinsicht auf Götter und Natur; ihr Glück ist *negativ* (wie nach Epicur die Lust sein soll). Gegen die Gefühle der Macht ist das Nachgeben gegen angenehme Empfindungen fast neutral und schwach. Ihnen fehlte die Herrschaft über die Natur und das daraus strömende Gefühl der Macht. Die Erkenntniss war damals noch nicht aufbauend, sondern sie lehrte sich einordnen und still geniessen.

—

Das Gefühl der Lust der *Ergebung* ist vielleicht *weiblich*, — und beider Gefühle sind beide Geschlechter fähig, aber ein Ueberschuss in jedem besonders. Gott weiss, mit welchen Eigenheiten der geschlechtlichen weiblichen Function es zu thun haben mag, dass ihre sinnliche Erregung nicht wesentlich als Wille der Macht sich äussert: beherrscht werden, dienen. Sie fühlen sich schwächer durch die Liebe. Die Ernährung des Eierstockes fordert Kraft ab.

—

Der Mönch, der sich entweltlicht, durch Armuth, Keuschheit, Gehorsam, der namentlich mit der letzteren Tugend, aber im Grunde mit allen dreien auf den Willen zur Macht Verzicht leistet: er tritt nicht sowohl aus der „Welt“ als vielmehr aus einer bestimmten Cultur heraus, welche im

Gefühl der Macht ihr Glück hat. Er tritt in eine ältere Stufe der Cultur zurück, welche mit geistigen Berausungen und Hoffnungen den Entbehrenden, Ohnmächtigen, Vereinsamten, Unbeweibten, Kinderlosen schadlos zu halten suchte.

—

Das niedere katholische Volk, das gar nichts von freiwilliger Enthaltbarkeit weiss, aber sehr viel von unfreiwilliger — weshalb es die Genüsse des Lebens anbetet —, sieht im Heiligen ein Gegenstück von Handlungsweise, von dem es nichts begreift: es glaubt an den Heiligen, quia absurdus est. In unseren protestantischen Ländern, wo gerade jetzt die moralische Erziehung fast fehlt oder ganz gedankenlos vor sich geht, hat man vor dem Heiligen einen fast gleichen Respect; man denkt an die Ascetik wie an etwas Uebermenschliches und vergisst dabei, dass zu jeder antiken Moral, selbst zur epicureischen, eine Ascetik gehörte.

—

Edel: bezeichnet, einer Auswahl angehören, Ausnahme sein. Für andere sich opfern ist ein Gelüst, mit dem man zur Ausnahme wird. In Hinsicht auf alle anderen, welche dasselbe thun, ist man aber nicht edel, sondern *gemein*. Unter den „Guten“ ist das Gute nicht als individuell taxirt, sondern als Regel, und wird deshalb *nicht angestaunt, nicht gelobt*. — Einige sehnen sich nach einer Gemeinschaft, wo ihr Individuellstes als Regel empfunden wird, wo es aufhört individuell zu sein. Andere sind wüthend bei der Vorstellung solchen Gemeinwerdens. Die Ersten leiden an dem Fatum ihrer Einzigkeit, die Anderen geniessen ihre Einzigkeit. Andere merken sie gar nicht.

—



Die Edlen, ἱεῖς, die Wahrhaften, die sich *nicht zu verstellen brauchen!* Als Mächtige und Individuen!

◆

Höflich (hübsch), gentile, edel, vornehm, noble, généreux, courtoisie, gentleman, — dies bezeichnet die Eigenschaften, welche man an der obersten Kaste wahrnahm und nachahmte. Somit stammt ein guter Theil der Moralität wahrscheinlich aus den Instincten *dieser* Classe, als aus dem persönlichen Stolz und der Lust am Gehorsam gegen einen Chef, der Auszeichnung verleiht; sie verachten nach unten hin, sie achten nach oben hin und bei ihres Gleichen, sie verlangen selber aber von aller Welt (Ober-, Mittel- und Unterwelt) Achtung, sie gebärden sich als die bessere Hälfte der Menschheit. Dagegen bedeutete im Deutschen der schlichte Mann ehemals den schlechten Mann: so weit gieng das Misstrauen gegen den, welcher nicht die künstlicheren Gebärden und Ausdrücke der guten Gesellschaft besass.

---

## 6. Tugenden. Verbrechen, Sünde.

Κρεῖττον τ'ἀγαθὸν ἀληθείας, sagen die Neuplatoniker; das heisst nützlicher ist das Nützliche als die Wahrheit — natürlich. Wenn die Erhaltung und Förderung des Glückes die letzte Aufgabe ist, da mag die Wahrheit zusehen, wie sie dem Irrthum im Wettstreit Stand hält. Zuletzt aber wird sich die Menschheit auf die Wahrheit *einrichten* müssen, wie sie sich auf die Natur einrichtet, obwohl eine Allgegenwart liebevoller Mächte ein *angenehmerer* Glaube gewesen sein mag.

Dann wird viel trügliche Hoffnung und also viel Enttäuschung *weniger* sein, und der Anlass zum Trösten *seltener* als jetzt.

—

Jeden Augenblick kann eine moralische Empfindung so stark werden, dass sie partielle Unfruchtbarkeit erzeugt, zum Beispiel der Trieb nach Wahrheit könnte die Kunst tödten und den geselligen feinen Verkehr, ebenso die Beredsamkeit. Die Keuschheit. Die Freigebigkeit. Der Fleiss. Die Reinlichkeit. (Puritaner gegen das Theater. Xenophon gegen die Agone. Plato.)

—

Wir haben nur gegen uns selber wahr zu sein: gegen *andere* es zu sein ist *Aufopferung*, und nur in dem Falle, dass dazu der natürliche Hang in uns ist, ist auch die Wahrheit gegen andere ein Gebot der Natur, das befriedigt werden will. — Gegen uns selber ist es Selbsterhaltung; zum Beispiel unsere physischen Kräfte müssen wir uns *richtig vorstellen*. Uns im Geistigen einen Sprung zumuthen, zu dem unsere Beine nicht reichen, ebenso im Moralischen, ist Anlass zu Beinbrüchen und den schwersten Schmerzen; unsere Moralität hat das Maass ihrer Idealität an dem Maasse der uns möglichen Kraft, vorausgesetzt dass wir diese steigern können. Alles Wachsthum muss allmählich, nicht sprungweise geschehen. — Wie viel Elend ist in der Welt dadurch, dass man an sich den Maassstab einer unmöglichen Moralität legt! Man schämt sich doch nicht, wenn man nicht wie ein Läufer zu laufen vermag: aber in moralischen Dingen sind wir so kindisch, das *Fehlen* der natürlichen Bedingungen uns zur *Schuld* und *Schande* anzurechnen! Als ob wir unser Werk wären! Dies ist auch wirklich die Hypothese, auf der jenes Schamgefühl wuchs.

—



Diese handeln ganz egoistisch, aber ihr moralisches Urtheil ist erzogen, alles sofort unter dem Gesichtspunkt des Lößlichen und Tugendhaften zu sehen: sie sind vollendet in ihrer Unredlichkeit gegen sich und präsentiren in der Gesellschaft das „gute Gewissen“. Andere sind höher, aber ihr Urtheil ist pessimistischen Gewohnheiten hingegeben; sie legen sich alles egoistisch aus und sie *verachten* alles Egoistische. Ihre edelsten Handlungen hinterlassen in ihnen einen Bodensatz von Ekel. Es sind die, welche an eine *Tugend* glauben, *die es nicht giebt und geben kann!* Sie sind redlich, aber haben von ihrer Redlichkeit nur Qual und Ekel an sich: weil ihr Lustgefühl auf Handlungen beschränkt ist, deren sie selber sich nicht fähig wissen: aber sie schliessen, es müssten anderen diese Handlungen *möglich* sein: *was nicht wahr ist*. Der, welcher sagte: „ich habe das Gesetz erfüllt“, war gewiss nicht sehr anspruchsvoll in der Ausdeutung desselben und kein Grübler.

—

Sobald wir die Gerechtigkeit zu weit treiben und den Felsen unserer Individualität zerbröckeln, unsern festen ungerechten Ausgangspunkt ganz aufgeben, so geben wir die Möglichkeit der Erkenntniss auf: es *fehlt dann* das *Ding*, wozu alles Relation hat (auch gerechte Relation). Es sei denn, dass wir alles nach einem *ändern* Individuum messen, und die Ungerechtigkeit auf diese Weise erneuern, — auch wird sie *grösser* sein (aber die Empfindung vielleicht reiner, weil wir sympathisch geworden sind und im Vergessen von uns schon freier).

—

Die Menschen sehen allmählich einen Werth und eine Bedeutung in die *Natur* hinein, die sie an sich nicht hat. Der

Landmann sieht seine Felder mit einer Emotion des Werthes, der Künstler seine Farben, der Wilde trägt seine Angst, wir unsere Sicherheit hinein, es ist ein fortwährendes feinstes Symbolisiren und Gleichsetzen, ohne Bewusstsein. Unser Auge sieht mit all unserer Moralität und Cultur und Gewohnheiten in die Landschaft. — Und ebenso sehen wir auf andere *Charaktere*: sie sind für mich etwas anderes als für dich: Relationen und Phantasmen, unsere Grenzen gegen einander sind darin. — Was heisst da Gerechtigkeit! Die Fülle der Relationen wächst fortwährend, *alles*, was wir sehen und erleben, *wird bedeutungstiefer*. Beim Anblick der Sonne zum Beispiel. — Aber eine Unzahl von alten Bedeutungen und Symbolen *sterben* auch fortwährend *ab*, es entleert sich zugleich — und wenn wir auf dem Wege der Gerechtigkeit sind, so sterben die willkürlichen, phantastischen Auslegungen, womit wir den Dingen wehe und Gewalt thun: denn ihre *wirklichen* Eigenschaften haben ein Recht, und endlich müssen wir dies höher ehren als uns.



Damit einer aufrichtig sich der Gerechtigkeit im Grossen, gegen Menschen und Dinge, hingiebt, muss in ihm ein prototypischer Vorgang da sein: er muss zwei Gewalten oder mehrere im Kampfe fühlen, den Untergang keiner, ebenso wenig wie den Fortgang des Kampfes wünschen. So erfährt er in sich die Nöthigung zu einem *Vertrag*, mit Rechten der verschiedenen Gewalten gegen einander: und auch eine durch Gewöhnung an die Achtung dieser Rechte begründete *Lust an dem Gerechtsein*. Sein inneres Erlebniss strahlt nach aussen. Vielleicht dass einer auch von aussen her nach innen zu solchem gerechten Sinn kommt. Schonung ist die Praxis der Gerechtigkeit: vieles sehen, aber



nicht bemerken wollen, vieles ertragen, aber, um des allgemeinen Friedens willen, freudig dazu sehen — es kann ein Stoicismus werden, der wie ein Epicureismus *aussieht*.

➔

Ich bin peinlich *gerecht*, weil es die Distanz aufrecht erhält.

➔

Die Triebe haben wir alle mit den Thieren gemein: das Wachsthum der Redlichkeit macht uns unabhängiger von der Inspiration dieser Triebe. Diese Redlichkeit selber ist das Ergebniss der intellectuellen Arbeit, namentlich wenn zwei entgegengesetzte Triebe den Intellect in Bewegung setzen. Das Gedächtniss führt uns in Bezug auf ein Ding oder eine Person bei einem neuen Affect die Vorstellungen zu, die das Ding oder die Person früher, bei einem anderen Affect, in uns erregte: und da zeigen sich *verschiedene* Eigenschaften; sie zusammen gelten lassen ist ein Schritt der Redlichkeit, das heisst es dem, welchen wir jetzt hassen, nachtragen, dass wir ihn einst liebten und sein früheres Bild in uns mit dem jetzigen vergleichen, das jetzige mildern, ausgleichen. Dies gebeut die *Klugheit*: denn ohne dies würden wir, als Hassende, zu weit gehen und uns in Gefahr bringen. Basis der Gerechtigkeit: wir gestehen den Bildern *desselben* Dinges in uns ein Recht zu!

➔

Das Problem der Wahrhaftigkeit hat noch niemand erfasst. Das, was gegen die Lüge gesagt wird, sind Naivitäten eines Schulmeisters, und zumal das Gebot: „du sollst nicht lügen!“

➔

Wir sind geneigter, von den Dingen das zu glauben, was uns angenehm ist. Die Thiere, welche dazu weniger streng geneigt sind, die vorsichtigen, erhalten sich besser. Die Furchtsamkeit ein erster Schritt der Redlichkeit.

◆

Die Redlichkeit gegen uns selber ist *älter* als die Redlichkeit gegen andere. Das Thier merkt, dass es oft getäuscht wird, ebenso muss es sich oft verstellen. Dies leitet es, zu unterscheiden zwischen Irren und Wahrsehen, zwischen Verstellung und Wirklichkeit. Die absichtliche *Verstellung* ruht auf dem ersten Sinne der Redlichkeit gegen sich.

◆

Ich meine nicht, dass die Redlichkeit gegen sich etwas so absolut Hohes und Reines sei: aber mir ist dabei wie bei einem Erforderniss der Reinlichkeit. Es mag einer sein, was er will: Genie, oder Schauspieler — nur reinlich! (Heinrich Heine hat etwas Reines.)

◆

*Meine Aufgabe:* alle Triebe so zu sublimiren, dass die Wahrnehmung für das Fremde sehr weit geht und doch noch mit Genuss verknüpft ist: der Trieb der Redlichkeit gegen mich, der Gerechtigkeit gegen die Dinge so stark, dass seine Freude den Werth der anderen Lustarten überwiegt und jene ihm nöthigenfalls, ganz oder theilweise, geopfert werden. Zwar giebt es kein interesseloses Anschauen, es wäre die volle Langeweile. Aber es genügt die *zarteste* Emotion!

◆



Handlungen, die eine lange Zeit als Ausnahmen empfunden werden und *Ehre* bringen, werden endlich Uebung und gelten dann als *anständig*. Ebenso könnte die Redlichkeit in Betreff alles Wirklichen einmal Anstandssache werden, und der Phantast einfach als unanständig ausser Betracht kommen.

—

Unserem ganzen Organismus ist das vorschnelle Zuneigen und Abneigen, die Verstellung u. s. w. *eingeformt* worden: allmählich kann ihm auch die Wahrhaftigkeit angebildet werden und immer tiefer einwurzeln. Mit welchen Wirkungen? Einstweilen ist er ein bewegtes Netz von Lüge und Trug und deren Fangarmen: ganz thierisch-nützlich. Die Erziehung zur Wahrheit — ist sie eine Verbesserung des Thieres, eine höhere Anpassung an die Wirklichkeit? — Unser Wohlwollen, Mitleid, unsere Auföpfung, unsere Moralität ruht auf *demselben Unterbau* von Lüge und Verstellung wie unser Böses und Selbstisches! Dies ist zu zeigen! Der unangenehme, ja tragische Eindruck dieser Entdeckung ist unvermeidlich zunächst. Aber alle unsere Triebe müssen zunächst ängstlicher, misstrauischer werden, allmählich mehr Vernunft und Redlichkeit in sich aufnehmen, helllichtiger werden und immer mehr so den *Grund* zum *Misstrauen* gegen einander verlieren: so kann einmal eine grössere Freudigkeit entstehen, eine fundamentalere: einstweilen wäre diese *Freudigkeit* nur *dem Unredlichen möglich*. *Resignation und jene heroische Lust am Trotz und am Siege sind die einzigen Formen unserer Freudigkeit: wenn wir Erkennende sind*. Wie kommt es nur, dass wir gegen die *gründliche Verlogenheit und Verstelltheit* ankämpfen? Ein Gefühl der *Macht*, welches in der Entwicklung und dem Wirken unseres Intellects frei wird, treibt uns: es *macht Appetit*.

—

Die Lehre von der Mässigung ist eine Beobachtung der Natur. Was hoch und stark werden soll, muss seine Kraft immer wie ein Capital vergrössern und darf selber davon nicht leben wollen.

—

Auch die (chinesische) Tugend der Höflichkeit ist eine Folge des Gedankens: ich thue den Anderen wohl, *weil* es mir so zu gute kommt — doch so, dass dies „Weil“ vergessen worden ist. *Nicht* aber entsteht Wohlwollen auf dem angegebenen Wege durch Vergessen, — aber Höflichkeit ist doch sehr benachbart. Die Chinesen haben die Familienempfindung *durchgeführt* (Kinder zu den Eltern, die Römer mehr die der Väter zu der Familie: Pflicht).


—

Das, was über die Nothdurft *hinausgeht*, *höher* zu achten, das Entbehrliche, den Putz u. s. w., ein uralter Trieb: eine gewisse *Verachtung* gegen das, was den Organismus und das Leben constituirte. *Kalón* Griechen, *honestum* Römer — sehr sonderbar! Das Ausserordentliche? Die Moral wollte den menschlichen Handlungen eine Bedeutung geben, einen Putz, einen fremden Reiz, ebenso alle Beziehungen zur Gottheit. Ein *intellektueller* Trieb äussert sich so, das Leben soll interessant aufgefasst werden, und ehe man die Wissenschaft hatte, welche gerade alles, was zur Nothdurft gehört, im höchsten Maasse interessant machte, glaubte man sich über die Nothdurft erheben zu müssen, um den Menschen interessant zu finden. Deshalb die Annahme geheimnissvoller, dämonischer Gewalten in ihm u. s. w. (Namentlich wo die Befriedigung der natürlichen Triebe leicht ist, bei grosser Fruchtbarkeit des Bodens u. s. w., trat schnell Geringschätzung gegen das „Natürliche“ ein.)


—



Jene Moralität, welche am allerstrengsten von jedermann gefordert, geehrt und heilig gesprochen wird, die Grundlage des socialen Lebens: was ist sie denn als jene Verstellung, welche die Menschen nöthig haben, um miteinander *ohne Furcht* leben zu können? (so dass der Einzelne sich dem Anderen als gleich giebt und sich benutzen lässt, so wie er jenen benutzt). Der allergrösste Theil dieser Verstellung ist schon in Fleisch, Blut und Muskel übergegangen, wir fühlen es nicht mehr als Verstellung, so wenig wir bei Begrüssungsworten und höflichen Mienen an Verstellung denken: was sie trotzdem sind. Die gewöhnlichsten Arten der Verstellung sind: *erstens* man ähnelt sich seiner Umgebung an, man versteckt sich gleichsam in ihr; *zweitens* man macht es einem anderen Menschen, der Ansehen und Erfolg hat, nach und giebt sich als etwas Höheres, als man ist. Im ersten Falle folgt man der Sitte und wird „sittlich“, im zweiten Falle folgt man der Autorität und wird „gläubig“; unter allen Umständen erregt man keine Furcht mehr — denn wir haben jetzt viele „Unseres Gleichen“.



Unsere Sicherstellung des Nächsten durch sociale Maassregeln beweist *nicht* mehr Mitleiden, aber mehr Vorsicht und Kälte.



Wenn nicht das alte *jus talionis* noch fortwirkte, so würde man gewiss nicht gerade den Mörder hinrichten, sondern nach dem Satze, dass die Ehre mehr werth ist als das Leben, viel eher den Ehrenräuber, den Verleumder. Ebenso ist schmerzhaftes Verstümmelung und Aehnliches ein viel schwereres Leiden als das Sterben; folglich wäre der Grausame eher hinzurichten als der Mörder, insgleichen der gewissenlose

Arzt, Hebamme usw. Endlich, insofern der Urheber vieler Tode unheilvoller ist als der Mörder, so müssten alle Fürsten, Minister, Volksredner und Zeitungsschreiber, durch welche ein Krieg erregt und befürwortet worden ist, hingerichtet werden; ich meine natürlich die ungerechten Kriege. Aber man wird mir sagen, dass es keine ungerechten Kriege giebt.

◆

Es scheint, dass viele Verbrechen aus derselben Kraft stammen, aus der die pessimistische Denkweise stammt; sie sind die Entladung dieser Kraft in Handlungen.

◆

Wer eine herrschende *Leidenschaft* hat, der empfindet bei der Ausnahmehandlung einen Gewissensbiss, zum Beispiel der Jude (bei Stendhal), der verliebt ist und Geld für ein Armband von seinem Geschäft bei Seite legt, oder Napoleon nach einer generösen Handlung, der Diplomat, der einmal ehrlich gewesen ist u. s. w.

◆

Man nimmt verschiedene „beste Dinge“ vom Urtheil anderer an, (die selber sehr verschieden sind) und entdeckt, dass sie sich widersprechen: *das heisst*, man glaubt *sein* Gewissen in Unruhe.

◆

Wie kann sich der moderne Mensch den Vortheil der *Absolution* verschaffen, dem Gewissensbiss ein Ende machen? Ehemals hiess es: „Gott ist gnädig“: es hilft nichts, die Menschen müssen es jetzt sein!

◆



Um von den Sünden zu erlösen, empfahl man früher den Glauben an Jesus Christus. Jetzt aber sage ich: das Mittel ist, glaubt nicht an die Sünde! Diese Cur ist *radikaler*. Die frühere wollte einen Wahn durch einen anderen erträglich machen.

Nur ist es nicht so leicht, *nicht* zu glauben, — denn wir selber haben einmal daran geglaubt und alle Welt glaubt oder scheint doch daran zu glauben. Wir müssen nicht nur umlernen, sondern unsere Schätzungen *umgewöhnen* — es bedarf der *Uebung*.

—

„Alle Menschen sind Sünder“ ist eine solche Uebertreibung wie „alle Menschen sind Irre“, auf welche Aerzte gerathen könnten. Hier sind die Gradunterschiede ausser Acht gelassen, und das Wort und die Empfindung, welche der abnorme, äusserste Grad erweckt hat, sind auf das ganze verwandte Seelenleben der mittleren und niederen Grade mit übertragen. Man hat die Menschheit schrecklich gemacht dadurch, dass man eine Abnormität in ihr Wesen verlegte.

—

Wir können manches Wort einer fremden Sprache nicht nachsprechen, ja nicht einmal richtig *hören*. Wir können manche Dinge nicht sehen, wenn wir nicht gelernt haben, die Theile zu sehen. Auch das Sprechen, Hören und Sehen muss gelernt werden. Aber bei unserer ungenauen Beobachtung des Lernvorganges glauben wir in allen drei Fällen, der gute Wille genüge, und setzen bei einem jungen Menschen, dem es misslingt, bösen Willen voraus. Wie böse hat man sich die Menschheit dadurch gemacht, dass man ihr Unvermögen in den Willen verlegte!

—

## 7. Einzelbemerkungen.

„Ihr braucht nur Märtyrer zu sein, dann seid ihr eurer Sache gewiss!“ — so klang die Stimme der Verführung, mit der man über die Moralforderungen triumphirte. Ein Entschluss wie zum Zahnausziehen!

◆

Es ist ein Interesse des Menschen, das, was er seinem Eigennutze abgerungen hat und dem allgemeinen Besten opfert, mit so hohen Worten wie möglich zu benennen; die, welche wenig opfern, bestehen am strengsten auf der moralischen Prachtrede. Wem es natürlich ist, der will, dass *einfach* davon gesprochen werde, womöglich etwas zu gering: so fällt es nicht in die Augen und kann *still* geübt werden. Die Besten haben ein Interesse an der Verkleinerung der moralischen Wortwerthe. Andere haben die moralischen, erhabenen Attitüden nöthig, jene Halbschauspieler, deren Werth in dem liegt, was sie *bedeuten*, nicht in dem, was sie *sind*.

◆

Die Ehrlichkeit verlangt, das man anstatt der unbestimmten moralischen Worte von edlem Klange, wie sie üblich sind, nur die erkennbaren und in der Mischung überwiegenden Elemente bei Namen nenne, trotz dem Fehler der Unvollständigkeit und trotzdem, dass diese überwiegenden Elemente bisher einen bösen Klang hatten; aber wenigstens wird so ein falscher Heiligenschein zerstört. Man soll ein Ding *a potiori* nennen und nicht *a nibilo*.

◆

In der Wissenschaft der speciellsten Art redet man am bestimmtesten; jeder Begriff ist genau umgrenzt. Am unsichersten wohl in der Moral; jedermann empfindet bei jedem



Worte etwas anderes, und je nach Stimmung. Hier ist die Erziehung vernachlässigt, *alle* Worte haben einen Dunstkreis, bald gross, bald eng werdend.

◆

Ueber das Wetter, über Krankheiten und über Gut und Böse glaubt jeder mitreden zu können. Es ist das Zeichen der intellectuellen Gemeinheit.

◆

Um die Moral haben sich im Ganzen immer nur die sehr moralischen Menschen bekümmert, meistens in der Absicht, sie zu steigern. Was Wunder, dass eigentlich die unmoralischen und durchschnittlichen Menschen dabei fast unbekannt geblieben sind! Die moralischen Menschen haben über sie phantasirt und vielfach ihre Phantasien den Leuten in den Kopf gesetzt.

◆

Dieselben Dinge werden immer wieder *gethan*, aber die Menschen umspinnen sie mit immer neuen Gedanken (Werthschätzungen).

◆

Etwas, das seit langem besteht, nicht zu Grunde gehen lassen — eine vorsichtige Praxis, weil alles Wachsthum so langsam ist und selbst der Boden so selten günstig zum Pflanzen. Die bestehenden Kräfte *umbiegen* zu anderen Wirkungen!

◆

Das Problem in der Zeit der griechischen Tragödie war: wie konnten diese *grässlichen* Dinge eigentlich geschehen,

während die Täter Heroen und keine Verbrecher waren?  
Dies war die grosse Uebung in der Psychologie Athens.



Es ist die europäische Art des moralischen Idealismus, sich die moralischen Vorstellungen so hoch und so fein auszdichten, dass, wenn der Mensch von ihnen aus auf sein Handeln zurückblickt, er sich gedemüthigt fühlt. Diese Art Idealismus verträgt sich vorzüglich mit einem gewinn-süchtigen, rücksichtslosen, ehrgeizigen Leben. Die Minute der Demuth ist die Abschlagszahlung für ein Leben, welches mit jenem Idealismus nichts zu thun hat.



Seit Rousseau hat man die *Unmittelbarkeit des Gefühls* verherrlicht, sich jemanden an die Brust werfen, seinen Zorn wie seinen Speichel auswerfen u. s. w. Sonderbar, dass alle grossen Weisen der Moral das gerade Gegentheil verlangt haben! Zurückhaltung des Gefühls — und daher die Würde im Benehmen des sittlichen Menschen. Es giebt reizende, vollkommene Seelen, denen es wohl ansteht, weil sie kein Uebermaass in sich haben: aber das Gesetz nach einem Mozart machen, heisst doch — — —; wir sind keine Singvögelchen. Auch gute und respectable Gefühle, maasslos und unmittelbar geäussert, erregen Widerwillen gegen sich: so hat wohl jeder einmal das Mitleiden, das sich nicht in Schranken hält, zu allen Teufeln gewünscht.



Vergleich mit Pascal: haben *wir* nicht auch unsere Stärke in der Selbstbezwungung, wie er? Er zu Gunsten Gottes, wir zu Gunsten der Redlichkeit? Freilich: ein Ideal, die Menschen der Welt und sich selber entreissen, macht die



unerhörtesten Spannungen, ist ein *fortgesetztes Sichwidersprechen* im Tiefsten, ein seliges Ausruhen *über sich*, in der Verachtung alles dessen, was „ich“ heisst. Wir sind weniger erbittert und auch weniger gegen die Welt voller Rache, unsere Kraft auf einmal ist geringer, dafür brennen wir auch nicht gleich Kerzen zu schnell ab, sondern haben die Kraft der Dauer.

◆

Der Zustand Pascal's ist eine Passion, er hat ganz die Anzeichen und Folgen von Glück, Elend und tiefstem, dauern-dem Ernste. Deshalb ist es eigentlich zum Lachen, ihn so gegen die Passion stolz zu sehen — es ist eine Art von Liebe, welche alle anderen verachtet und die Menschen bemitleidet, ihrer zu entbehren.

◆

Pascal hat keine *nützliche* Liebe vor Augen, sonder lauter vergeudete, es ist alles egoistische Privatsache. Dass aus dieser Summe von Thätigkeiten sich eine neue Generation erzeugt, mit ihren Leidenschaften, Gewohnheiten und Mitteln (oder Nicht-Mitteln) sie zu befriedigen — das sieht er nicht. Immer nur den Einzelnen, nicht das Werdende.

◆

Die Huldigung des Genie's vor der Güte bei Schopenhauer war eine schöne Attitüde.

◆

Der Dünkel, das Gefühl der Macht ist oft ganz unschuldig und gebärdet sich wie ein Kind, ohne von gut und böse zu wissen.

◆

Sagt nicht, dass die Langeweile sie plagt: sie wollen an nichts anbeissen, weil ihr Wille zur Macht nicht weiss, wie er zu sättigen ist — alles andere ist nichts dagegen.

◆

Moralität: wir legen unseren Handlungen einen imaginären Werth bei (abhängig vom *Erfolge*), die Empfindung des *Nicht-mehr-Sclaven!* Auf alles drückt er das Siegel der neuen Freiheit. Stärkstes Gefühl der *Veränderung*, wenn der Slave thun kann, was er will.

◆

Geistesgegenwart: das heisst die Fähigkeit sich seine Worte und Handlungen durch die Umstände dictiren zu lassen, — ist also eine Fähigkeit zu lügen und zu heucheln.

◆

Die Plage durch die Begierde ist an sich nicht so gross, wenn man sie für nichts Böses hält. So wenig als der Stuhl-drang uns tiefe Seelennoth macht.

◆

Sie nennen es meinen Muth, andere werden es meine Schamlosigkeit nennen. Das Loben und Tadeln trifft nicht die Sache, sondern ein Verhältniss des Lobenden und Tadelnden zu dieser Sache.

◆

„Du sollst nicht stehlen!“ Aber wo hört denn das Eigenthum auf? Ein Gedanke, ein Antrieb, ein Gesichtspunkt, der Ausdruck eines Bildes, eines Gebäudes, eines Menschen — ist es nicht alles Eigenthum? Und alles stehlen wir fortwährend. Wir stehlen alle Dinge und Sonnen in uns



hinein, wir tragen alles *für uns* fort, was da ist, ja was ehemals geschehen ist. Wir denken nicht an die Anderen dabei. Jeder *individuelle* Mensch sieht zu, was er alles für sich bei Seite schaffen kann.

—

Im Sittlichen muss man nicht an seine äussersten Grenzen gehen: sonst geräth man in den Ekel am Sittlichen.

—

Das Genie das Erzeugniss *glücklicher Zufälle*: seine Bedingungen weiss man nicht voraus. Die reine Begünstigung im Sinne der bisherigen Moralität macht durchaus kein Genie und keine Fruchtbarkeit; von der Erziehung und Verwendung der bösen Triebe und Zufälle weiss die Moral nichts, desto mehr die Praxis. Es ist unmöglich, Genie's *absichtlich* zu fördern — dann müsste man sie durch und durch kennen. Frauen, in ihrer Absicht der Förderung, richten sie gewöhnlich zu Grunde.

—

Die Verfeinerung der Intelligenz verfeinert auch unsere Bosheit, und die Lust am Intellect giebt uns zuletzt auch Lust an der verfeinerten Bosheit der Anderen. Der Fortschritt besteht in dem Grade, als der Mensch Bosheit vertragen kann, *ohne zu leiden*.

—

Die Moralität wirkt malerisch, wenn sie lange durch Unmoralität aufgestaut war.

—

Auf Menschen, denen viel Plötzliches begegnet, sei es von aussen oder von innen her, wirkt alles, was ruhig erwartet werden kann, humanisirend: also zum Beispiel jede Gewohnheit, welche über sie und über ihre Gesellschaft herrscht:

denn das Gewohnte macht keine rasche Spannung, keine schnelle Maassregel nöthig. Plötzliches ungestümes Handeln ist ebenso halb-wildenhaft wie plötzliches ungestümes Ueberwundenwerden von Affecten. Für solche Zustände besteht das Moralische im Gewohnten, Ruhigen, Abwartenden, Ueberlegenden. In anderen Zeitaltern, wo dagegen gerade ein Uebermaass von diesen Eigenschaften existirt, scheinen die Leidenschaften und ungestümen Handlungen moralischer; es ist, als ob den Menschen dieser Zeiten ein Blick in die Natur dabei gegönnt wäre, so dass ihnen freier, kühner, erregter zu Muthe wird, sie halten also das Plötzliche für das humanisirende Element, wie jene Früheren das Gegentheil.

—

Gesetzt, man erwartet immer das Böse, die unangenehme Ueberraschung, so ist man immer in feindseliger Spannung, wird für andere unerträglich und leidet selber an der Gesundheit: solche Naturen sterben aus. Im Ganzen sind nur die zufriedeneren und hoffnungsreicheren Racen am Leben geblieben. — Wer immer Schlimmes erwartet, wird böse, nämlich feindselig, argwöhnisch, unruhig; dies ist die Wirkung pessimistischer Denkweisen.

—

*Was an uns bemerkbar* ist, das wächst oder verwelkt unter dem Einflusse des Lichtes, das von den anderen Menschen auf uns strahlt: gleichsam als ob die Augen der Menschen für uns nothwendige Wärme- und Lichtquellen wären. Als bemerkbar und bemerkt, regulirt sich das Wachsthum nach den Anderen, zum Beispiel unsere Haltung, Miene. — *Dann* was wir bemerken, aber andere nicht wissen können! — und *endlich* das, was auch wir nicht bemerken! Die Grenzen



sind verschieden, *vieles* ist mir im *Licht*, was anderen im *Dunkel* ist, und *entwickelt sich* folglich *anders*, zum Beispiel Religiosität, Sinn für Wahrheit, Sympathie, Laster.

—

Es giebt bei jeder Handlung erstens das wirkliche Motiv, das verschwiegen wird, zweitens das *présentable*, eingeständliche Motiv. Letzteres geht von uns aus, von unserer Freude, unserem Individuum, wir *stellen uns individuell* damit. Ersteres aber hat die Rücksicht auf das, was die Anderen denken, wir handeln, wie jeder handelt, wir *présentiren* uns als Individuen, aber handeln als Gattungswesen. Komisch! Zum Beispiel ich suche ein Amt: 2. „ich bin es mir schuldig, mich nützlich zu machen“; 1. „ich will meines Amtes wegen von den Anderen respectirt werden“.

—

Oft kommen zwei Menschen zusammen, deren Sittlichkeit so schlecht zusammen passt, dass der Eine da ein vacuum hat, wo der Andere seine Kraft und Tugend fühlt; sie nennen sich gegenseitig „*unsittlich*“.

—

Die Freude unserer Feinde an unserem Unglück *mitgeniessen* ist möglich.

—

Man könnte die Menschen darnach *abschätzen*, wie hoch das Glück eines Jeden ist, das ihm überhaupt *möglich* ist: wiederum, wie viel Glück er mitzutheilen vermag, wie viel Unbehagen und Unglück u. s. w.

—

Du weisst wohl, es ist eine Ehrensache, öffentlich über den Charakter und die Motive eines Menschen zu reden. Freund! Es ist auch eine Ehrensache, über sie bei dir *nach-zudenken!*

◆

Wir können nur die Charaktere begreifen, die wir aus uns bilden können, und nur *so viel von ihnen*. Wie unser Auge nur sehen kann, wozu es sich *geübt* hat.

◆

Es giebt eine gierige und athemlose Art zu denken. Auch hier ist Moralität nöthig.

◆

Wenn unsere Triebe gleich stark sind und nach entgegengesetzten Zielen uns ziehen, entsteht jener Kampf und jene Noth, welche die Moralisten so hoch stellen. Eigentlich ist für viele die Tugend nichts werth, wenn sie nicht einen solchen Kampf macht; das heisst man will, dass die entgegengesetzten Triebe ebenso stark seien! Ein Laokoon, der seine Schlangen zerdrückt! Eine pathetische Attitüde!

◆

Einem Regiment treu und gewissenhaft gedient zu haben, welches sich zuletzt als ein böses und verhängnissvolles herausstellt — und nicht mehr zurück, nicht mehr rechts und links können — welche Bitterkeit! In der Schlinge seiner arglosen Tugend sich gefangen sehen! Gewissenhaft sein und als sicheren Lohn die Verachtung derer, die das Regiment verachten, das heisst der Besten zu ernten! Da



auszuharren kann heroischer sein, als die Flucht und der Kampf und das Preisgeben der Sicherheit und der Güter.



Entwickele alle deine Kräfte — aber das heisst: entwickele die Anarchie! Gehe zu Grunde!



Schauer und Umwandlung beim Anblick einer schönen That: wie bei grossen Felsen und plötzlichen entzückenden Ausblicken auf eine blühende Vegetation.



# Die vorliegende Ausgabe der Werke Friedrich Nietzsches wird im Auftrage seiner Schwester veranstaltet.

Herausgeber sind: Dr. Richard Oehler, Max Oehler und  
Dr. Friedrich Chr. Würzbach.

## Nachbericht.

### Abkürzungen:

- W. = Gesamtausgaben von Nietzsches Werken (Groß-  
u. Kleinoktav, die in Text und Seitenzahlen  
übereinstimmen; die Philologica hat nur die  
Großoktav-Ausgabe).  
Br. = Gesammelte Briefe.  
Eins. N. = „Der einsame Nietzsche“ von Elisab. Förster-  
Nietzsche.

Nachdem sich Nietzsche mit der Schrift „Menschliches, Allzumenschliches, ein Buch für freie Geister“ und ihren Fortsetzungen „vom Unzugehörigen in seiner Natur frei gemacht“ und bald darauf (Frühjahr 1879) auch die Fessel seines Amtes abgestreift hatte, stürmt er rasch und unaufhaltsam zu *seiner* Höhe empor. Mit der „Unerschrockenheit, ja Zuneigung zu harten und bösen Konsequenzen“, die bereits der Student an sich beobachtet hatte, wird die gesamte Menschheitsgeschichte kritisch durchforscht nach lebenssteigernden und lebensfeindlichen Elementen, unerbittlich wird den letzteren der Krieg erklärt, schonungslos werden die bisherigen moralischen Wertschätzungen der Kulturmenschheit, die platonische, die buddhistische, die christliche samt allen ihren Ausläufern im Bereich der Gesellschafts- und Staatenentwicklung, der Kunst und der Wissenschaft, ihrer lebensschwächenden Tendenzen wegen zur Rechenschaft gezogen, woraus das gründlichste aller Mißverständnisse der Lehren Nietzsches — und es gibt deren viele —, die Gleichsetzung seines von ihm selbst so genannten „Immoralismus“ mit Unmoral (im landläufigen Sinne) entstanden ist. Nur wenige schöpferische Geister der Vergangenheit waren von einer gleich starken Glut ethischer Leidenschaft beseelt; Einreißen und Forträumen alter, morsch gewordener Kulturbauten ist nur die Vorbereitung zum Aufführen eines neuen, gewaltigen



Zentralbaues zukünftiger Menschheitskultur; dem *Umwerten* mußte das *Entwerten*, d. h. der Nachweis der Wertlosigkeit bisheriger Schätzungen, vorausgehen.

Mit der „Morgenröte“ deren später (1886) geschriebene Vorrede im ersten Entwurf die Überschrift „Wir Immoralisten!“ trug, tut Nietzsche in dieser Richtung den ersten entscheidenden Schritt. „Mit diesem Buche beginnt mein Feldzug gegen die Moral.“ — „Dies *ja-sagende* Buch strömt sein Licht, seine Liebe, seine Zärtlichkeit auf lauter schlimme Dinge aus, es gibt ihnen ‚die Seele‘, das gute Gewissen, das hohe Recht und *Vorrecht* auf Dasein wieder zurück.“ — „Wenn man den Ernst von der Selbsterhaltung, Kraftsteigerung des Leibes, *das heißt des Lebens*, ablenkt, wenn man aus der Bleichsucht ein Ideal, aus der Verachtung des Leibes ‚das Heil der Seele‘ konstruiert, was ist das anderes, als ein *Rezept* zur *décadence*? — Der Verlust an Schwergewicht, der Widerstand gegen die natürlichen Instinkte, die ‚Selbstlosigkeit‘ mit *Einem* Worte — das hieß bisher Moral. — Mit der ‚Morgenröte‘ nahm ich zuerst den Kampf gegen die Entselbstungs-Moral auf.“

Mit diesen „Ecce homo“ entnommenen Worten kennzeichnet Nietzsche selbst scharf und knapp — schärfer noch als in der Vorrede von 1886 — die bedeutungsvolle Stellung, die die „Morgenröte“ in seinem Gesamtschaffen einnimmt.

Hier ist daran zu erinnern, daß die *erste Befassung* mit moralistischen Problemen viel weiter zurückliegt, als man nach den von Nietzsche selbst veröffentlichten Schriften annehmen könnte; vergl. dazu Nachbericht zu Bd. VI, S. 354/55.

Aus persönlicher Erinnerung teilt Peter Gast, der während der Entstehungszeit der „Morgenröte“ viel mit Nietzsche zusammen war, mit, „daß es Nietzsche bei den analytischen Untersuchungen dieses Buches vornehmlich auf zwei psychologische Probleme ankam:

„Erstens: auf das Problem der *Furcht*. (Die Furcht als Lehrmeisterin der Mitempfindung und damit des Erratens und Verstehens der Anderen, als Entwicklerin der Intelligenz, der Verstellung, des Sinnes für Sicherheit, für feste ‚Wahrheiten‘ usw.) Vergl. die Aphorismen 26, 57, 104, 142, 173, 174, 220, 241, 250, 309, 310.

„Zweitens auf das Problem der *Macht*, — das merkwürdigerweise in Nietzsches nächstem Werk, der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘, wieder zurücktritt, um dann im ‚Zarathustra‘ mit dem Signum ‚der Wille

zur Macht<sup>6</sup> seine weltbewegende Bedeutung zu erlangen. In der „Morgenröte“ tastet noch Nietzsche nach diesem Ausdruck. Er spricht vom „Gefühl der Macht“, vom „Bewußtsein der Macht“, vom „Bedürfnis des Machtgefühls“, kommt aber doch dem endgültigen Terminus mit den Ausdrücken „Liebe zur Macht“, „Streben nach Macht“ und „Machtgelfüst“ schon sehr nahe. Vergl. die Aphorismen 113, 140, 146, 184, 189, 201, 204, 245, 262, 271, 348, 356, 360.“ (W. IV, Auflagen seit 1909, Nachbericht S. 383/84.) —

Verglichen mit „Menschliches, Allzumenschliches“, dem die kühle und nüchterne Atmosphäre einer strengen, selbstverordneten „geistigen Kur“ — um ein von Nietzsche selbst angewandtes Bild zu gebrauchen — anhaftet, atmet „Morgenröte“ eine milde, ja warme Stimmung; „es sind so viele bunte und namentlich rote Farben darin!“ (Nietzsche an Gast; Br. IV, S. 62.) Diese innere Glut, die sich schon im „Wanderer“ ankündigt, sich in der „Fröhlichen Wissenschaft“ noch erheblich steigert, bis sie im „Zarathustra“ als helle Flamme des stärksten künstlerischen Enthusiasmus emporlodert, war der unmittelbare Ausdruck des Glücksgefühls über die nun endlich erreichte und bewußt empfundene Freiheit, das Abwerfen auch der letzten Fesseln, die Loslösung von allen tyrannisierenden Idealen, das Zurückfinden zu sich selbst. „Nie habe ich so viel Glück an mir gehabt, als in den kränksten und schmerzhaftesten Zeiten meines Lebens: man hat nur die „Morgenröte“, oder etwa den „Wanderer und seinen Schatten“ sich anzusehen, um zu begreifen, was diese „Rückkehr zu *mir*“ war: eine höchste Art von *Genesung* selbst! . . . Die andere folgte bloß daraus“. (Ecce homo, Abschn. „Menschliches, Allzumenschliches“, 4.)

Über den auffallenden Gegensatz zwischen der angreifenden Tendenz der „Morgenröte“ und ihrem gütigen, warmen Ton hat sich der Verfasser selbst mehrfach geäußert: „Was vielleicht am schwersten an diesem schwerverständlichen Buche zu begreifen ist, das ist die Ironie des Gegensatzes zwischen seinem Thema, einer Auflösung und Aufdröselung der moralischen Werte — und seinem Tone, dem der höchsten, mildesten, weisesten Gelassenheit: ein beständiger Widerspruch, an dem ein Schwerleidender, ein dem Leben Abgewandter sich wie an seinem letzten Mutwillen ergötzte. (Vorreden-Material 1885–1888. W. XIV, S. 400.) In „Ecce homo“ hebt Nietzsche hervor, daß das Buch „nicht den geringsten Pulvergeruch an sich habe“,



obwohl damit ein Feldzug eröffnet werde; er vergleicht es weiterhin einem „Seegetier, das rund und glücklich in der Sonne liegt“, er nennt es „tief, aber hell und gütig“.

Wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, trug sich Nietzsche im Jahre 1880 mit einer ganzen Reihe von Plänen zu Büchern und kürzeren Abhandlungen, die nicht zur Ausführung kamen:

<sup>1)</sup> „*Vita contemplativa*. Fingerzeige und Wegweiser dahin.“ — „*Die Emigranten*.“ — „*Passio nova oder von der Leidenschaft der Redlichkeit*.“ Varianten dieses Titels lauten: „*Zur Geschichte der Redlichkeit*.“ „*Die Leidenschaft der Redlichkeit*.“ — „*Vertraulichkeiten mit dem nächsten Freunde und dem nächsten Feinde*.“ — „*Religion der Tapferkeit*. 1. Leidenschaft der Redlichkeit. 2. Die größte Frage. 3. Tapferkeit und nichts mehr.“ — „*Die große Frage*.“ — „*Vom Aberglauben*.“ — „*Vom Loben und Tadeln*.“ — „*Von der zulässigen Lüge*.“

Die „Pläne“ gehören zu den Schriften über die „Redlichkeit“ und „die Emigranten“.

#### „Plan.“

1. Kap. Wir glauben, es sei der Gegensatz einer Leidenschaft: aber es tut wohl, und deshalb beginnen wir den Kampf gegen die Leidenschaft zu Gunsten der Vernunft und Gerechtigkeit. Wir Arglosen!

2. Kap. Wir entdecken plötzlich, daß es alle Merkmale der Leidenschaft selber trägt. Wir leiden bei dieser Erkenntnis, wir trachten nach dem ungetrübten, morgenstillen Lichte des Weisen. Aber wir erraten: auch dieses Licht ist *leidenschaftliche Bewegung*, aber sublimiert, für Grobe unerkennbar.

3. Kap. Wir suchen uns der Knechtschaft zu entziehen, wir beugen uns anderen Leidenschaften (Kunst). Wir suchen sie durch Zerlegung zu töten, durch Ableitung ihres Ursprungs. Wir entdecken dabei, *wie* überhaupt Leidenschaften entstehen, *wie* sie *veredelt* werden und wirken.

4. Kap. Die Rückwirkung von außen beginnt: alles, was wir selber dagegen eingewendet haben, um uns los zu machen, alle unsere Irrtümer kehren von außen her auf uns los, als Zerfall mit Freunden usw. Es ist eine neue und unbekannte Leidenschaft. Ihre düstere Seligkeit! sie läßt uns tragen! sie wirkt Einsamkeit, sie enthüllt uns die Denker.“

<sup>1)</sup> Vergl. W. XI, S. 410 ff.

„Zum Plan

Wodurch ist das Bedürfnis nach einem *festen Halt* so groß geworden? Weil wir angelehrt worden sind, *uns* zu mißtrauen: das heißt weil wir keine Leidenschaft mehr haben dürfen, ohne schlechtes Gewissen! Durch diese Verlästerung unseres Wesens ist der *Trieb nach Gewißheit* außer uns so groß geworden. 1. religiöser Weg, 2. wissenschaftlicher Weg, 3. Hingebung an Geld, Fürsten, Parteien, christliche Sekten usw.: welche wir fanatisch nehmen müssen, also falsch verstehen *müssen*, damit sie uns das Begehrte leisten. Die Juden hatten diese Verachtung von sich und vom Menschen überhaupt.

Ziel: 1. Die noch so sehr sicher gestellte Welt ist zuletzt einer *individuellen Messung* unterworfen: solange wir forschen, können wir das Individuum oft ausschließen; zu dem, was wir zuletzt finden, gibt es immer eine *subjektive Stellung*! 2. wir müssen stolz genug von uns denken, um eine subjektive Stellung nur zu wirklichen Dingen einzunehmen, nicht zu Schemen! und lieber den Zweifel und die Meerfahrt ertragen, als zu schnell Gewißheit wollen! 3. Die Ehre der *eigenen Seele* wieder herstellen!“

„Zum Plan.

Ein Bild des *Griechentums* als der Zeit, die die meisten Individualitäten hervorgebracht hat. Das Fortleben in der Renaissance!

Polemik gegen mittelalterlich, höfisch, liberal-parlamentarisch, sozialistisch. Ich sehe die sozialistischen Körper sich bilden, unvermeidlich! Sorgen wir, daß auch die *Köpfe* für diese *Körper* anfangen zu keimen! Jene Organisationen bilden den zukünftigen Sklavenstand, mit allen ihren Führern — aber darüber erhebt sich eine Aristokratie vielleicht von *Einsiedlern*! Es ist *die Zeit des Gelehrten vorbei*, der wie alle anderen lebt und glaubt (als Werkzeug der Kirche, der Höfe, der kaufmännischen Parteien usw.)! Der *große Heroismus* tut wieder not!

Die einzige erobernde Macht großen Stils ist Rußland (*ohne* dies Erobern-wollen sind die Staaten kastriert! Es gehört *dazu*, überschüssige Kraft nach außen zu wenden!) Folglich wird es Europa nötigen sich zu einigen. Aber den Sozialismus ergreift der endliche Ekel dieses Kriegszustands ohne Ende und überbrückt den Völker- und Dynastienhader! Wir gehen *wilderer* Zeiten entgegen! Das ist ein Vorzug, denn diese übernervöse Gegenwart ist nichts mehr wert,



eine Reinigung vom Hyperchristlich-Moralischen tut not, ein *Zu-Grunde-gehen* und *Ohnmächtigwerden* der Eleganten, Unkräftigen, Verzärtelten usw.“

„1) Das verschiedene *Wachstum* der Triebe unter dem Klima der verschiedenen moralischen Grundurteile.

2) Gründe der Verschiedenheit des moralischen Urteils.

3) Irrtümlichkeit und Wahn aller moralischen Urteile.

4) Kann die Wissenschaft Ziele geben? Nein.

5) Die individuelle Moral: unsere Triebe nach *unserem* Ideal formiert und mit Hilfe der Wissenschaft. (Als Künstler unser Ideal *schaffen*.)

6) Die günstigen politischen und sozialen Verhältnisse für diese Einsiedler!“

Ferner findet sich ein Verzeichnis von Kapitelüberschriften, das bereits an die Stoffverteilung der jetzigen „Morgenröte“ erinnert:

„§ 1. Mensch der Erkenntnis, sein Werden, seine Aussichten.

§ 2. Ur-Moral.

§ 3. Christentum.

§ 4. Zeit-Moral (Mitleid).

§ 5. Orientierung über die nächste Umgebung, Stände, Völker usw.

§ 6. Aphorismen über die Affekte.“

Die frühesten Aufzeichnungen zu den Vorstufen der „Morgenröte“ sind im Februar 1880 in Riva, wohin sich Nietzsche nach der schweren Erkrankung des Winters 1879/80 auf einige Wochen begeben hatte, entstanden. Während des dann folgenden Aufenthaltes in Venedig (Mitte März bis Anfang Juni 1880) diktierte Nietzsche dem Freunde Gast eine umfangreiche Sammlung einzelner Gedanken, die er „L'ombra di Venezia“ nannte, und die die erste Vorstufe der „Morgenröte“ bildet. Ihr Inhalt wurde, stark überarbeitet, etwa zur Hälfte für das spätere Buch benutzt. Das Heft enthält folgende Vorrede, die als Ausdruck der gelassenen, allem Fanatischen abholden Stimmung Nietzsches während der Entstehungszeit der „Morgenröte“ wichtig ist:

„Vorrede.

„Als ich jüngst den Versuch machte, meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschrak ich über ein

gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind, — häßliche Abzeichen, um derentwegen ich die Schriften zu Ende zu lesen nicht ausgehalten hätte, wäre der Verfasser mir nur etwas weniger bekannt gewesen. Der Fanatismus verdirbt den Charakter, den Geschmack und zuletzt auch die Gesundheit: und wer diesen dreien zugleich wieder von Grund aus aufhelfen will, muß sich auf eine langwierige Kur gefaßt machen.

„Nachdem ich soviel und dazu nicht das Erbaulichste von mir gesagt habe — wie es die Sitte der Vorrede zwar nicht anrät, aber doch erlaubt —, darf ich wenigstens hoffen, damit erreicht zu haben, daß meine neuesten Gedanken, welche ich im vorliegenden Buche mitteile, *nicht ohne Vorsicht* gelesen werden.“ —

Weitere Aufzeichnungen entstanden im Sommer 1880 in Marienbad, im Herbst (Septb. bis Anf. Okt.) in Naumburg, in Stresa am Lago maggiore (10. Okt. bis 8. Novb.) und besonders in Genua (9. Novb. 1880 bis 25. Apr. 1881).

In Genua schuf Nietzsche, bei gebesserter Gesundheit, aus dem inzwischen beträchtlich angewachsenen Handschriftenmaterial die erste Niederschrift des fertigen Buches. Am 26. Januar 1881 sandte er sie an Peter Gast nach Venedig zur Abschrift.

Als Titel war zunächst „*Die Pflugschar*“ geplant (vergl. Nachbericht zu Bd. VIII, S. 412/13). Da Gast auf das Titelblatt seiner Abschrift den Vers aus dem Rigveda gesetzt hatte: „Es gibt so viele Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben“, so kam Nietzsche der Gedanke, das Buch „Eine Morgenröte“ und schließlich „Morgenröte“ zu nennen (Br. IV, S. 45/47, 62).

Schon am 9. Februar hatte Nietzsche Gasts Reinschrift in Händen. Nachdem er noch einen Nachtrag hinzugefügt hatte, „damit alles recht *unzweideutig* herauskomme“, den Gast gleichfalls abschrieb, ging das Druckmanuskript am 13. März an Nietzsches damaligen Verleger E. Schmeitzner in Chemnitz ab. Im Juli erschien das Buch. Die Vorrede wurde erst 1886, als der Verlag der Schriften Nietzsches an E. W. Fritzsch in Leipzig überging, hinzugefügt.



Nietzsche bezeichnet bereits in Briefen aus der Entstehungszeit der „Morgenröte“ ihren Inhalt als „gehaltvoll“ (an Gast 9. 2. 81 u. 24. 2. 81), als „wichtig“ (an den Verleger 13. 3. 81), als „entscheidend“ (an die Schwester 10. 4. 81). Trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — war er voller Besorgnis, wie das Buch aufgenommen werden würde: An den Verleger schreibt er bei Übersendung des Manuskripts: „es kostet mich einen bitteren Entschluß, es aus der Hand zu geben“ und schließt den Brief „mit einigem Herzklopfen“. In dem Brief an Gast vom 20. 3. 81 heißt es: „Wie eigentlich so ein Buch empfunden wird, möchte ich gern wissen; ich habe den schlimmsten Argwohn, wenn ich z. B. nach dem Briefe Rohdes<sup>1)</sup> weiter rate und mir den *ungeneigten* Leser denke — was im Grunde, für den Fall des neuen Buches, jedermann sein wird!“ . . . . . „*Schädlich* wenigstens wird das Buch nicht wirken, — nur daß ich selber es zu büßen haben werde! Ich gebe ja nicht nur den hochmoralischen, sondern allen anständigen und braven Menschen einen Anlaß, sich ihrer Moralität und Bravheit auf meine Unkosten zu freuen. Ich will zusehen, wie ich davonkomme; weiß ich doch besser, als alle es wissen können, daß *Alles noch zu tun ist*. . . .“

Der Argwohn Nietzsches war begründet; sein Brief von 14. August 1881 an Gast ist eine erschütternde Klage über den Mangel an Verständnis auch der Nächststehenden: „Zuletzt — wenn ich nicht meine Kraft aus mir selber nehmen könnte, wenn ich auf Zurufe, Ermutigungen, Tröstungen von außen warten müßte, wo wäre ich! was wäre ich! Es gab wahrhaftig Augenblicke und ganze Zeiten meines Lebens (z. B. das Jahr 1878), wo ich einen kräftigenden Zuspruch, einen zustimmenden Händedruck wie das Labsal aller Labsale empfunden hätte — und gerade da ließen mich alle im Stich, auf welche ich glaubte mich verlassen zu können, und die mir jene Wohltat hätten erzeigen *können*. Jetzt erwarte ich's nicht mehr und empfinde nur ein gewisses trübes Erstaunen, wenn ich z. B. an die Briefe denke, die ich jetzt bekomme, — alles ist so unbedeutend, keiner hat etwas durch mich erlebt, keiner sich einen Gedanken über mich gemacht, — es ist achtbar und wohlwollend, was man mir sagt, aber ferne, ferne, ferne.“

---

<sup>1)</sup> Wohl vom 22. Dez. 1879 über die „Vermischten Meinungen und Sprüche“ und den „Wanderer“, oder vom 16. Juni 1878 über „Menschliches, Allzumenschliches“.

Durch alles mannhafte Bestreben, sich jetzt mehr denn je ganz auf sich selbst zu stellen, durch alles beseligende Schaffensglück bricht gerade in dieser Zeit, die ihn so entscheidende Schritte vorwärts tun ließ, immer wieder das Sehnen nach ermutigender, sein Vertrauen zu sich selbst stärkender Zustimmung hindurch: „Wie oft bin ich in dem Zustande — schreibt er am 24. 3. 81 dem Freunde Rohde — „ . . . . . wo ich eine ‚Transfusion‘ von Kraft, nicht von Lammbhut, sondern von Löwenblut, recht von Nöten hätte . . . . . Ach, Freund, so muß ich denn fort und fort vom ‚eigenen Fette‘ leben: oder, wie jeder weiß, der dies einmal recht versucht hat, vom eignen *Blute* trinken! Da gilt es, sowohl den Durst nach sich selber nicht verlieren, als auch sich nicht *auszutrinken*.“

„Es ist schwer — heißt es in einer Aufzeichnung aus der Entstehungszeit der „Morgenröte“ — ein frohes Selbstbewußtsein aufrecht zu erhalten, wenn man auf eigenen und neuen Pfaden geht. Wir können nicht wissen, was wir *wert* sind, das müssen wir den anderen glauben; und wenn diese uns nicht richtig beurteilen *können*, eben weil wir auf unbekannten Wegen gehen, so werden wir uns selber bedenklich: wir brauchen den frohen, ermutigenden Zuruf. Die Einsamen werden sonst *düster* und verlieren die *Hälfte ihrer Tüchtigkeit* und ihre Werke mit ihnen.“

---

Als Druckvorlage dienten W. IV und XI. Die Aufzeichnungen aus dem Nachlaß über Moral wurden, als dem Inhalt der „Morgenröte“ nächstverwandt, ihr angeschlossen. Das übrige Nachlaßmaterial aus der Zeit der Morgenröte wird der nächste Band bringen.

Weimar und Leipzig im April 1924.

Max Oehler. Dr. Richard Oehler.

---



Diese einmalige Monumentalausgabe erscheint in 1600 Exemplaren: davon Nr. 1—15 auf Japan-Velin, Nr. 16—200 auf Haderpapier, Nr. 201—1500 auf reinem holzfreiem Papier. Hundert Exemplare Nr. I—C gelangen nicht in den Handel. Den Druck besorgt die Offizin W. Drugulin in Leipzig. Es werden gebunden: Nr. 1—15 in Ganzleder von A. Köllner, Nr. 16—200 in Ganzpergament von Hübel & Denck und Nr. 201—1500 in Halbleder von A. Köllner, beide in Leipzig.

Dieses Exemplar trägt die Nummer 1105

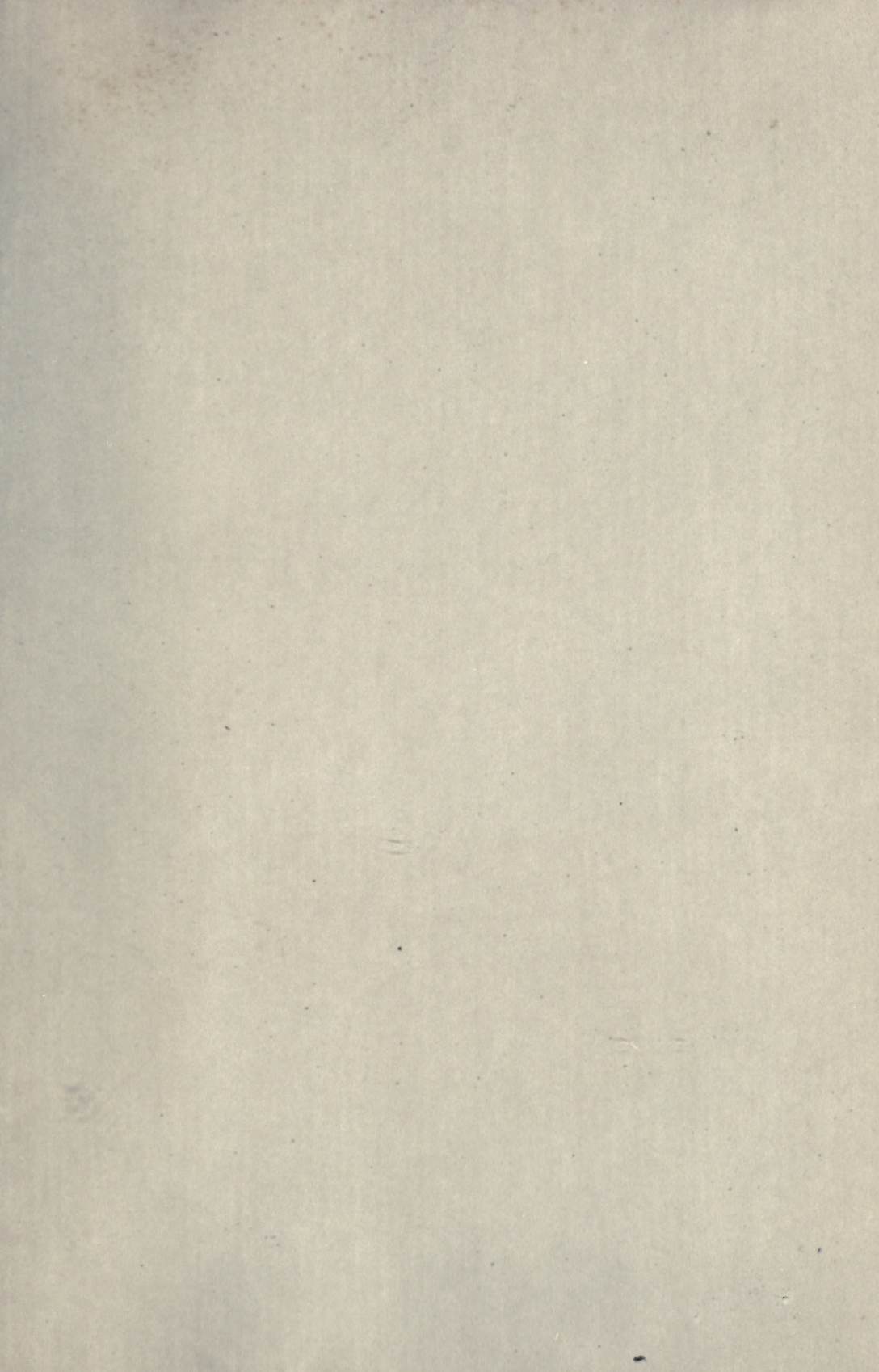


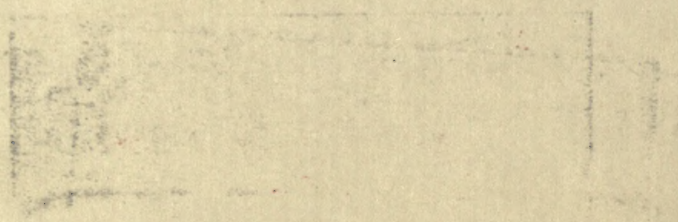














PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

B  
3312  
A2  
1920  
Bd. 10

Nietzsche, Friedrich Wilhelm  
Gesammelte werke



